

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

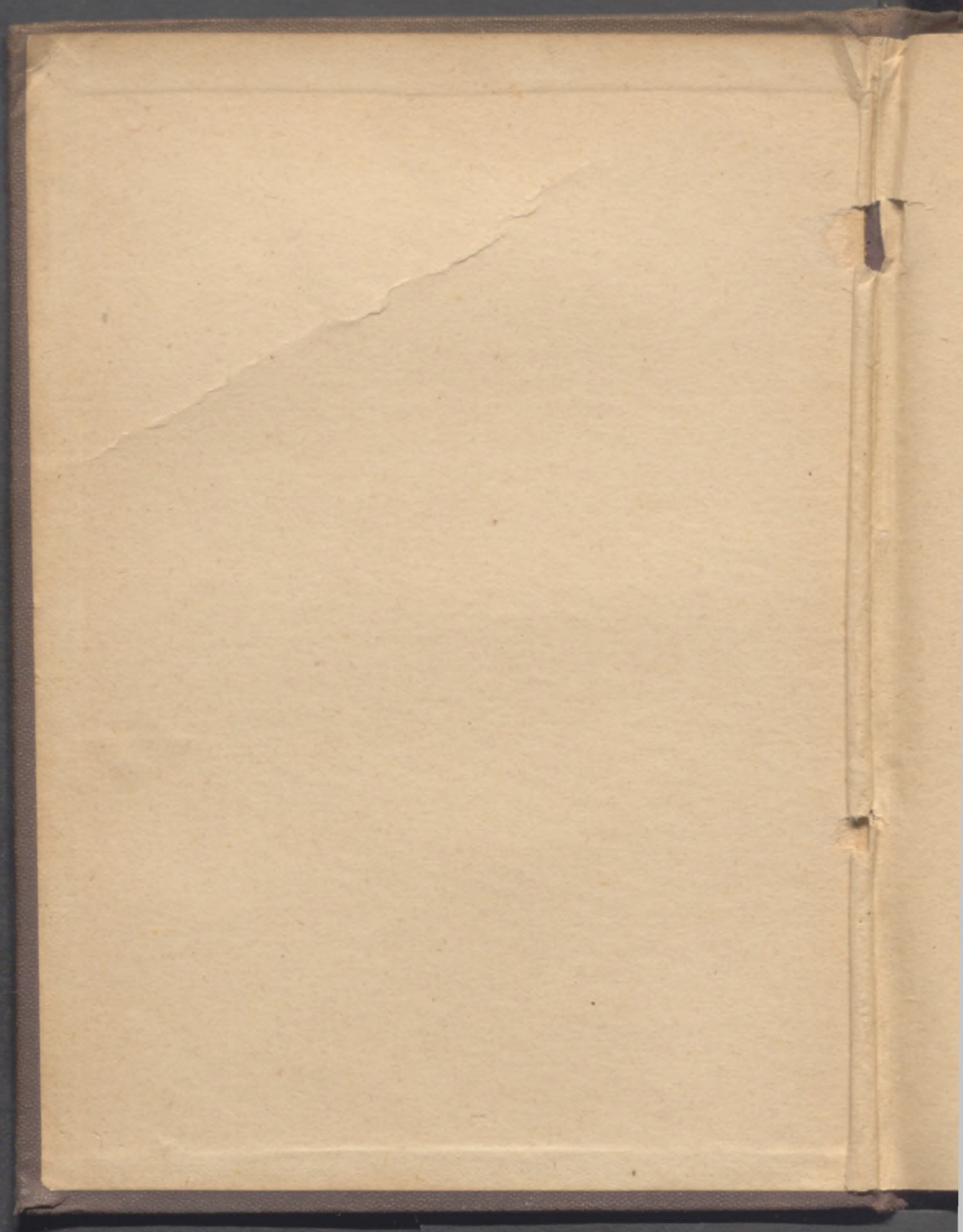
013798

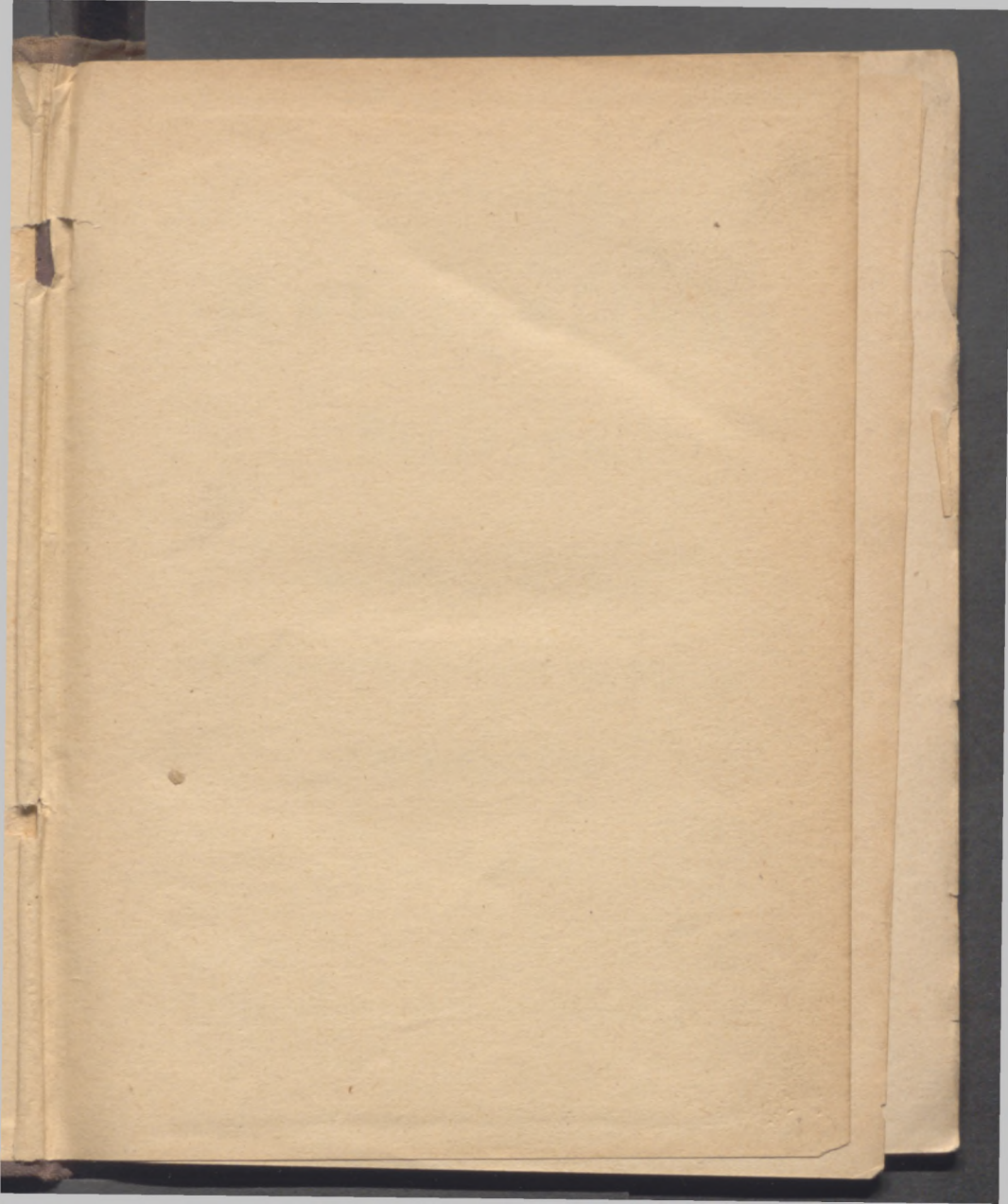
1970

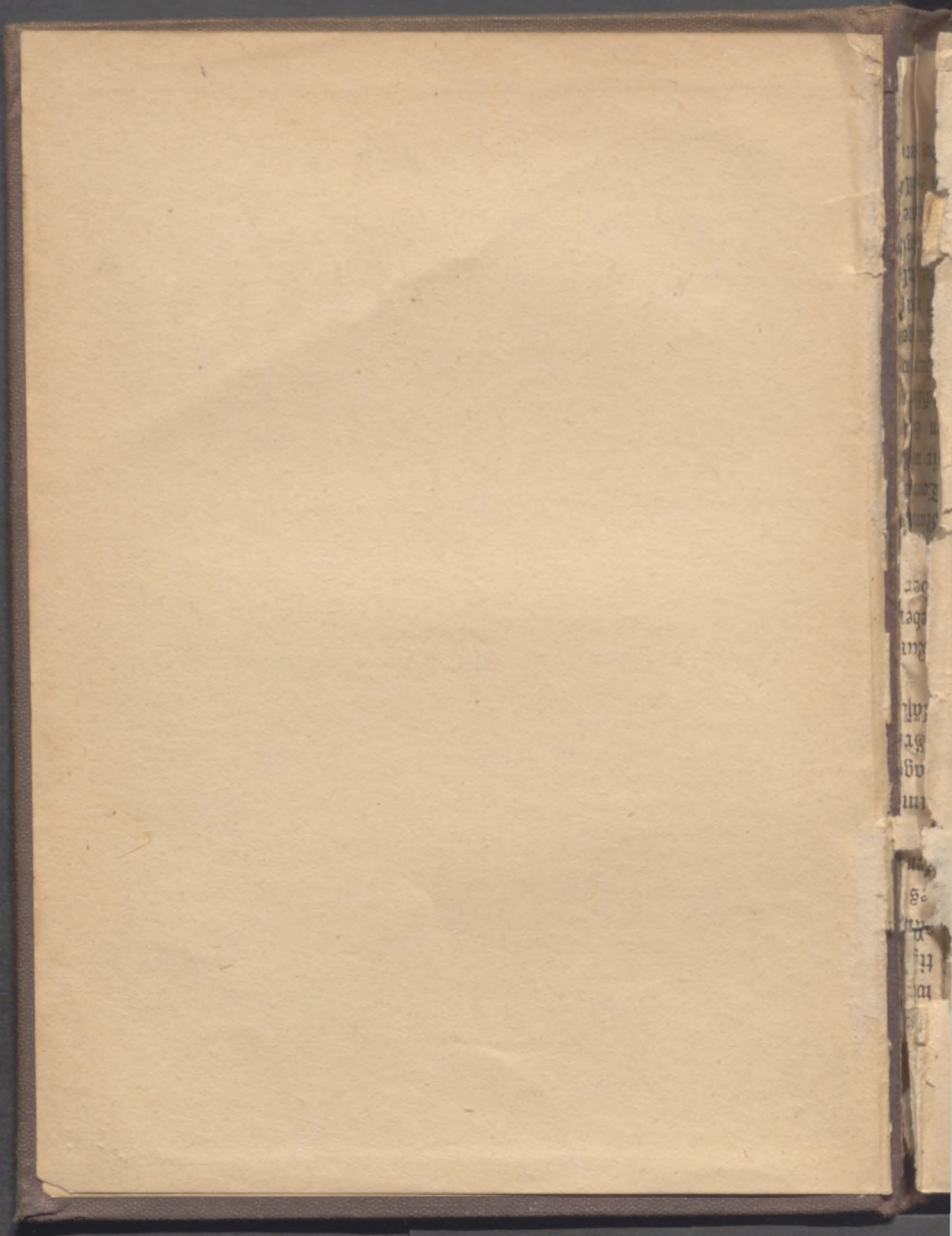
2

II

0000  
1893  
1894  
1895  
1896  
1897  
1898  
1899  
1900  
1901  
1902  
1903  
1904  
1905  
1906  
1907  
1908  
1909  
1910  
1911  
1912  
1913  
1914  
1915  
1916  
1917  
1918  
1919  
1920  
1921  
1922  
1923  
1924  
1925  
1926  
1927  
1928  
1929  
1930  
1931  
1932  
1933  
1934  
1935  
1936  
1937  
1938  
1939  
1940  
1941  
1942  
1943  
1944  
1945  
1946  
1947  
1948  
1949  
1950  
1951  
1952  
1953  
1954  
1955  
1956  
1957  
1958  
1959  
1960  
1961  
1962  
1963  
1964  
1965  
1966  
1967  
1968  
1969  
1970  
1971  
1972  
1973  
1974  
1975  
1976  
1977  
1978  
1979  
1980  
1981  
1982  
1983  
1984  
1985  
1986  
1987  
1988  
1989  
1990  
1991  
1992  
1993  
1994  
1995  
1996  
1997  
1998  
1999  
2000







Bibliothek  
der  
Unterhaltung  
und des  
Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen  
der  
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

Jahrgang 1879.

---

Zweiter Band.

---

Stuttgart.  
Verlag von Hermann Schönlein.

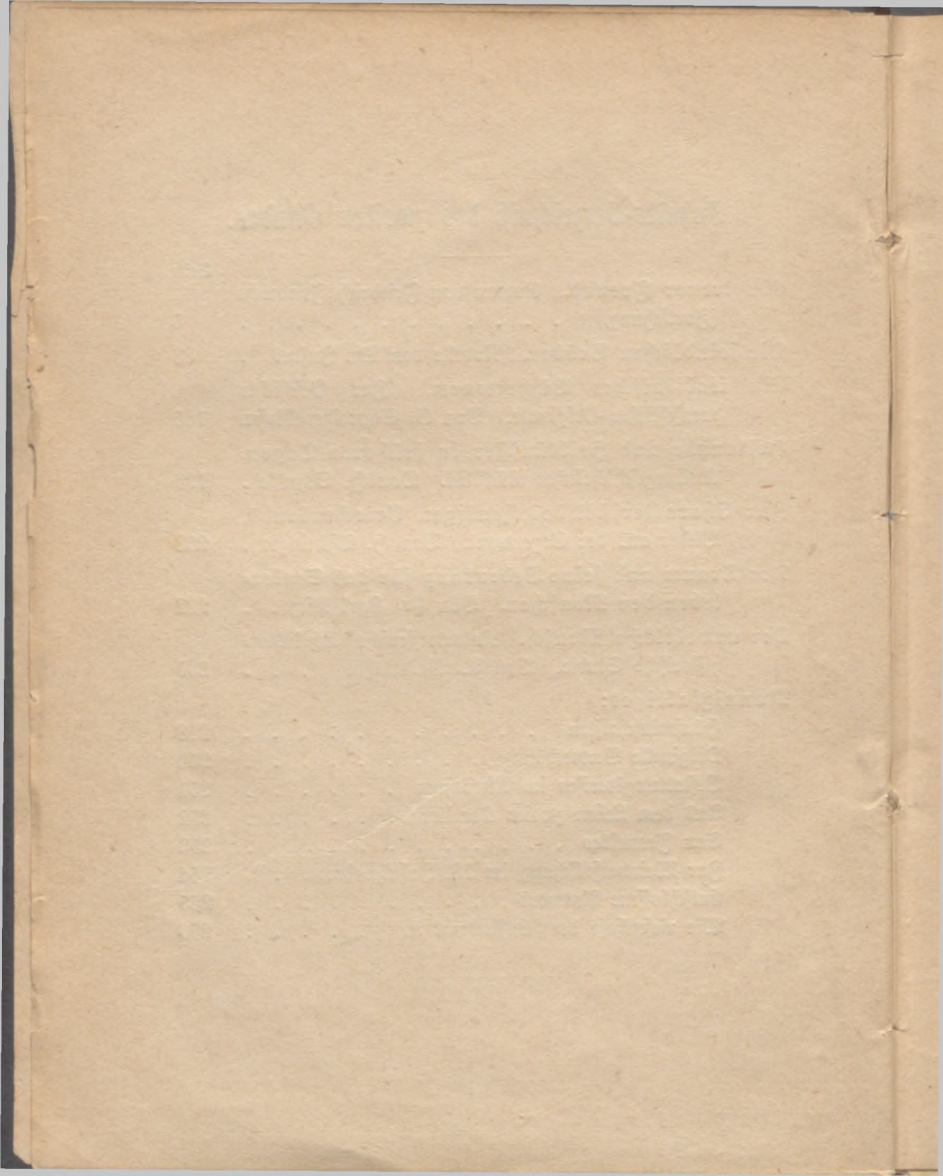
013798



Fragment of text from the reverse side of the page, visible through the paper. The text is written in a Gothic script and is oriented vertically, reading from bottom to top. Some legible words include "es", "te", "lag", "at", "ed", "ce".

## Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Ein treuer Freund. Roman von Friedrich Friedrich. (Fortsetzung) . . . . .	5
Die feindlichen Brüder. Novelle von Th. Justus . . . . .	83
Ein italienischer Bücherwurm. Zur Geschichte menschlicher Originale. Von G. Schweizer-Mosen . . . . .	185
Heilkunde und Heilkünstler in früheren Tagen. Kulturgeschichtlicher Rückblick. Von H. Scheube . . . . .	195
Zur Charakteristik des heutigen Griechenlands. Bilder aus der Gegenwart. Von H. Thüringer . . . . .	208
Der Traum und seine Bedeutung für das Seelen- Leben der Menschen. Von Dr. Karl Pilz . . . . .	222
Der urweltliche Mensch. Naturwissenschaftlich-kultur- historische Studie. Von A. Weidenthal . . . . .	230
Mannigfaltiges:	
Häuserinschriften . . . . .	248
Originelle Verwechslung . . . . .	250
Bestattungsweisen im Alterthum . . . . .	251
Aus dem Leben zweier Komiker . . . . .	252
San Francisco . . . . .	253
Zur Weinverfälschung im 18. Jahrhundert . . . . .	254
Entschlossene Antwort . . . . .	255
Wie riesenhaft der Wasserdruck u. . . . .	256





# Ein treuer Freund.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In tiefer Bewegung fuhr der Maler Kunad alsdann zu seinem Neffen Gotthelf fort: „Dein Vater hat mir einst die Thür gewiesen, allein ich zürne ihm deshalb wahrlich nicht mehr. Er verstand mich nicht. Ich war ein junger Mensch mit hochfliegenden Ideen, ich schwärmte für die Kunst, sie war mir das Höchste, ihr allein wollte ich mein ganzes Leben weihen, ich glaubte die Kraft zu Großem zu besitzen und trug den Kopf hoch! Dein Vater hatte vielleicht nicht Unrecht, als er mich einen Narren schalt, denn das Leben hat meine stolzen Hoffnungen gewaltig beschnitten. Ich trage den Kopf nicht mehr hoch, von dem Bilde des großen Künstlers, welches ich zu erreichen hoffte, ist nur ein kümmerlicher Schatten übrig geblieben, ein armer Zeichner, der einst humoristische Bilder schuf und jetzt nur noch Zerrbilder zu zeichnen vermag, weil bei jedem Gedanken, der in mir aufsteigt, sich zugleich die Erinnerung an irgend eine Malice des Lebens mit einschleicht! O,

dieser enge Raum hier ist oft — oft für mich zur Marterkammer geworden, es tauchten Gedanken in mir auf, die Jugendkraft regte sich in mir wieder, ich wollte frei schaffen und dann legten die Sorgen sich mit bleierner Schwere auf meine Hand, die Finger erstarrten und der Stift oder Pinsel war zwischen ihnen nichts mehr als der Stift eines Stümpers! Doch halt! Ich will nicht undankbar sein, denn mir ist doch mehr beschieden als vielen Tausenden. Du hast unsere ärmliche Wohnung und die Meinigen gesehen, der Reichthum hat nie den Weg in dies Hintergebäude und die drei schmalen Treppen emporgesunden und doch sind wir glücklich, denn wir lieben uns. Wenn es in diesem Kopfe gährt und er unzufrieden über das Geschick murrte, dann gehe ich in das Zimmer zu den Meinigen und in meinem Herzen leuchtet es auf. Frida ist nicht meine Tochter, meine Frau, welche Wittwe war, als ich sie heirathete, brachte mir das damals fünf Jahr alte Kind mit, allein sie ist mein Kind geworden und mein Herz kennt keinen Unterschied zwischen ihr und meinem Jungen. Beide lieben mich auf das Innigste und wenn Frida's kleine Hand schmeichelnd über meine Stirn hinstreicht, dann gibt es dort keine Falte mehr. Diese beiden Kinder und meine Frau sind meine guten Engel, für alle Schätze der Welt und für allen Ruhm, der das Haupt eines Menschen schmücken kann, möchte ich doch ihre Liebe nicht missen! — Doch, nun still! Hast Du Dich bereits entschieden, welchen Beruf Du erwählen willst?"

„Nein,“ entgegnete Gottbelf. „Ich bin begeistert für die Kunst, allein ich weiß nicht, ob ich Anlage besitze.“

„Begeisterung und Anlage gehen meist Hand in Hand! Was die Seele wirklich und tief empfindet, das zur Darstellung zu bringen, ist dem Menschen auch irgend ein Mittel gegeben. Aber darf ich — ich Dich zu der dornenvollen Laufbahn eines Künstlers aufmuntern? Gott helf, ich thue es dennoch! Neben all den vernichteten Hoffnungen, bei all den Täuschungen bleibt immer noch ein Nest reiner und himmlischer Freude übrig. Es ist ein unsagbarer Hauch, der die Kunst umweht. Das Ideal, welches wir in unserer Brust aufbauen, stirbt nicht, es ist die Sonne unseres Lebens; wir erreichen es nie — nie, allein noch am Abende unseres Lebens, wenn wir elend und schiffbrüchig am Lande liegen, wirft es, wie die untergehende Sonne auf das sturmberwegte Meer, einen goldigen Schimmer auf uns! — Nun warte einen Augenblick, ich will sehen, was Frida macht.“

Er verließ das Zimmer.

Gott helf blickte ihm halb erstaunt und halb berauscht nach. Welche innere Tiefe und Zerrissenheit sprach aus den Worten dieses sonderbaren Mannes! Das Leben schien ihm übel — sehr übel mitgespielt zu haben, und doch hatte er sich die Fülle eines reichen Herzens gerettet. Er fühlte sich zu ihm hingezogen. Um seine scharfgeschnittenen Lippen zuckte ein bitteres Lächeln, aber seine Augen blickten so gutmüthig, mit einer halb verschleierten Begeisterung.

Runad trat wieder ein, er schien ruhiger geworden zu sein.

„Frida läßt Dich grüßen, es steht gut mit ihr,“ sprach er. „Sie ist ruhiger geworden und ihre Verletzung, welche fortwährend mit kaltem Wasser gekühlt wird, schmerzt

weniger. Sie hat mich dringend, einen kleinen Kreis von Freunden, die regelmäßig am Donnerstag Abend zusammen kommen und denen ich angehöre, auch heute zu besuchen und ich will ihrer Bitte nachgeben, weil ich weiß, daß ich ruhig sein kann. Dich bitte ich, mich zu begleiten, Du kommst mit mehreren Männern zusammen, die kennen zu lernen Dir nicht uninteressant sein wird. Unsere kleine Gesellschaft führt den Namen: „Der Drache“, Du brauchst Dich indessen nicht zu fürchten, es sind sämmtlich unschuldige Menschen, welche sich dort treffen. Nun komm, denn hier — hier hoffe ich Dich von jezt an oft zu sehen.“

#### 7. Ein Abend im Drachen.

Es war das enge Hinterzimmer einer Weinstube, in welchem die kleine Gesellschaft, welche sich den gefährlichen Namen: „Der Drache“ beigelegt hatte, wöchentlich einmal zusammen kam. Das Zimmer hatte aber noch eine andere Bestimmung. Am Nachmittage pflegte der Wirth der Weinstube dort regelmäßig ein Schläfchen zu halten, außerdem stand in der Ecke ein großer Schrank von festem Eichenholze, in dem er seine feinsten Liqueure aufbewahrte. Die Boshaftesten unter den Gästen behaupteten, wenn auch nicht mit Unrecht, daß dieser Schrank dem Wirthe mehr am Herzen liege, als sein ganzes übriges Geschäft, weil er aus ihm seine persönliche Stärkung entnehme.

Die Drachengesellschaft bestand aus Schrumm, dem Chefredakteur einer größeren politischen Zeitung. Er war eine große kräftige Gestalt, ein Mann mit ganz entschieden ausgeprägter Grobheit, aber zugleich mit einem guten und

redlichen Herzen. Er hatte die angenehme Gewohnheit, stets das Wort zu führen, und er behielt es meistens auch, weil er die lauteste Stimme von Allen hatte, einen Paß, der überall durchdrang, daneben besaß er die gute Eigenschaft, nie etwas übel zu nehmen.

Sein regelmäßiger Sitz war auf dem Sopha, der durch die Mittagsschlafes des Wirthes eine außerordentliche Härte erlangt hatte. Neben ihm saß gewöhnlich eine hagere Gestalt mit blassem Gesicht, blauen Augen und langem, glatten, blonden Haar. Es war der Lyriker Scheren. Alle, welche ihn kannten, fanden seine Haare hübscher, als seine Gedichte; er selbst hielt auch die letzteren für schön, war übrigens eine stille, sehr schweigmame Natur, trank sehr wenig und gerieth nur in Aufregung, wenn der böshafte Schrumm behauptete, seine Lieder müßten sehr schön klingen, wenn sie zur Drehorgel gesungen würden.

Der Dritte war der Theater- und Musikkritiker Galler, eine kleine, sehr lebhaft, bissige Person mit kleinen und verkniffenen Gesichtszügen. Seine Freunde behaupteten von ihm, daß er unsterblich sei, weil er noch nicht an dem Gifte, welches er in seinen Kritiken so reichlich verwendete, gestorben sei. Er besaß eine klassische Art und Weise, verächtlich und schweigend mit der Achsel zu zucken, wenn Jemand etwas sagte, was ihm nicht behagte.

Der Vierte war ein früherer Schauspieler, Namens Klinger. Er hatte der Bühne schon vor einer Reihe von Jahren Palet gesagt und eine reiche Frau geheirathet, mit der er sich sehr wohl befand. Ein prächtiger, immer lustiger

Charakter mit ehrlichem und gefälligem Herzen, der nur die eine Schwäche besaß, daß er im Ernst glaubte und behauptete, seit er die Bühne verlassen habe, gebe es keinen tüchtigen Mimen mehr und das Theater gehe seinem Verfall entgegen.

Das fünfte Mitglied der Gesellschaft war der Maler Osten. Er liebte es, die Farben mit dem Pinsel und in seinen Erzählungen etwas dick aufzutragen, er war ein Freund des starken Effektes, aber ein genial angelegter Kopf und tüchtiger Mensch, der durch das Leben eine etwas harte Außenseite bekommen hatte.

Das sechste Mitglied war Kunad.

Dieser kleine Kreis wurde nur selten durch einen Gast vergrößert. So verschiedenartig die Mitglieder waren, so herrschte doch im Drachen stets die größte Einigkeit, mochten die Geister auch noch so lebhaft und heftig auf einander plagen, der Friede wurde nie dauernd gestört.

Es waren Alle bereits vereint, als Kunad mit Gotthelf eintrat, er wurde in freudigster Weise begrüßt.

„Kunad,“ rief der Redakteur, als derselbe Gotthelf vorgestellt und Platz genommen hatte. „Weshalb haben Sie uns bis jetzt Ihren Neffen vollständig verheimlicht und entzogen? Sie haben nie ein Wort von ihm erwähnt.“

Kunad bemerkte kurz, daß Gotthelf erst seit kurzer Zeit in der Residenz sei.

„Hoffentlich wird es Ihnen in unserem kleinen Kreise gefallen,“ fuhr Schrumm zu Gotthelf, der dicht neben ihm saß, gewendet fort. „Sehen Sie, Ihr Onkel ist — einige

thörichte Schrullen abgerechnet — ein ganz vortrefflicher Mensch, allein die meisten der Herren sind ebenso gut und ich bin sogar besser.“

Haller protestirte gegen diese Worte, weil nach seiner Behauptung Schrumm dadurch Gotthelf eine ganz falsche Ansicht über sich beibringe.

„Ich räume Schrumm nur Eines ein,“ schloß er, „daß Schrumm von uns Allen den größten und schwersten Körper hat, doch das werden Sie ja selbst bemerken und zugleich wissen, daß, wenn man den Werth der Menschen abwägt, man diese nicht auf eine Waagschale stellt. Wäre dies der Fall, so würde Schrumm allerdings vortrefflich bestehen.“

Der Redakteur lachte über diese Worte selbst am lautesten.

„Herr Steinberg,“ rief er. „Glauben Sie, daß in einem so kleinen Körper, wie mein Freund Haller besitzt, eine große Seele wohnen kann? Sie können Ihre Verneinung dreist aussprechen, denn wir Alle stimmen Ihnen bei. Sie werden bald erfahren, daß Haller der giftigste Kritiker in der ganzen Residenz ist, zur Beruhigung kann ich Ihnen aber sagen, daß er durch sein Gift noch Niemand geschadet hat, nicht einmal sich selbst; es ist ihm Herzensbedürfniß, giftig zu sein, und man ist gutmüthig genug, ihm dies zu gestatten.“

Diese unschuldige Neckerei ging bald in den heitersten Ton über, der Wein trug das Seinige dazu bei.

Gotthelf verlor seine anfängliche Befangenheit, dieser Ton war ihm fremd, muthete ihn aber anheimelnd an;

Schrumm trank ihm fleißig zu und seine blassen Wangen fingen an, sich leise zu röthen. Hier gab es keine Beschränkung der Ansichten, es war, als ob über Alle ein Hauch der Freiheit hinwehe.

Runad war ziemlich still, er saß fast nachdenklich da, und wenn er trank, that er es mit unverkennbarer Hast, als wollte er eine inuere Unruhe zum Schweigen bringen.

„Runad, was haben Sie heute nur?“ rief Schrumm endlich, der ihn wiederholt prüfend beobachtet hatte. „Ich kann unmöglich glauben, daß die Anwesenheit Ihres Neffen Sie befangen macht, denn befangen habe ich Sie nie gesehen. Sie haben die schärfste Zunge von Allen und heute sind Sie so still wie Scheren, Sie machen doch nicht auch etwa lyrische Gedichte? Scheren, das suchen Sie zu verhindern, denn er würde bessere machen als Sie!“

Ueber Runad's Gesicht glitt ein Rächeln hin, dann erzählte er den Unfall, der seine Tochter betroffen und die Rettung derselben durch Gotthelf.

„Ueberritten?“ rief Schrumm erregt. „Durch wen?“

„Meine Tochter kennt ihn nicht.“

„Steinberg, erzählen Sie, wie das kam,“ fuhr der Redakteur fort. „Ich liebe diese Leute nicht, die so stolz dahin sprengen und wädhnen, Alle niederreiten zu dürfen, die nicht hoch wie sie auf einem Gaulde sitzen!“

Auch die Anderen haten Gotthelf, zu erzählen. Er war aufgereggt durch den Wein und die heitere Gesellschaft, das Geschehene stand in voller Lebhaftigkeit vor ihm, es zitterte in ihm nach, er glaubte, das bleiche, blutende Gesicht Frida's vor sich zu sehen, der Schlag auf seiner Hand



brannte wieder, er vergaß für den Augenblick sogar, wo er sich befand.

Er erzählte mit voller Lebhaftigkeit, er schilderte so erregt, wie das junge, bleiche Mädchen durch das Pferd niedergeworfen war, ihren halbblauen Aufschrei, wie er dem Pferde in die Zügel gefallen war, um es festzuhalten, und wie ihm der rohe Mensch mit der Reitgerte über die Hand geschlagen, damit er den Zaum fahren lasse. Und dann schilderte er sein Erschrecken, als die ihm Unbekannte besinnungslos und blutend an der Erde gelegen und wie er sich vergebens nach Hilfe umgesehen, wie er sie dann nach Hause geleitet und dort erst erfahren habe, daß er seiner Cousine Beistand geleistet.

Seine Erzählung hatte einen um so größeren Eindruck gemacht, weil sie trotz ihrer natürlichen Einfachheit ergreifend war.

Schrumm, den seine Freunde einen hart gesottenen Sünder nannten, weil er absichtlich jede Gemüthsregung zu unterdrücken suchte, hatte unwillkürlich Gotthelfs Hand erfaßt und hielt sie fest in der seinigen, und selbst Haller hatte seine halb spöttische, kritische Miene verloren.

„Und Sie wissen nicht, wer der Mensch war?“ rief Schrumm.

„Nein,“ gab Gotthelf zur Antwort.

„Steinberg,“ fuhr der Redakteur fort, „schreiben Sie mir über das Geschehene einen Artikel für meine Zeitung, schreiben Sie so, wie Sie erzählt haben. Schildern Sie den herzlosen Feigling, der ein junges Mädchen überreitet, der Denjenigen, der zu ihrer Rettung hinzu springt, mit

der Reitpeitsche schlägt und dann davon sprengt, genau, bis auf jede Einzelheit genau, damit wenigstens seine Freunde ihn erkennen und ihm verächtlich den Rücken wenden. Geißeln Sie ihn scharf, nennen Sie ihn einen Feigling, er ist es und ich werde Alles vertreten! Haha! Ich kenne ihn nicht und doch weiß ich, daß er zu denen gehört, welche das Glück emporgehoben hat ohne ihr Verdienst, die reich geworden sind, die sich Reitpferde und Equipagen halten, die in rohem Uebermuthe ihre Hände in Champagner waschen und doch nicht im Stande sind, sich für all ihren Reichthum einen einzigen Gran Herzensbildung zu kaufen. Ich hasse diese Menschen! Sie glauben auf Bildung und Gesittung mit Verachtung herabblicken zu können, weil diese es ist, die ihnen fehlt; alle Errungenschaften der Wissenschaften, die höchsten Ideale der Kunst haben für sie nicht so viel Werth, als ein Frühstück mit Austern! Diese Menschen sind die Feinde aller wahren Bildung, sie sind ein Gift, welches zersetzend und äzend auf unsere ganze Kultur einwirkt. Wollen Sie mir einen Artikel darüber schreiben?"

Gottshelf zögerte mit der Antwort, als aber selbst Kunad ihn bat, dies zu thun, versprach er es.

"Ich räume Ihnen für den Artikel so viel Platz ein, als Sie wünschen, und es würde mir lieb sein, wenn Sie von den Ideen, die ich soeben ausgesprochen habe, etwas einfließen ließen," sprach Schrumm weiter. „Haller, machen Sie nicht ein so spitzes, verfängliches Gesicht, ich wünsche dies nicht deshalb, weil ich mir einbilde, sie seien neu, sondern weil sie das ausdrücken, was alle vernünftigen und

rechtschaffenen Menschen empfinden. Sehen Sie, Scheren, wenn Sie wirklich eine poetische Ader in sich hätten, so wäre dies ein Stoff für Sie, allein für Alles, was über Mondenschein, Blumenduft und das Säuseln der Winde hinausgeht, hat Ihre Muse keine Worte. Ich behaupte, wir sind jetzt leider dahin gekommen, daß die Poesie nur noch in der Prosa und die Prosa in dem, was Poesie sein soll, zu suchen ist.“

Der Dyrker machte ein sehr empfindliches Gesicht, er strich das lange Haar hinter die Ohren zurück und schien etwas erwidern zu wollen, allein Haller kam ihm zuvor.

„Scheren, lassen Sie mich antworten,“ sprach er. „Schrumm liebt Paradoxa, allein er wird nimmermehr zu behaupten wagen, daß in seinen Zeitartikeln Poesie zu finden ist, ob schon sie in Prosa geschrieben sind und obenein in sehr schlechter.“

Er hatte für einen Augenblick die Lacher auf seiner Seite.

„Haller,“ sprach Kunad, der bis dahin meist schweigend dageessen, „ich stimme Ihnen nicht bei. Schrumm geht vielleicht etwas zu weit, allein im Wesentlichen hat er Recht. Uns thun nicht überschwängliche Gefühlsstimmungen, sondern klare Gedanken Noth. Ich verlange sogar von der Kunst, daß sie in das Leben eingreift und Partei nimmt. Auch sie muß Farbe bekennen!“

Schrumm hatte sich auf dem harten Sopha zurückgelehnt und drehte in halb behaglicher und halb erregter Weise seine Cigarre zwischen den Fingern und schien auf dieses Spiel seine ganze Aufmerksamkeit zu verwenden.

„Kunad, Sie haben mich besser vertheidigt, als ich dies

selbst vermocht hätte!" rief er. „Jrgend ein thörichtler Kopf — ich entsinne mich im Augenblick nicht, welcher — hat den verkehrten Ausspruch gethan, daß ein tüchtiger Kritiker nicht selbst schaffen dürfe, nun dreht man diesen Ausspruch um und Jeder, der nicht im Stande ist, selbst etwas zu schaffen, hält sich für einen tüchtigen Kritiker!“

Haller sprang erregt auf, sein etwas empfindlicher Charakter schien sich durch diese Worte wirklich beleidigt zu fühlen, obschon bei aller angeborenen Grobheit Schrumm selten die Absicht hatte, Jemand zu beleidigen. Zum Glück fand der mit der Feder allezeit so schlagfertige Kritiker im Augenblicke keine Worte zur Erwiederung.

Osten, der an seiner Seite saß, legte die Hand auf seinen Arm und drückte ihn fast gewaltsam wieder nieder auf den Stuhl.

„Haller, setzen Sie sich,“ sprach er mit sonorer, lauter Stimme, als der Kritiker bereits wieder saß. „Sie haben ein Trauerspiel geschrieben, dasselbe ist nie aufgeführt, Sie haben eine Oper komponirt, dieselbe ist auch nie aufgeführt, Sie schreiben Kritiken, allein dieselben taugen nicht viel, da sehe ich wahrhaftig nicht ein, wie Schrumm's Worte Sie beleidigen können.“

Alle lachten und Haller hielt es für das Klügste, mitzulachen.

Auch Klinger lachte mit, dennoch hielt er es für seine Pflicht, sich der Kunst anzunehmen und sie gegen Kunad's Auffassung zu vertheidigen. Er hatte bei aller Gutmüthigkeit sich das Pathos aus seiner früheren Schauspielerzeit noch nicht abgewöhnt.

„Auch Sie, Klinger!“ rief der Redakteur. „Ich liebe Sie, um zu beweisen, daß die Liebe blind ist. Wie lange müssen Sie verheirathet sein, bis Ihre Frau Ihnen endlich das Schweigen angewöhnt hat; ich meine das Schweigen zur rechten Zeit? Sie nehmen sich der Kunst an. Haha! Wozu? Von der Höheit der Kunst sind wir ja Alle fest überzeugt, es handelt sich nur darum, daß die meisten Künstler nicht viel taugen. Welche Meinung soll dieser junge Mann hier von Ihnen bekommen? Er wird sich glücklich schätzen, daß er in einer Zeit lebt, in der Sie nicht mehr spielen.“

„Herr Steinberg,“ wandte sich der frühere Schauspieler, der immer höflich blieb, an Gotthelf. „Sie wundern sich wahrscheinlich über die Grobheit des Herrn Redakteurs, allein sie ist ihm angeboren und er läßt ihr deshalb freien Lauf, weil er weiß, daß es keinen so dicken Baum gibt, um einen entsprechenden Keil für ihn anfertigen zu können.“

Schrumm lachte laut.

In heiterster Weise schwand der Abend, Gotthelf hatte sich geistig nie so angeregt gefühlt, wie in diesem Kreise. Es war spät, als sie heimkehrten. Kunad, Schrumm und Gotthelf gingen zusammen, da ihr Weg derselbe war, und als Kunad von ihnen schied, schritten Schrumm und Gotthelf allein weiter.

Der Redakteur schien ein ganz anderer geworden zu sein, es war, als ob er die übermüthig lustige Laune in der Weinstube zurückgelassen habe, denn er war jetzt ernst.

„Ihr Onkel hat mir mitgetheilt, daß Sie bis jetzt Theologie studirt haben,“ sprach er, „und daß Sie nun auf dem



Punkte stehen, sich einen Lebensberuf zu wählen. Ich möchte mit meinen jetzigen Lebenserfahrungen an Ihrer Stelle sein — ich möchte einmal wieder all die Hoffnungen hegen, die ich einst hatte — Thorheit!“ unterbrach er sich selbst, „ich schätze wahrscheinlich dennoch denselben Weg wieder ein. Sehen Sie, auch ich habe einige Jahre Theologie studirt, das heißt, ich war auf der Universität als Studiosus theologiae inscribirt, in Wirklichkeit habe ich mich um die Theologie aber wenig bekümmert, Geschichte, Philosophie und Literatur sagten mir mehr zu. Als ich die Theologie aufgegeben hatte, war ich ein richtiger armer Teufel, ich hatte sehr guten Appetit, aber nichts zu essen, da wurde ich Schriftsteller. Es war kein leichtes Loos, denn wie ein guter Soldat habe ich von der Pike auf gedient und mich Schritt für Schritt empor gearbeitet. Jetzt geht es mir gut, das heißt, ich habe noch einmal so viel Gehalt, als ein Geheimrath, dafür aber auch dreimal so viel Arbeit. Ich bin mit voller Liebe Redakteur und doch drückt die Arbeit mich oft nieder. Sie wissen nicht, was das heißt, Redakteur eines größeren politischen Blattes zu sein — ich will es Ihnen sagen; das heißt: Tag für Tag in derselben geistigen Treitmühle arbeiten. Da gibt es keine Schonung und keine Erholung, man hört bis zu einem gewissen Grade auf, Mensch zu sein, und wird geistige Maschine. Das Publikum fragt den Rufus danach, ob mir morgen Weib und Kind stirbt, es will die Zeitung lesen, weil es vierteljährig wenige Groschen dafür bezahlt, deshalb muß sie fertig gemacht werden. Sie haben noch keine Ahnung von diesem vielköpfigen Ungeheuer, dem Publikum.

Es hat kein Herz und kein Mitleid, was den einen Theil erfreut, ärgert den andern, und dabei verlangt es, daß eine Zeitung es Allen recht mache. Zum Glück hat ein Redakteur wenig Zeit, sich zu ärgern und schließlich gewöhnt man sich diese Thorheit ganz ab. Aber ehe es dahin kommt! — Doch hier sind wir vor der Thüre meines Hauses. Nun schreiben Sie mir morgen früh den versprochenen Artikel, zeigen Sie in ihm, daß Sie Schneide besitzen, denn die Gutmüthigkeit ist längst aus der Mode gekommen, sie ist auch langweilig und das Fürchterlichste an einem Artikel ist die Langeweile. Ich will Ihnen noch Eins bemerken, ich werde Ihnen selbstverständlich die Arbeit honoriren.“

Gotthelf versicherte, daß er auch ohne Honorar den Artikel gern schreiben werde.

„Junger Freund, seien Sie kein Thor!“ fiel Schrumm ein. „Sie wollen sich um eine der schönsten Freuden bringen! Sie wissen noch nicht, wie das Herz höher schlägt, wenn Sie das erste selbstverdiente Geld, das erste Honorar in der Tasche tragen! Sie fühlen sich als ein ganz anderer Mensch, Sie glauben geistig um einige Ellen gewachsen zu sein und in Ihrem Kopfe dämmert die Hoffnung, daß Sie mindestens ein Goethe oder Schiller werden. Nun, wer weiß! — Vorläufig gute Nacht und vergessen Sie den Artikel nicht, zeichnen Sie den erbärmlichen Reiter gut!“

Er drückte Gotthelf die Hand und trat in das Haus ein.

Es war eine eigenthümliche Stimmung, in der Gotthelf in seiner Wohnung anlangte. Welche Aufregung hatte dieser Tag für ihn gebracht! All die Worte, die Kumad zu ihm gesprochen, der heitere Ton aus dem Drachen —

Alles hallte in ihm wieder. So spät es war, fühlte er doch keine Müdigkeit.

Er dachte an den Artikel, den er Schrumm versprochen hatte und unwillkürlich erfaßte ihn ein halb befangenes und halb ängstliches Gefühl. Zum ersten Male sollte er mit einer Arbeit an die Oeffentlichkeit treten und der Gedanke, daß Tausende dies lesen sollten, übte wenig beruhigend auf ihn.

Ehe er sich niederlegte, wollte er wenigstens einige Notizen über den Gegenstand aufzeichnen, obgleich der ganze Artikel klar vor seinem Geiste stand, denn er hatte ja Alles selbst durchlebt. Er sah Frida's bleiches Gesicht vor sich, er hörte den Aufschrei ihres Vaters, als sie ohnmächtig vor der Thüre niedergesunken war.

Unwillkürlich begann er den Artikel und er schrieb weiter und weiter, die Erinnerung drängte ihm ja jedes Wort in die Feder. Es wäre ihm fast unmöglich gewesen, abzubrechen, denn damit hätte er zugleich seinem Gedächtnisse Halt gebieten müssen. Und es war ihm, als ob ihm, während er schrieb, selbst leichter werde, als ob er nicht über sich, sondern über einen Andern, einen Dritten, einen Fremden schreibe; zum ersten Male in seinem Leben hatte er die Empfindung, daß er gleichsam aus sich selbst herausgetreten war, daß nicht er es war, der schrieb, sondern daß er selbst hinter dem Schreibenden stand und demselben über die Schulter hinweg auf das Papier blickte.

Die Zeit war ihm völlig entschwunden, er schrieb und schrieb; seine Stirne glühte, allein er bemerkte es nicht, es war ihm, als ob ein ganzes Heer von Gedanken entfesselt



wäre und wild auf ihn einstürmte. Gewaltfam mußte er sie zurückdrängen, er konnte doch nicht alle zugleich niederschreiben und keiner wollte warten.

Er hatte noch nicht die Übung, auch die Gedanken unter strenger Disziplin zu halten und sie gleichsam militärisch aufmarschiren zu lassen, wie er sie gebrauchte. Er glied nicht einem erfahrenen Feldherrn, der seine Streitkräfte nach klugem Plane vertheilt, der das größte Gewicht auf das richtige und genaue Ineinandergreifen derselben legt, sondern einem Zieten aus dem Busch oder einem Blücher, der an der Spitze seiner Reitereschaar, mit dem Säbel in der Hand, auf den Gegner losstürmte und es für den kürzesten und besten Plan hielt, den Feind weniger kunstgerecht, aber gründlich zu Boden zu werfen.

Erschöpft lehnte er sich endlich auf dem Stuhle zurück — der Artikel war beendet. Derselbe war viel länger geworden, als seine Absicht gewesen war, allein jetzt war er nicht im Stande, ihn noch einmal zu durchlesen.

Er ließ ihn auf dem Tische liegen und erhob sich. Er war selbst erstaunt, wie spät es geworden war, der Morgen mußte bald hereinbrechen.

Mit einem halb berauschten, leichten und befriedigenden Gefühle legte er sich zur Ruhe, es war ihm, als ob Alles, was er am Tage und Abende zuvor erlebt hatte, von ihm genommen sei, als ob es um Wochen, Monde, ja Jahre hinter ihm liege.

Unbewußt hatte er zum ersten Male den Rausch des geistigen Schaffens empfunden; er hatte empfunden, wie in solchem Augenblicke der Körper mit all seinen Sinnen nichts

weiter ist, als ein folgsames Werkzeug des Geistes, eine Maschine, die durch einen einzigen Gedanken geleitet und in Bewegung gesetzt wird. Es gleicht der geistig Schaffende dem Schiffe, welches stolz und kühn die Wogen des Meeres durchschneidet. Der Körper ist das Schiff, seine Segel werden durch den Hauch des Geistes wie durch den Sturmwind erfüllt und gespannt. Was kümmert es den Sturm, ob der Schaum der durchschnittenen Wogen über das Schiff hinspritzt, was fragt er danach, ob die Taue halten und die Kraft des Steuermannes sich bewährt, was kümmert es ihn, ob das gebrechliche Fahrzeug dem sicheren Hafen zusteuert oder in der Brandung an den Klippen zerschellt, das Schiff ist ihm nicht mehr als ein Spielzeug; wer das Meer in Aufregung versetzt, fragt nicht nach den Rußschalen, die sich auf seinen Wogen schaukeln, und doch — wenn der Sturm vorüber ist, wenn Ruhe die Luft erfüllt, hängen die Segel des Schiffes schlaff hernieder, der Steuermann steht vergebens am Steuer, das Schiff wird ohnmächtig von den sich beruhigenden Wogen langsam auf und nieder geschaukelt. —

Es war spät am folgenden Morgen — die Mittagszeit rückte bereits heran — als Gotthelf durch eine Hand, die leise über seine Stirn hinstrich, erweckt wurde. Erschreckt fuhr er empor, der Schreck wich jedoch sofort, als er in das offene Auge seines Onkels blickte, der vor seinem Bette stand.

„Welchen gesunden Schlaf doch die Jugend hat,“ bemerkte Kunad lächelnd. „Mein Weg führte mich hier vorüber, ich wollte Dich nur begrüßen, und da Du noch

schließt, möchte ich doch nicht zugeben, daß Du das Mittagessen verschließst."

"So spät ist es schon?" rief Gotthelf.

"Ja. Doch weshalb machst Du ein so erstauntes Gesicht?" fuhr Kunad fort. "Für solch einen Schlaf würde Mancher Tausende von Thalern geben."

"Ich habe mich erst spät zur Ruhe begeben," bemerkte Gotthelf, sich entschuldigend. "Ich war gestern Abend, als ich heimkehrte, sehr erregt, ich schrieb den Artikel noch, den ich versprochen hatte, darüber war der Morgen fast hereingebrochen."

"Ich habe den Artikel bereits gelesen, er lag ja offen auf dem Tische."

Gotthelf blickte seinen Onkel fragend an. Wie gefiel ihm die Arbeit? Er suchte in Kunad's Bügen zu lesen, jedoch vergebens.

"Mein Weg führt mich an der Redaktion vorüber," fuhr der Maler fort. "Ist es Dir recht, so nehme ich den Artikel sogleich mit und übergebe ihn Schrumm, er kann dann noch in die Abendnummer kommen."

"Ich muß ihn erst noch einmal durchlesen, denn ich habe ihn sehr flüchtig geschrieben," fiel Gotthelf ein.

"Das ist nicht nöthig, laß ihn so wie er ist. Sollte irgend ein Wort zu scharf sein, so überlaß dies dem Rothstifte Schrumm's, er hat mehr Erfahrungen und ist ein kluger Kopf. Wie hat er Dir gefallen?"

"Ganz vortrefflich!" rief Gotthelf.

"Das freut mich, denn er ist ein ehrlicher Charakter. Er sagt zwar die Wahrheit ohne die geringste Schminke,

und das verträgt nicht ein Jeder, Du wirst Dich indeß bald daran gewöhnen. Hat er Jemand als Freund in sein Herz geschlossen, so bringt er demselben jedes Opfer; wenn Du das Leben mehr kennen gelernt hast, wirst Du finden, daß es nicht viele solche Menschen gibt. — Nun habe ich Dir noch einen Gruß von Frida und meiner Frau zu bringen.“

„Wie geht es Frida?“

„Gut; sie hat leidlich geschlafen und ist heute ruhig, die Schmerzen der Wunde sind erträglich, nur matt ist sie, sehr matt. Der Arzt war heute Morgen bereits bei mir und mit ihrem Zustande sehr zufrieden. Die Schwäche fand er natürlich, er sagte, Frida habe ohnehin zu wenig Blut und von diesem Wenigen habe sie nun viel verloren, das lasse sich in wenigen Tagen nicht ersetzen, deshalb müsse sie Geduld haben. Der Arzt hat wenigstens jede Besorgniß von mir genommen, Geduld will ich ja gern haben, ich habe sie hinlänglich in meinem Leben gehabt. Nun noch eine Bitte an Dich, Gotthelf, Du wirst sie mir nicht übel deuten. Komm heute nicht zu uns, es würde Frida aufregen und sie bedarf der Ruhe sehr, wir werden Dich um so freudiger nachher begrüßen, denn daß Du jederzeit herzlich willkommen bei uns bist, das brauche ich Dir nicht mehr zu sagen. Nun leb' wohl, morgen sehen wir uns wieder!“

Er drückte Gotthelf herzlich die Hand, steckte den auf dem Tische liegenden Artikel in die Tasche und eilte fort.

Gotthelf blieb den Nachmittag über zu Hause, das Wetter war ohnehin nicht freundlich und zu einem Spaziergange wenig einladend.

Als der Abend hereingebrochen war, verließ er das Zimmer, schritt durch einige Straßen hin und begab sich dann in die Straße, in welcher der Oberst wohnte. Unwillkürlich zog es ihn dorthin. Es war still auf der Straße, nur wenige Menschen begegneten ihm, Schnee und Regen fielen gleichzeitig nieder, es war naßkalt, und wen nicht die Nothwendigkeit auf die Straße trieb, der blieb ruhig hinter dem warmen Ofen sitzen. An dem Eisengitter, welches die Besingung des Obersten umgab, blieb er stehen und blickte hinüber zu dem Hause. Die Bäume waren entblättert und gestatteten jetzt eine freiere Durchsicht. War die Tochter des Obersten bereits zurückgekehrt? Mehrere Fenster waren erhellt. Er hatte den hübschen blonden Lockenkopf nicht vergessen, ihm selbst unbewußt hatte sich derselbe in sein Herz eingeschlichen und saß nun so fest darin, als ob er bereits seit Jahren darin wohne.

Seitdem er das kleine Haus des Obersten verlassen, hatte er den Lockenkopf nicht wieder gesehen, obschon er nicht zum ersten Male hier vorüber schritt. Sein Herz pochte schneller, seine Stirne war heiß, es war ihm ein wohlthuendes Gefühl, daß er sie an die kalten Eisenstäbe des Gitters pressen konnte, um bequemer hindurch zu sehen. An dem Fenster zeigte sich jedoch keine Gestalt, nicht einmal der Schatten eines Lockenkopfes.

Da wurde die Hausthüre geöffnet, er sah den Oberst in den Garten treten, um sich zu seinem Abendbier zu begeben, und erschreckt eilte er davon. Er hatte das Gefühl, als ob er bei einer unrechtlichen That überrascht sei, und doch

hatte er keinen anderen Wunsch gehabt, als nur einen jungen Vorkopf aus der Ferne flüchtig zu sehen.

Erst als er in eine Nebenstraße eingebogen war, ging er langsamer und beruhigte sich mit dem Gedanken, daß ihn der Oberst unmöglich gesehen und noch weniger erkannt haben könne.

Er kehrte in einer Restauration ein, in der er schon öfter einen Abend zugebracht hatte, es trieb ihn, seinen Artikel zu lesen und zu sehen, wie viel Schrumm darin verändert hatte. Schüchtern, als ob der Kellner seine Absicht zu errathen im Stande wäre, ließ er sich die Zeitung bringen, und als er die Zeilen, die er geschrieben, gedruckt vor sich sah, schoß ihm das Blut in's Gesicht, sein Herz schlug schnell, die Schrift tanzte vor seinen Augen und jeder einzelne Buchstabe schien ihm freundlich entgegen zu lachen.

Es war ein eigenthümliches Gefühl, das ihn durchzuckte, eine ihm bis dahin neue und unbekannte Freude, es war seine Arbeit, die nun vielleicht schon Tausende gelesen hatten! Und noch eine andere Freude erfüllte ihn, Schrumm hatte auch nicht ein Wort in dem Artikel geändert oder gestrichen derselbe mußte also mit seiner Arbeit zufrieden gewesen sein.

Er legte die Zeitung still bei Seite und blickte in Gedanken versunken vor sich hin. Wenn dies nun der erste Schritt zu seinem neuen Berufe wäre! Derselbe hatte ihm bereits so viele Freude bereitet, daß sich ihm unwillkürlich der Wunsch aufdrängte, mehr Früchte auf diesem Felde zu pflücken.

An einem Tische neben ihm hatten einige Herren Platz

genommen. Raam hatte einer derselben die von Gotthelf gelesene Zeitung erblickt, als er seine Begleiter fragte, ob sie den in dem Abendblatte enthaltenen Artikel über den rohen Reiter, der am Tage zuvor ein junges Mädchen niedergelassen habe, gelesen hätten. Alle hatten ihn bereits gelesen und verurtheilten den Unbekannten in der schärfsten Weise. Aus der Beschreibung desselben suchten sie zu errathen, wer derselbe gewesen sei, allein ihre Vermuthungen gingen in dieser Beziehung sehr aus einander und ließen es unentschieden, ob sie wirklich den Rechten getroffen hatten. Aus den reicheren Ständen besaßen ja viele junge Männer Pferde und nicht wenige große Hunde, die sie auf ihren Spazierritten begleiteten.

Die Sache schien sie indessen sehr zu interessiren, denn sie sprachen lange Zeit darüber und waren in dem einen Punkte völlig einig, daß es ein Verdienst der Presse sei, wenn sie derartige Rohheiten in der schärfsten Weise geißele.

„Ich möchte wissen, ob dem Schreiber dieses Artikels der Name des Reiters bekannt ist,“ warf einer der Herren ein.

„Darüber glaube ich Ihnen Gewißheit geben zu können,“ erwiderte ein Anderer. „Nach meiner Ueberzeugung hat der Redakteur Schrumm den Artikel selbst geschrieben, denn er allein führt eine so gewandte und scharfe Feder, der Artikel ist ganz vortrefflich, und hätte Schrumm den Mann gekannt, so würde er denselben unfehlbar genannt haben, denn in solchen Fällen kennt er keine Rücksicht.“

Hätte einer der Herren einen Blick zur Seite geworfen, so hätte es ihm auffallen müssen, wie sehr der junge Mann über dies Lob erröthete.

Gotthelf stand nach kurzer Zeit auf und entfernte sich, weil er befürchtete, man möchte ihm ansehen, daß er den Artikel geschrieben habe. Es trieb ihn, in eine andere Restauration zu gehen und zu hören, ob auch dort über seine Arbeit gesprochen werde, allein er war zu unruhig, denn in ihm gährte und stürmte es.

Hastig durchschritt er mehrere Straßen, dann begab er sich heim.

Am folgenden Morgen war er noch auf seinem Zimmer, als gegen Mittag ein Knabe ihm eine Karte brachte. Dieselbe enthielt nur die Worte:

„Haben Sie Zeit, so besuchen Sie mich, wo möglich heute Morgen noch. Es erwartet Sie

Dr. A. Schrumm, Chefredakteur.“

Ohne Zögern folgte er der Einladung. Der Knabe begleitete ihn, führte ihn durch mehrere Straßen und dann über einen geräumigen Hof in ein großes massives und neues Gebäude. Vor einer Thüre, an welcher mit großen Buchstaben „Redaktion“ stand, verließ er ihn mit der kurzen Bemerkung: „Hier!“

Gotthelfs Herz pochte schneller. Wiederholt hatte er auf dem Wege sich die Frage vorgelegt: „Was will Schrumm von Dir?“ ohne sich eine Antwort darauf geben zu können. Dieselbe Frage drängte sich ihm auch jetzt wieder auf, als er zögernd vor der Thüre stand. Hoffnungen und Befürchtungen tauchten in ihm auf.

Endlich trat er ein. An verschiedenen Tischen saßen Männer, welche sehr eifrig lasen oder schrieben. Einige blickten wohl flüchtig auf, als er eintrat, keiner nahm in-



dessen Notiz von ihm. Schrumm suchte sein Auge vergebens.

Schüchtern fragte er einen der Herren nach demselben. Schweigend, flüchtig zeigte der Gefragte auf die halbgeöffnete Thüre eines Nebenzimmers. Er trat ein.

Es war ein geräumiges Gemach. Auf einem großen Tische vor einem Sopha lagen Zeitungen, Bücher und Briefe in wilder Unordnung. An der Wand erstreckte sich ein großes Bücherregal mit vielen Büchern hin. Nahe am Fenster, an einem mächtigen Schreibtische, der auf einen Uneingeweihten gleichfalls den Eindruck der größten Unordnung machen mußte, denn er enthielt noch mehr Zeitungen und Briefe, saß Schrumm's große Gestalt, vorn übergebengt und eifrig schreibend.

Auch er blickte nur flüchtig zur Seite, als er indessen Gotthelf erblickte, legte er die Feder nieder und richtete sich auf.

„Ah, da sind Sie ja schon!“ rief er, und streckte Gotthelf die Hand entgegen. „Haha! Das nenne ich pünktlich, aber merken Sie sich, junger Freund: Pünktlichkeit ist die halbe Lebensarbeit. Nun kommen Sie und setzen Sie sich einmal zu mir!“

Er erhob sich, schob auf dem Sopha einen Haufen Zeitungen bei Seite und ließ sich dann neben Gotthelf nieder.

„Wissen Sie, daß Ihr Artikel sehr gefallen hat?“ fragte er dann. „Nun, Sie brauchen nicht zu erröthen, wie ein junges Mädchen, welches den ersten Liebesbrief geschrieben hat. Ich freue mich, daß Ihr Anfang ein glücklicher war.“

„Ich habe den Artikel während der Nacht, als ich heim-

gekehrt war, geschrieben," bemerkte Gotthelf, sich gleichsam entschuldigend.

"Glauben Sie denn, daß ich als alter Praktikus dies nicht sofort gemerkt habe," lachte Schrumm. „Hätten Sie ihn am Morgen geschrieben, so würde er weniger feurig gewesen sein, so etwas läßt sich nur in der Stille der Nacht, wenn man vorher etwas getrunken hat, machen. Es ist Ihnen nämlich vortrefflich gelungen, das Mitgefühl mit dem jungen Mädchen zu erwecken, die einfache Kleidung, die blassen Wangen desselben haben Sie sehr geschickt angebracht, denn die Rohheit des Reiters tritt dadurch um so schroffer hervor. Ich sage Ihnen dies offen heraus, weil ich Sie für zu vernünftig schätze, daß Sie sich nun für einen fertigen Schriftsteller halten. Das geht nicht so schnell, junger Freund, da Sie indessen Anlagen haben, so will ich Ihnen auch Gelegenheit geben, dieselben weiter auszubilden. Haben Sie Lust, dann und wann Arbeiten zu denen ich Ihnen den Stoff oder die Idee geben werde, für mein Blatt zu liefern?"

Gotthelfs Wangen glühten, seine Augen leuchteten, die Brust drohte ihm fast zu zersprengen.

"Gern, gern," rief er. „Wenn meine Kräfte genügen?"

"Die sollen Sie eben ausbilden, Sie müssen sich aber auch darauf gefaßt machen, daß mein Rothstift einmal hindurch fährt und dürfen nicht empfindlich sein. In Ihrem Alter bildet man sich leicht ein, daß das Wohl der Menschheit von Ideen oder Kleinigkeiten, die an und für sich verteufelt unbedeutend sind, abhängt, ein junger Kopf schießt

leicht über das Ziel hinaus, es schäumt und gährt in ihm, da wirkt der Rothstift wie ein kaltes Sturzbad; das ist nicht immer angenehm, aber gesund. Hier habe ich Ihnen zwei Ideen aufgezeichnet, daran versuchen Sie sich; nehmen Sie sich Zeit — haha! Sie haben von diesem Artikel ja mehr auf Lager. Nun gehen Sie, denn ich muß mit jeder Minute geizen, ich gehöre ja nicht mir, sondern der Zeitung, und die ist ein Tyrann! Im Drachen sehen wir uns wieder!“

Er stand auf, reichte Gotthelf ein zusammengelegtes Blatt Papier und geleitete ihn bis zur Thüre.

Gotthelf hätte aufjauchzen mögen, als er über die Straße hineilte. Die Ungewißheit über sich selbst, die ihn so lange gequält, schien von ihm genommen zu sein, eine innere Stimme rief ihm zu: „Das ist Dein Beruf!“ und er war entschlossen, alle Kräfte für denselben einzusetzen. Mit einem Male stand ein festes Ziel vor ihm; hoch und herrlich wie die im Morgen Sonnenstrahle erglänzende Schneekuppe eines fernen Berges leuchtete es ihm entgegen, es schien ihm zu winken. Und er fragte jetzt nicht, ob er dies Ziel je erreichen werde, er war sich bewußt, daß der Weg zu ihm ein langer und schwerer war, daß er über Berge und durch Schluchten führte, allein mit freudigem Muth wollte er den Wanderstab ergreifen und dem Ziele entgegen eilen.

Er begab sich zu Kunad.

Frida war jeder Gefahr enthoben, allein noch immer sehr schwach, ihre Wangen hatten eine durchsichtige Blässe. Sie streckte ihm, als er sie begrüßte, dankend die Hand entgegen und eine leise Röthe glitt über ihr Gesicht hin.

„Sie haben meinetwegen gelitten,“ sprach sie mit schwacher Stimme.

„Nein, nein!“ rief Gotthelf. „Wie viel Glück hat der Augenblick für mich schon im Gefolge gehabt! Von wenigen Minuten hing für mich so viel, vielleicht das Glück meines ganzen Lebens ab. Wäre ich wenige Augenblicke vor Ihnen gegangen, so würde ich heute noch keine Ahnung haben, daß mir meine Verwandten so nahe sind, ich hätte den Abend nicht in der Gesellschaft der Freunde Ihres Vaters zugebracht und würde heute noch ebenso unklar über meinen künftigen Beruf sein!“

„Und bist Du jetzt darüber mit Dir einig?“ fragte Rumad lächelnd.

„Ja!“ rief Gotthelf begeistert und erzählte seine Unterredung mit Schrumm und die Aufmunterung, die ihm durch denselben zu Theil geworden war.

„Ich weiß es, denn ich habe ihn heute Morgen bereits gesprochen.“

„Du warst bei ihm?“ fiel Gotthelf fast enttäuscht ein, weil er befürchtete, daß er die aufmunternden Worte des Redakteurs nicht seiner Arbeit, sondern der Fürsprache seines Onkels verdanke.

Der Maler schien zu errathen, was in ihm vorging.

„Eine geschäftliche Angelegenheit führte mich zu ihm,“ entgegnete er, „da theilte er mir mit, was er mit Dir vor hatte. Ich konnte ihm weder zu- noch abreden, ist es ihm gelungen, Dich für seinen Beruf zu gewinnen — dann Glück auf!“

Er hielt Gotthelf die Hand entgegen.

„Gott helf,“ fuhr er fort, und seine Stimme klang leise erregt. „Gott helf, mögest Du das Ziel erreichen, welches Du im stolzen Jugendtraume vor Dir siehst. Strebe und ringe danach, richte den Blick stets nach dem Höchsten, denn dadurch allein wirst Du Kraft zu dem schweren Wege gewinnen. Wenn Du dies Ziel nicht erreichst, wenn das Leben Dir unübersteigbare Schwierigkeiten entgegenstellt — verliere den Muth nicht. Sieh — sieh, mein Ziel war ein ebenso hohes; als ich einst die Lebenswanderung antrat, war mein Herz mit stolzen Hoffnungen erfüllt. Meine Kraft reichte nicht aus, ich bin von dem Ziele noch ebenso weit entfernt als einst, ich bin ein müder Wanderer, der auf der staubigen Lebensstraße sich langsam und mühselig dahinschleppt, Manche sind schon hinter mir zurückgeblieben, Andere überholen mich, ich vermag ihrem rüstigen Schritte nicht zu folgen — ich murre nicht mehr. Erreiche ich das Ziel auch nie — nie, so ist mir doch das Bewußtsein geblieben, mit ehrlichem Willen danach gestrebt zu haben, und sieh — sieh, das ist auch etwas.“

Hastig, bewegt verließ er das Zimmer. Der halb traurige und doch so liebevolle Blick, den seine Frau und Tochter ihm nachsandten, bewies, daß er ein anderes Ziel wenigstens erreicht hatte. Mochte der Künstler auch Hoffnungen begraben und Täuschungen erfahren haben, sein Herz hatte keine Ursache, sich zu beklagen.

#### 8. Ein Fremder.

Der Winter war eingelehrt.

Gotthelfs Heimathsdorf und auch das Försterhaus im  
Bibliothek. Jahrg. 1879. Bd. II.

Gebirge lagen tief im Schnee. In dem Pfarrhause war es noch stiller als sonst. Steinberg schien ganz derselbe geblieben zu sein, seine Gestalt war noch ebenso gerade und hochaufgerichtet, sein Gesicht hatte dieselben strengen Züge. Er arbeitete wie früher und verbreitete um sich dieselbe Cede und Kälte. Von seinem Sohne durfte in seiner Gegenwart nicht gesprochen werden, es war, als habe er denselben von seinem Herzen und aus seiner Erinnerung losgelöst.

Gotthelfs Mutter war still und innerlich noch immer tief gebeugt. Die Wunde, die ihrem Herzen geschlagen war, war noch nicht vernarbt, sie klagte nur nicht; in stiller, unablässiger Thätigkeit vom frühen Morgen bis zum späten Abende suchte sie sich Vergessen zu erringen, ohnte jedoch vergessen zu können.

Gotthelfs Schwestern glichen zwei Vögelein, die in einem Käfig gefangen gehalten werden, die gern singen und lustig sein möchten und doch den Muth nicht haben und sich durch den engen Raum beengt fühlen. Sie saßen still am Fenster und blickten auf den mit Schnee bedeckten Pfarrhof; wenn ein fremder Hund sich auf denselben verirrete, so war dies ein Ereigniß für sie, und am Morgen blickten sie neugierig durch die Hinterfenster des Hauses in den Garten, um sich zu überzeugen, ob nicht Hasenfährten zu dem nahen Kohlbeete führten, denn auch dies war für sie ein Ereigniß. Im Stillen beneideten sie die Winterkrähen, welche hungrig und krächzend über das Haus hinslogen, dieselben waren doch wenigstens frei.

Der kleine Doktor führte innerlich ein sehr bewegtes Leben. Er wechselte Briefe mit Gotthelf und Arnold, er

freute sich, daß es Beiden in der Residenz wohl erging und lachte still vor sich hin, wenn er daran dachte, daß er für Beide einen Theil der Sorgen übernommen hatte. Er freute sich, daß seine Rosen durch den Schnee eine warme Decke erhalten hatten, denn nun konnte ihnen der Winter nichts anhaben, wenn derselbe sich auch noch so streng geberdete. Wurde es ihm im Hause zu enge, dann ließ er den Braunen satteln und amüfirte sich, wie unwillig derselbe durch den tiefen Schnee sich hinarbeitete und wie er immer häufiger den Kopf zurückwandte, je weiter er sich vom Dorfe entfernte. In dem dummen Pferdekopfe schien der warme Stall die Fülle alles Glückes zu bilden; der kleine Herr war indessen ein zu guter Mediciner, um nicht zu wissen, daß bei einem faulen Leben ein wenig Bewegung sehr ersprißlich sei. Er schlug deshalb auch stets die am wenigsten betretenen Pfade ein. Und wenn nach seiner Heimkehr der Braune von der Anstrengung dampfte, klopfte er ihm den Hals, als ob er sagen wollte: „Siehst Du, Brauner, Du dampfst und ich habe kalte Füße, das ist der Unterschied zwischen uns Beiden, aber — ich möchte doch nicht mit Dir tauschen.“ Und das war in der That des Doktors ehrliche Ueberzeugung.

In dem Försterhause hatte der Winter eigentlich am wenigsten Veränderung hervorgerufen, ob schon hier der Schnee am höchsten lag und der Weg, der zu demselben führte, nur in einigen sehr tiefen Fußstapfen bestand. Grete sang im Sommer laut und lustig im Garten und jetzt im Hause, im Sommer neckte sie den Dachshund unter den schattenden Eichen, jetzt im Zimmer, denn das arme Thier war

jetzt des hohen Schnee's und seiner kurzen Beine wegen auf das Haus beschränkt.

Für den Förster bestand der einzige Unterschied darin, daß er im Sommer Schuhe und Gamaschen und jetzt hohe Winterstiefel trug, daß er im Sommer bei der Heimkehr sich den Schweiß von der Stirne wischte und jetzt die Eiszapfen vom weißen Barte loslöste, im Uebrigen war es ihm für seine Person gleichgiltig.

Ja, der Sommer war schön in den Bergen und der Winter fast noch schöner. Wenn er jetzt durch den Wald hinschritt, wo der Schnee die Zweige der Tannen niederbeugte, wenn er auf dem Gipfel eines Felsens anlangte und hinblickte in die weiße Landschaft, auf die schneebedeckten Berge, auf die unter der weißen Last sich beugenden Bäume, auf das dicht bereifte Gesträuch, welches im Sonnenschein wie mit Millionen Diamanten übersät erschien — dann ging ihm das Herz auf. Eine feierliche Stille lagerte ringsum, nicht einmal der Ruf eines Vogels unterbrach dieselbe, höchstens klangen aus der Ferne die Artschläge eines Holzfällers durch den stillen Wald dahin.

Ein wunderbares Gefühl erfaßt den Menschen in solcher winterlicher Waldesstille. Seine Brust ist die einzige, die weithin athmet und seine Gedanken gewinnen Leben, die Bilder, die in ihm aufsteigen, treten gleichsam aus ihm heraus, sie umgeben ihn und umtanzen ihn, kein Laut schreckt sie zurück, es müßte denn ein Zweig unter der Last des Schnee's brechen und der Schnee aufstäubend niederfallen, dann ist Alles wieder still und das Ohr hört das Klopfen des Herzens und das Athmen der sich weiter ausdehnenden Brust.



Steinberg hatte durch den kleinen Doktor über Arnold bereits zweimal günstig lautende Nachricht erhalten. Der Direktor der Gasanstalt war mit Arnold sehr zufrieden, denn er war fleißig und gewissenhaft, er schien den festen Entschluß gefaßt zu haben, den Flecken, der auf seinem Leben lastete, auszulöschen. Der Direktor hatte geschrieben, daß er ihm gern eine bessere Stellung geben werde, allein seine Prüfungszeit sei eine noch zu kurze, Arnold müsse erst beweisen, daß er auch Ausdauer besitze, der Anfang dürfe ihm deshalb nicht allzu leicht gemacht werden.

Esseg stimmte ihm bei und auch der Förster war damit einverstanden. Noch immer hatten seine Frau und Grete keine Ahnung von Arnolds Wiederkehr und sie sollten dieselbe auch nicht früher erfahren, als bis derselbe als ein ganz neuer Mensch das Försterhaus wieder betreten konnte.

Es war ein kalter, klarer Morgen, als Steinberg durch den Wald hinschritt, der tiefe Schnee knirschte unter seinen Füßen, ein Weiterkommen war nur durch größte Anstrengung möglich, allein für den Förster gab es kaum eine Anstrengung, denn von Jugend auf war er an Beschwerden gewöhnt.

Sein Jugendfreund, der Oberförster Hammer, hatte ihm am Tage zuvor durch einen Holzschläger sagen lassen, daß er ihn diesen Morgen an einer bestimmten Stelle des Waldes, die zwischen ihren beiden entfernten Revieren ziemlich in der Mitte lag, erwarten werde, und weder die strengste Kälte noch der tiefste Schnee wären im Stande gewesen, Steinberg zurückzuhalten.

Der tiefe Schnee hatte ihm doch warm gemacht, als er

sich der bestimmten Stelle näherte; eine kurze steile Anhöhe hatte er noch zu erklimmen, als ihm von oben herab bereits ein lustiges: „Guten Morgen, Steinberg!“ entgegen-tönte.

Der Förster blickte auf, oben stand der Oberförster.

„Ich komme — ich komme,“ erwiderte Steinberg und arbeitete sich mit Hast empor. „Hier bin ich!“ rief er halb athemlos, als er oben angelangt war und streckte dem Oberförster die Hand entgegen, der dieselbe erfaßte und ihn den letzten Absatz kräftig hinaufzog.

„Guten Morgen, Steinberg!“ wiederholte Hammer, dem Jugendfreunde kräftig die Hand schüttelnd. „Ich hatte wahrhaftig Verlangen nach Dir! Der Weg zu Dir war mir zu weit und Dir mochte ich auch nicht zumuthen, Dich bis zu mir durchzuarbeiten, deshalb habe ich Dich bitten lassen, hieher zu kommen. Du hast freilich den weiteren Weg gehabt, allein meine Brust ist nicht mehr so kräftig wie einst, ich fühle, daß ich alt werde.“

„Haha! Ich wäre noch weiter gekommen!“ rief Steinberg lachend. „Der Schnee liegt freilich stellenweis niederträchtig hoch, ich arbeite mich indessen durch.“

Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„Du bist warm geworden,“ fuhr Hammer fort. „Hier, trink, es ist von meinem alten Cognac, Du kennst ihn ja, und nun komm dort unter den Felsen, dort find wir gegen den Wind geschützt, es liegt auch kein Schnee dort.“

Sie schritten ungefähr zwanzig Schritte weiter, wo eine mächtige überhängende Felswand ihnen Schutz gewährte.

„Hier laß uns langsam auf und ab schreiten, damit Du

Dich nicht erkältest," fuhr der Oberförster besorgt fort, „mich schützt mein Pelzrock, Du gehst noch immer leicht gekleidet wie ein Jüngling.“

„Haha! ich bin abgehärtet!“ entgegnete Steinberg lachend. „Wind und Wetter haben so einem alten Stamme, wie ich bin, nichts mehr an!“

„Und wie geht es bei Dir daheim?“ fragte der Oberförster.

„Gut, gut! Meiner Frau geht es erträglich, und Grete — haha! Das Mädchen ist ein Vogel, der Sommer und Winter singt. Ein so junger Mädchenkopf kennt ja keine Sorgen; es hätte nur eines einzigen Wortes bedurft, so wäre sie mit hieher gekommen! Meinte sie doch im Ernste, sie werde schon durch den Schnee durchkommen, ich war indessen verständiger als sie und weit würde sie auch nicht gekommen sein!“

„Das Kind ist ein Segen für euch, denn ohne sie würde es still — recht still bei euch sein!“ bemerkte der Oberförster.

„Ja, sie ist unser Segen und unser Glück!“ fiel Steinberg fast hastig ein und sein Auge leuchtete. „Mag mir noch so viel durch den Kopf hinfahren, mag ich mannigmal so erschöpft heimkehren, daß ich den Weg kürzer wünsche, sobald ich das Haus betrete und sie mir entgegenkommt, lachend, singend, wenn sie mir die Büchse und Jagdtasche abnimmt, dann empfinde ich keine Müdigkeit mehr. Den Gedanken, daß eine Zeit kommen könne, in der sie von uns getrennt werde, vermag ich nicht zu fassen.“

„Steinberg, wird diese Zeit nicht doch einst kommen?“ warf der Oberförster mahnend ein. „Wenn sie sich einst

verheirathet, würdest Du dann ihrem Glücke entgegen-treten?"

„Nein, nein, denn ich wünsche ja nichts mehr als ihr Glück, dafür würde ich mein Leben hingeben. Aber kann sie nicht glücklich werden und doch bei mir bleiben. Sieh, wenn ich so allein durch den Wald hinschreite, dann spinnen sich Wünsche in mir an und unwillkürlich male ich dieselben weiter aus. Weshalb sollen wir uns nicht ein Bild der Zukunft zu schaffen suchen?"

„Und welches Bild hast Du Dir gebildet?" fragte Hammer.

Steinberg zögerte einen Augenblick lang mit der Antwort.

„Ich will es Dir sagen," sprach er dann. „Haben wir nicht immer den Wunsch gehegt, daß einer Deiner beiden prächtigen Jungen Grete heirathen möge. Ich habe Beide gleich lieb, so lieb, als ob sie meine eigenen Jungen wären, und doch drängt sich mir immer der Wunsch auf, daß sie Hartmanns Frau werden möge. Er wird ein Forstmann, wie wir es sind, ich kann mir Grete nicht vorstellen, wie sie sein würde, wenn sie aus der Stille des Waldes herausgerissen würde. In ihm ist sie geboren und aufgewachsen, sie kennt keine andere Freude und kein anderes Verlangen, — Hammer, wenn ich die Freude erlebe, daß Hartmann sie heimführt, daß er meine Stelle erhält und ich bei ihnen bleiben kann, um mich an ihrem Glücke zu erfreuen — mehr wünsche ich vom Leben nicht!"

„Daß diesen Wunsch nicht zu viel Raum in Dir gewinnen," mahnte der Oberförster. „Das Geschick gestaltet Manches anders, als wir es wünschen.“

„Wenn Grete glücklich wird, füge ich mich in Alles.“

„Gut. Wilhelm war vor wenigen Tagen bei mir.“

„Er war bei Dir und hat mich nicht besucht?“ fiel Steinberg ein.

„Er blieb nur einen Tag. Du weißt, daß er als Referendar nicht frei über seine Zeit verfügen kann. Er würde nur zu gern zu Dir gekommen sein; tausend Grüße hat er mir aufgetragen, und verstehe ich ihn recht, so gehört sein Herz Grete. Nach ihr fragte er immer wieder, und als er fort war, war ihre Photographie aus dem Album meiner Frau verschwunden. Ich weiß wohl, wo sie geblieben ist.“

Steinberg schwieg und blickte wie träumend vor sich hin.

Der Oberförster legte die Hand auf seinen Arm.

„Würdest Du ihm Dein Kind nicht gerne geben?“ fragte er. „Wilhelm ist gut. Sein Herz ist vielleicht noch weicher als das Hartmanns, er würde es als die Aufgabe seines Lebens ansehen, Grete glücklich zu machen.“

„Ja, das weiß ich!“ rief Steinberg und richtete den Kopf empor. „Hier meine ehrliche Meinung. Wenn mir die Frage vorgelegt würde, wen von Beiden ich lieber habe, so würde ich immer und immer nur sagen können: Beide. Wenn ich an Hartmann dachte, so schlich sich ein Wunsch für mich selbst mit ein.“

„Hat Grete nie verrathen, wer von Beiden ihr der Liebste ist?“

„Nein. Sie ist ja noch ein Kind; sie betrachtet Hartmann wie Wilhelm als ihre Brüder, sie spielt und scherzt mit ihnen, und ich möchte wetten, daß sie sich die Frage selbst noch nie vorgelegt hat.“

„Ist auch Deine Frau Deiner Ueberzeugung? Die Augen der Frauen sind in solchen Angelegenheiten schärfer.“

„Sie hat dieselbe Ueberzeugung. Wäre dies nicht der Fall, so würde sie es mir gesagt haben, denn sie hat kein Geheimniß vor mir.“

„Steinberg, versprich mir, nicht auf Grete einzuwirken, laß ihr Herz frei wählen,“ sprach der Oberförster. „Das Herz irrt sich selten, wenn man ihm freie Wahl läßt. Denk an Deine eigene Jugend zurück. Als Dir Deine Frau ihr Herz schenkte, waren Alle gegen Dich, ihre Eltern, ihre Verwandten und ihre Freunde, denn Du warst ein armer Jäger und Alle hätten es lieber gesehen, daß sie dem reichen Wassermüller ihre Hand gereicht hätte. Sie folgte ihrem Herzen und hat es nicht bereut. Aller Reichtum hätte ihr das nicht geben können, was Du ihr gewesen bist.“

Der Förster wandte sich unwillkürlich ab, er mochte nicht zeigen, wie laut die Worte in ihm wiederhallten und wie mächtig sie ihn ergriffen.

Ja, er hatte glücklich mit ihr gelebt, Freud und Leid hatte sie getreu mit ihm getheilt.

„Ich will Grete frei wählen lassen,“ entgegnete er, dem Jugendfreunde die Hand darreichend.

„Sieh,“ fuhr der Oberförster fort, „auch mir ging es vor Jahren nahe, als ich mich von den beiden Jungen trennen mußte. So lange sie daheim waren, war ein lustiges Leben in meinem Hause, dann wurde es still — sehr still, allein ich habe mich auch daran gewöhnt.“

„Sie kamen regelmäßig in den Ferien,“ warf Steinberg ein.

„Und wenn Grete sich verheirathet und nicht bei euch bleibt, glaubst Du, daß das Vaterhaus ihr fremd werden wird? Kann sie euch nicht oft besuchen? Nun laß uns wieder heimkehren. Grüß Deine Frau und Grete von mir. Sobald etwas Bahn im Walde ist, komme ich zu Schlitten zu euch. In der warmen Stube plaudert es sich doch gemüthlicher.“

„Ich begleite Dich noch eine Strecke,“ rief Steinberg.

„Nein, das nehme ich nicht an,“ entgegnete Hammer, „Dein Weg ist ohnehin der weitere und beschwerlichere. Ich hatte nur das Verlangen, Dich wiederzusehen, und komme bald zu euch.“

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und trennten sich.

Steinberg kehrte langsam heim, der tiefe Schnee ermüdete ihn, mehr als einmal mußte er still stehen, um Athem zu schöpfen, es war, als ob eine schwere Last auf ihm ruhte. Er richtete sich fest empor, er versuchte abzuschütteln, was ihn drückte, dies lag jedoch tiefer. Der Gedanke, daß Grete einst von ihm getrennt werden könne, war es, der ihn drückte; ihn hatte ein Gefühl der Angst erfaßt, welches sich nicht verscheuchen ließ. „Wenn Grete fort ist, dann wird es nicht still in meinem Hause, sondern öde,“ sprach er zu sich selbst. „Dann ist es todt darin. Meine Frau ist dann ganz allein und verlassen, wenn ich im Walde bin, und wenn ich heimkehre, empfängt mich kein Singen und Lachen mehr!“

Mit gebeugtem Kopfe schritt er weiter.

Plötzlich hörte er seinen Namen rufen; ein Holzfäller kam in Hast auf ihn zugeeilt.

„Herr Förster, an der steilen Wand liegt ein Mensch blutend und bewußtlos!“ rief derselbe.

„Wer ist es?“ fragte Steinberg erschreckt.

„Ich kenne ihn nicht, es ist ein Fremder — ein feingekleideter Herr,“ erzählte der Holzfäller. „Ich ging an der steilen Wand vorüber, um mich zum Schlage zu begeben, da fand ich ihn. Er muß von der Wand herabgestürzt sein, denn ich bemerkte keine Fußstapfen. Sein Gesicht ist mit Blut übergossen, er kann noch nicht lange dort gelegen haben, sonst würde er erfroren sein, er hat an der Schläfe eine Wunde, dieselbe blutet noch.“

„Er lebt?“ unterbrach ihn der Förster.

„Ja. Ich rieb ihm die Stirn mit Schnee, da er indes nicht zu sich kam und ich nicht im Stande war, ihn allein fortzubringen, deckte ich einen alten Rock über ihn und eilte fort, um Hilfe zu holen.“

Der Gedanke, daß ein Unglücklicher seiner Hilfe bedürfe, hatte die ganze Thatkraft des Försters wieder wach gerufen.

„Gilt zu meinem Hause, ruft meinen Knecht, sagt meiner Frau, was geschehen ist, laßt Euch warme Decken von ihr geben und dann bringt die Tragbahre mit, welche in Stalle steht,“ befahl er. „Ich eile sofort zu dem Verunglückten. Nun sputet Euch. Haltet Euch in meinem Hause nicht mit langen Erzählungen auf, denn Ihr habt hernach Zeit genug, Alles mitzutheilen. Wenn Ihr mit der Tragbahre kommt, so schlägt den Weg durch den Moorgrund ein, derselbe ist näher und der Schnee liegt dort auch weniger hoch. Nun beeilt Euch!“

Steinberg verließ sofort den Weg, auf dem er bisher



geschritten war und schlug die Richtung quer durch den Wald ein. Mochte er auch bis an die Kniee im Schnee versinken, so wußte er doch, daß er in dieser Richtung am schnellsten zu der bezeichneten Stelle kam, denn er kannte fast jeden Baum im Walde und würde in der dunkelsten Nacht sich nicht in der Richtung geirrt haben.

Der Weg war zum Glück nicht weit, in ungefähr einer halben Stunde hatte er die steile Wand erreicht. Der Schweiß rann ihm von der Stirne, er bemerkte es nicht. Schon in einiger Entfernung sah er den Verunglückten liegen und er strengte die letzten Kräfte an, um so schnell als möglich zu ihm zu gelangen.

Steil erhob sich eine Felsenwand wohl hundert Fuß hoch. Wenn der Unglückliche von derselben herabgestürzt war und noch lebte, so konnte er nur einem glücklichen Zufalle und dem Schnee, der den Fall gemildert hatte, dies verdanken.

Der Unglückliche hob den Kopf, als Steinberg sich ihm nahte, ein wenig empor, ließ ihn aber sogleich erschöpft wieder niedersinken. Es war ein noch junger und feingekleideter Mann, er konnte höchstens dreißig Jahre zählen, Steinberg kniete neben ihm nieder, hob den mit Blut bedeckten Kopf empor und flößte ihm, ohne eine Frage an ihn zu richten, aus seiner Jagdflasche einige Tropfen Brantwein ein.

Sie schienen den Unglücklichen zu beleben, denn er schlug matt die Augen auf und das weißbärtige, gutmüthige Gesicht des Försters über sich erblickend, sprach er mit leiser Stimme: „Ich bin von dem Felsen niedergestürzt.“

„Wann?“ fragte Steinberg.

„Ich weiß es nicht — heute Morgen.“

„Haben Sie Etwas gebrochen?“

„Nein — nein — aber mein Kopf!“

Dem Fremden schienen diese Worte sehr schwer zu werden. Der roth gefärbte Schnee verrieth, wie stark der Blutverlust gewesen war.

Steinberg forschte nicht weiter. Schnell entschlossen feuchtete er ein Tuch mit Schnee an und legte es auf die klaffende Wunde an den Schläfen. Dann reinigte er das Gesicht mit Schnee von dem Blute. Er bemerkte keine weitere Verletzung.

Es waren bleiche, hübsche Gesichtszüge, die ihm entgegenblickten.

Der Fremde lag regungslos da, nur dann und wann schlug er die Augen auf. Steinberg preßte das Tuch etwas fester auf die Wunde, der Verletzte zuckte nicht, und dies gab ihm Hoffnung, sein Leben zu erhalten, denn wäre der Knochen verletzt gewesen, so würde der Druck größeren Schmerz hervorgerufen haben.

Der Puls des Verletzten ging schwach, langsam. Steinberg wickelte die Füße des Fremden in den Rock, den der Holzfäller über ihn gelegt hatte, die kalten Hände rieb er mit Schnee, um sie zu erwärmen, denn bei der strengen Kälte drohte ihm die Gefahr des Erfrierens.

Aus der Jagdflasche stößte er ihm wiederholt Brantwein ein.

Mit größter Ungeduld blickte er nach der Richtung, in der sein Knecht und der Holzfäller kommen mußten,

die Zeit dünkte ihm bereits unendlich lang. Er brach Tannenzweige ab, schüttelte den hartgefrorenen Schnee davon und schob sie vorsichtig unter den Kopf des noch immer regungslos Daliegenden.

Endlich erblickte er die Erwarteten und trieb sie mit lautem Rufe zur größten Eile an. Athemlos, erschöpft langten sie an. Der Förster gönnte ihnen keine Ruhe. Die Försterin hatte ihnen außer mehreren Decken noch eine Flasche mit Branntwein mitgegeben, er ließ sie trinken und trank selbst, da er durchkältet und erschöpft war.

Mit seinem Hirschjäger hieb er Tannenzweige ab und ließ dieselben auf die Tragbahre legen, dann breitete er eine Decke darüber und nun wurde der Verletzte langsam und sorgfältig emporgehoben und darauf gelegt. Mit Decken wurde er umhüllt.

Der Fremde rührte sich kaum, sein Blick war so schwach wie der eines Sterbenden.

„Nun schnell!“ rief der Förster. „Erfasst ihr die Bahre hinten, ich gehe vorn.“

Ohne auf den Einspruch seines Knechtes, der ihn bat, sich zu schonen und ihm und dem Holzfäller das Tragen der Bahre zu überlassen, zu achten, erfaßte er mit kräftiger Hand die Bahre und schritt so schnell, daß die beiden Männer ihm kaum zu folgen vermochten.

Der Weg war ein überaus schwieriger, denn über Steine und Wurzeln, welche der Schnee verbarg, ging es hinweg; der Förster stolperte mehr als einmal, allein immer wieder raffte er sich empor.

Eine halbe Stunde mochten sie gegangen sein, als Stein-

berg erschöpft die Tragbahre niederlegte. Seine breite Brust rang nach Athem, seine Kniee zitterten. Er trat zu dem Verletzten und erneuerte den fühlenden Umschlag auf die Wunde.

„Gilen Sie voraus, Herr Förster,“ bat der Knecht noch einmal.

Steinberg schüttelte ablehnend mit dem Kopfe. Er hatte sich nie in seinem Leben geschont, wenn es galt, einem Hilfsbedürftigen beizustehen.

„Kommt — kommt!“ rief er. „Wir haben Zeit, uns wieder zu erholen.“

Auf's Neue erfaßte er die Bahre und schritt weiter. Erst als sie auf einem betretenen Pfade anlangten und das Försterhaus nur noch wenige hundert Schritte entfernt war, setzte er die Bahre wieder nieder, sah noch einmal nach dem Verletzten und eilte dann voraus, um seine Frau vorzubereiten.

In wenigen Minuten war ein Zimmer zur Aufnahme des Fremden hergerichtet. Die Försterin und Grete bestürmten Steinberg mit Fragen, er war zu erschöpft, um antworten zu können.

„Fragt mich nicht,“ erwiderte er. „Er ist von der steilen Wand herabgestürzt — wie dies gekommen — wer er ist — ich weiß es nicht. Das Alles wird sich ja später herausstellen, wenn die Gefahr für ihn nicht mehr so groß ist.“

„Er ist also gefährlich verletzt?“ warf Grete ein.

„Ja — ich weiß es noch nicht — jetzt gilt es für ihn zu sorgen.“

Die beiden Männer langten mit dem Verletzten an, dieser wurde in das Zimmer und in's Bett gebracht. Der Förster griff helfend dabei zu, dann brach er selbst völlig erschöpft auf einem Stuhle zusammen. Bestürzt eilte seine Frau zu ihm.

„Laß — laß, Anna!“ sprach er abwehrend. „Sieh zuerst nach dem Unglücklichen, ich werde mich wieder erholen.“

Während die Frau vorsichtig das Gesicht des Fremden abwusch und die Wunde an der Schläfe mit Wasser kühlte, trat Grete leise zu ihrem Vater, schlang den Arm um seinen Nacken und fuhr lieblosend, besorgt mit der kleinen Hand über seine nasse Stirn hin, als wüßte sie, daß dies am schnellsten seine Kraft zurückrufen werde.

Und Steinberg erholte sich. Abgeschlossen im Walde, fern von einem Arzte hatte er gelernt, mit Wunden umzugehen. Er untersuchte die Verletzung des Fremden genau. Und als er dann zu seiner Frau und Grete in das Nebenzimmer trat und deren ängstlich fragenden Blick bemerkte, sprach er: „Ich hoffe nicht, daß Gefahr vorhanden ist. Schnell wird er freilich nicht genesen, denn die Wunde ist tief und der Blutverlust ist ein sehr starker gewesen. Es können Wochen vergehen, ehe er sich wieder erholt — nun, es soll ihm hier nicht an Ruhe und Pflege fehlen.“

### 9. Licht und Schatten.

Es waren schlimme und schwere Tage gewesen in dem stillen Försterhause. Der Verletzte hatte mehrere Tage in dem heftigsten Wundfieber gelegen und Steinberg war kaum

eine Stunde von seinem Lager gewichen. Abwechselnd mit seiner Frau hatte er den Fiebernden gepflegt, ohne daß sie seinen Namen kannten und ohne daß sie wußten, wer er war.

Steinberg hatte schon am zweiten Tage zu dem kleinen Doktor geschickt, derselbe hatte sich auch durch den tiefen Schnee durchgearbeitet und den Verwundeten sorgfältig untersucht. Sein Gesicht war sehr ernst gewesen, er hatte den Förster indessen zu beruhigen gesucht.

„Reicht ist der Fall nicht gewesen,“ hatte er gesagt. „Ich kann hier nicht mehr thun, als Sie bereits gethan haben. Pflegen Sie ihn wie bisher weiter und verlieren Sie die Geduld nicht, wenn die Genesung nicht schnell fortschreitet. Es ist ein gutes Zeichen für die Stärke seines Schädels, daß derselbe bei dem Sturze von der steilen Wand nicht gänzlich zertrümmert ist, deshalb habe ich auch die beste Hoffnung für ihn. Er ist ohnehin noch jung und hier muß die Jugendkraft das Meiste thun. Setzen Sie die kalten Umschläge unverdrossen fort, mehr läßt sich nicht thun.“

Und unverdrossen waren Steinberg und seine Frau in der Pflege gewesen; ihnen allein verdankte der Fremde seine Rettung.

Das Fieber hatte aufgehört, die Gefahr war vorüber und die Genesung eingetreten. Jetzt erst hatte Steinberg den Namen des Geretteten erfahren, derselbe hieß Adolph Klaus.

Derselbe hatte, wie er erzählte, halb im Uebermuthe und von dem Verlangen getrieben, das Gebirge im Winter

kennen zu lernen, allein die Reise von der Residenz, wo er wohnte, in die Berge unternommen. Daß eine Wette damit verbunden gewesen war, hatte er verschwiegen. Durch frühere Ausflüge mit der Gegend bekannt, hatte er an dem Morgen, an dem ihn das Unglück betroffen, allein die steile Wand, von deren Höhe man eine reizende Aussicht auf die Berge und Thäler genoß, besucht. Halb versunken in das großartige, prächtige Winterbild, durch den hohen Schnee getäuscht, war er zu nahe an den Abgrund getreten, ausgeglitten und hinabgestürzt.

Steinberg hatte sich sofort erboten, den Seinigen zu schreiben und sie von dem Unfalle zu benachrichtigen, er hatte dies lächelnd abgelehnt.

„Meine Eltern sind todt, Verwandte besitze ich in der Residenz nicht,“ hatte er erwidert, „und meine Freunde will ich nicht beunruhigen. Sie wissen ja, daß ich verreist bin, und sie werden weniger erschrecken, wenn ich ihnen das Geschehene in kurzer Zeit selbst schreibe, denn dann sehen sie zugleich aus meinem Briefe, daß für mich keine Gefahr mehr vorhanden ist.“

Steinberg hatte geschwiegen, da er nicht im Stande war, zu begreifen, daß Klaus, der dem Tode so nahe gewesen war, nicht Verlangen nach seinen Freunden empfand. Seine Frau faßte dies anders auf, sie empfand mit dem jungen Manne, der keine Eltern mehr besaß, ein doppeltes Mitleid und sie dachte auch im Stillen daran, wie wohl ihrem Sohne eine so liebevolle Pflege von fremder Hand thun werde.

Klaus schien reich zu sein. Er besaß eine äußerst werth-

volle goldene Uhr und hatte Steinberg gebeten, den reichen Inhalt seiner Börse zwischen dem Holzfäller und dem Knechte zu theilen.

Es ging dies auch aus seinen Erzählungen hervor, denn er sprach von seinem Diener und von seinem Reitpferde, die er in der Residenz zurückgelassen habe.

Jetzt waren vierzehn Tage nach dem Unfalle verflossen, Klaus war bereits so weit wieder hergestellt, daß er mit einer Binde um den Kopf in dem warmen und behaglichen Wohnzimmer sitzen konnte, wo die Försterin und Grete ihm Gesellschaft leisteten, denn Steinberg war fast den ganzen Tag über im Walde. Neuer Schnee war gefallen und großartige Schneebrüche hatten stattgefunden. Große Flächen der prächtigsten jungen Nadelholzbestände waren durch die Schwere des Schnees geradezu verwüstet, die Kronen der jungen Bäume waren gebrochen und auf ein weiteres Wachsthum derselben war nicht mehr zu rechnen.

Dazu war noch ein zweiter Unfall gekommen. Der Sturm einer einzigen Nacht, der nur wenige Stunden angehalten, hatte noch größere Verwüstungen angerichtet, denn ihm waren die schönsten und stärksten Bäume zum Opfer gefallen.

In dem geschützt gelegenen Försterhause hatte man wenig von dem Sturme bemerkt, um so schlimmer hatte derselbe auf den Anhöhen gewüthet.

Steinberg war ein zu guter Forstmann, als daß ihm diese Verwüstungen nicht tief in das Herz hinein geschnitten hätten. Die Bäume waren seine Lieblinge und



nun lagen die schönsten von ihnen darnieder. Die Frucht jahrelanger Arbeit war in den jungen Beständen vernichtet und noch vermochte er nicht einmal die ganze Größe des Schadens zu überblicken.

Er hätte weinen mögen, wenn er sich durch den Schnee hinarbeitete und überall neue Zerstörung erblickte, und wenn er heimkehrte, dann blieben seine Gedanken in dem Walde zurück. Dazu gesellte sich noch die Sorge für das arme Hochwild, welches bei dem hohen Schnee keine Nahrung mehr fand und krank und matt bis zu dem Försterhause kam. Er sorgte mit allen Kräften für die Fütterung, allein tiefer in die Berge hinein konnte kein Futter gebracht werden. Die Füchse und Raubvögel hielten reiche Ernte.

Es war ein klarer, heller Morgen. Durch die Fenster des Forsthauses schien die Winter Sonne so freundlich, draußen war Alles so still und friedlich. Soweit das Auge blickte, sah es nichts weiter als eine schimmernde prächtige Winterlandschaft.

In dem Wohnzimmer des Försterhauses saß Grete am Fenster, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, und wenige Schritte von ihr entfernt saß Klaus. Sein Gesicht hatte die feine, durchschimmernde Blässe eines Genesenden, seine Züge waren hübsch, aus seinen Augen leuchtete ein stiller, schwärmerischer Glanz.

Grete's Mutter war in der Nähe beschäftigt, um das Mittagessen zuzubereiten, denn Steinberg hatte versprochen, zum Mittag aus dem Walde zurück zu kehren und das war in der letzten Zeit nicht häufig geschehen.

Klaus' Auge ruhte auf den hübschen Zügen des Mäd-

chens, welche durch die Strahlen der Wintersonne mit einem rosigen Hauche übergossen waren.

„Wird Ihnen der Winter mit seiner eintönigen Ruhe, die Sie oft Wochen lang in das Haus bannt, nicht langweilig?“ fragte er.

Grete blickte erstaunt von ihrer Arbeit auf.

„Langweilig?“ wiederholte sie, als vermöge sie dies Wort nicht zu begreifen. „Der Sommer ist freilich schöner. Dann ist es herrlich hier. Des Morgens früh wecken uns die Vögel in den Eichen, die ganze Wiese schimmert von den prächtigsten Blumen, Alles ringsum lebt, und wenn der Wind leise durch die Wipfel der Eichen rauscht, ist es mir, als ob sie mir Märchen und Sagen erzählten. Ich kann Stunden lang lauschen, denn es ist mir, als ob ich sie verstehe. Doch auch der Winter ist schön hier. Gibt es etwas Prächtigeres als diese weiße, stille Landschaft?“

„Gewiß nicht,“ bestätigte Klaus lächelnd.

„Sind Sie nie in einer größeren Stadt gewesen?“ fragte er nach kurzem Schweigen weiter.

„Nein.“

„Nie?“

„Nie!“ versicherte Grete.

„Dann kennen Sie das Leben und die Reize der großen Stadt nicht!“ fuhr Klaus lebhaft fort. „Dann haben Sie keine Ahnung von den Vergnügungen und Zerstreuungen, die sie bietet! Dann haben Sie nie ein Verlangen gefühlt nach Bällen und Festen, nach Theater und Konzerten?“

Grete blickte wieder auf von ihrer Arbeit.

„Ich kenne sie ja nicht,“ erwiderte sie und in diesem

offenen Bekenntnisse lag eine unsagbare Unschuld und Harmlosigkeit. „Kann man sich nach Etwas sehnen, was man nicht kennt?“ fuhr sie fort. „Ich habe darüber gelesen, allein ich habe immer den Eindruck gehabt, daß ich mich unter so vielen fremden Menschen und bei so viel Glanz verlassen fühlen würde?“

„Sie würden sich nicht verlassen fühlen, wenn Sie Jemand zur Seite hätten, dem Sie vertrauten und der Sie mit diesem Leben bekannt machte,“ fuhr Klaus fort. „Sehen Sie, dieses Leben und diese Zerstreungen gewähren einen wunderbaren Rausch, und wer diesen Rausch einmal kennen gelernt hat, der sehnt sich immer wieder darnach zurück. Er ist wie der Duft einer Zauberblume, den man nicht vergessen kann.“

Grete schwieg. Ihre Hände waren in den Schoß gesunken und halb träumend blickte ihr Auge hinaus in die stille, friedliche Winterlandschaft. Regte sich doch vielleicht in ihrem Herzen der Wunsch, die Freuden kennen zu lernen, die der Genesende ihr so verlockend schilderte?

„Nein, ich trage kein Verlangen, einen Rausch kennen zu lernen,“ sprach sie dann hastig, als ob sie damit einen aufkeimenden Wunsch verscheuchen wollte. „Weshalb sollen wir uns von einem Frieden losreißen, der uns volle Zufriedenheit und Genugthuung gewährt?“

„Ueber dem Frieden steht die Freude,“ sprach Klaus mit leiserer Stimme, indem er sich langsam erhob und einen Schritt näher an Grete herantrat. „Würde es Ihnen keine Freude gewähren, wenn Sie in einem prächtigen Kleide in glänzender Gesellschaft die Schönste von Allen

wären? Wenn sich Aller Augen auf Sie richteten? Wenn Sie der Stern wären, der mit seinem Glanze Alle erleuchtete und begeisterte? Würde Ihr Herz dann nicht schneller und höher schlagen? Würden Sie dann nicht eine Freude und innere Genugthuung, einen seligen Stolz empfinden, den all die harmlosen, stillen Freuden des Waldes nicht aufzuwiegen vermögen?"

Grete's Herz schlug schneller, ihre Brust schien nach Athem zu ringen, ihre Wangen hatten sich geröthet. Sie blickte zum Fenster hinaus in die stille Winterlandschaft, und es war ihr, als ob die alten Bäume tanzten und sich neigten, als ob sie mit prächtigen Kleidern angethan wären, als ob der Schnee und die in der Sonne glitzernden Eiszapfen an ihren Zweigen Diamanten und Perlen wären.

"Ich würde nicht die Schönste sein," sprach sie halb für sich.

"Doch, Grete, Sie würden es sein!" sprach Klaus fast flüsternd, indem er sich zu ihr beugte. "Sie würden es sein, die stille Waldblume mit dem Hauche der Unschuld, die wilde, flammende Rose unter all den künstlichen Blumen! Oder glauben Sie, daß ich dies sage, um Sie zu täuschen?"

Grete schwieg.

"Glauben Sie dies?" wiederholte der Genesende leise. Seine Stimme klang so weich, so einschmeichelnd.

"Nein," erwiderte Grete, ohne aufzublicken.

"Ich danke Ihnen für dies Wort," fuhr Klaus lebhafter fort. "Es sagt mir, daß Sie an mir nicht zweifeln. O, ich würde meinen Mund lieber für immer zum Schwei-

gen verurtheilen, ehe ich im Stande wäre, Ihnen ein unwahres Wort zu sagen!"

Er wurde durch einen Mann unterbrochen, der sich durch den Schnee durcharbeitete und dem Hause näherte.

Es war ein Bote der nächsten Poststation, der für Klaus Briefe und ein kleines Packet brachte.

Klaus öffnete die Briefe mit fast fieberhafter Hast.

"Ah! Von meinen Freunden!" rief er. "Sie wissen, daß ich ihnen geschrieben habe und sie zögern nicht mit der Antwort. Sie würden selbst gekommen sein, wenn ich sie nicht gebeten hätte, meine Genesung durch die Aufregung des Wiedersehens nicht zu stören."

Er warf die nur flüchtig gelesenen Briefe zur Seite und öffnete das kleine Packet. Ein blühender Goldschmuck kam zum Vorscheine.

"Grete," sprach er und seine Stimme schien leise zu beben. "Ihren Eltern und Ihnen verdanke ich mein Leben, es gibt nichts, um diesen Dank abzutragen, nehmen Sie dies wenigstens als ein schwaches Zeichen desselben von mir an."

Grete fuhr fast erschreckt zurück. Einen so kostbaren Schmuck hatte sie nie gesehen, er blendete sie, aber unwillkürlich blieb ihr Auge darauf haften.

"Nein — nein!" rief sie abwehrend.

"Sie haben so viel für mich gethan und wollen mir diese geringe Freude nicht gönnen!" sprach Klaus und seine Stimme klang halb traurig.

"Es ist zu viel — zu kostbar! Ein solcher Schmuck paßt nicht für mich!" rief Grete.

„Kann es einen Schmuck geben, der für Sie zu schön wäre,“ erwiderte der Genesende. „Ich bitte Sie dringend, nehmen Sie dies geringe Zeichen meines Dankes an. Wie viel habe ich von Ihren Eltern empfangen! Sie haben mich gepflegt, als wenn ich ihr Sohn wäre und nun wollen Sie mir eines der edelsten Gefühle, das der Dankbarkeit, abschneiden?“

Grete nahm den Schmuck — sie wußte kaum, was sie that. Das blizende Geschmeide wirkte wie ein verführerischer Dämon auf sie ein, sie eilte mit ihm hinaus zu ihrer Mutter, um ihr das kostbare Geschenk zu zeigen.

Fast in demselben Augenblicke trat Steinberg in das Haus. Grete eilte ihm fast jubelnd entgegen und hielt den Schmuck empor.

„Dies — dies hat er mir geschenkt!“ rief sie mit der Freude eines Kindes, dem eine schöne Puppe geschenkt ist.

Die Brauen des Försters zogen sich zusammen, unwillkürlich schob seine Hand das ihm entgegengehaltene Geschmeide zurück.

„Wer hat Dir dies geschenkt?“ fragte er und seine Stimme erzitterte leise.

„Herr Klaus,“ erwiderte Grete, durch den Blick ihres Vaters eingeschüchtert.

„Gib es mir,“ fuhr der Förster fort. Er nahm den Schmuck hastig aus der Hand seiner Tochter und schien ihn in seiner kräftigen, rauhen Rechten fast zu zerdrücken. Grete fast unsanft zur Seite schiebend trat er erregt in das Wohnzimmer ein.

„Herr Klaus,“ sprach er und seine Stimme klang wie

das ferne Echo einer gewaltigen inneren Erregung. „Sie sind sehr freundlich — allein meine Tochter bedarf eines solchen Schmuckes nicht. Gold ist nicht für sie. Wenn sie sich im Frühlinge oder Sommer eine Waldblume in das Haar steckt — das ist genug — Gold paßt nicht für sie — und sie bedarf desselben auch nicht!“

Einen Augenblick lang stand der junge Mann dem erregten Förster gegenüber eingeschüchtert da, dann erfaßte er halb verlegen lächelnd die Hand desselben.

„Herr Förster,“ sprach er und seine Stimme erzitterte leise wie in innerer, ehrlicher Erregung. „Wollen Sie mir den Dank verklümmern, den ich Ihnen schulde? Ich weiß, Sie würden Alles, was ich Ihnen für die Errettung meines Lebens geben könnte, zurückweisen, ich wage es auch nicht, Ihnen etwas Anderes als Worte zu bieten, gestatten Sie mir wenigstens eine geringe Aufmerksamkeit gegen Ihre Tochter. Legen Sie nicht auf das Zeichen dieser Aufmerksamkeit Werth. Ich bin vermögend, man nennt mich sogar reich, ist es nicht natürlich, daß ich diese Aufmerksamkeit nach meinen Verhältnissen bemesse?“

Der Förster schwieg. Für das, was er empfand, fehlten ihm die Worte, und es war nicht seine Absicht, Klaus zu kränken.

„Ich habe ja nur die Absicht gehabt, Ihrer Tochter eine kleine Freude zu bereiten,“ fuhr der Genesende mit einschmeichelnder Stimme fort. „Was sollte ich wählen? Liegt der Gedanke nicht nahe, daß ein junges Mädchen sich über einen Schmuck am meisten freuen wird?“

„Ja — ja,“ erwiderte Steinberg, „allein dieser Schmuck ist zu kostbar!“

„Herr Förster, und ich zürnte im ersten Augenblicke dem Goldschmied, dem ich den Auftrag ertheilt hatte, weil er mir nicht einen schöneren geschickt hatte! Ich bitte Sie, lassen Sie uns nun darüber schweigen.“

Und der Förster schwieg. Er war bei Tisch stiller als gewöhnlich und schritt sofort nach dem Essen wieder in den Wald. Auf Gretens Bitte, sich doch kurze Zeit Ruhe zu gönnen, antwortete er kaum, es war, als ob er auch ihr im Stillen grolle.

Der Abend war längst hereingebrochen, als er zurückkehrte, müde warf er sich auf einen Stuhl.

„Du bist erschöpft, Vater?“ fragte Grete, besorgt an ihn herantretend.

„Ja, ich bin sehr erschöpft,“ erwiderte Steinberg und ließ den Kopf auf die Brust nieder sinken.

Es war selten — sehr selten, daß er dies eingestand. War es auch nach den Mühen und Anstrengungen der letzten Zeit nicht zu verwundern, so schien doch noch etwas Anderes hinzugekommen zu sein.

Er begab sich früh zur Ruhe. Als seine Frau in die Kammer trat, war er noch wach. Ihr Blick glitt besorgt über sein erregtes Auge hin.

„Steinberg, es ist Dir nicht lieb, daß Klaus Grete den Schmuck geschenkt hat?“ fragte sie, sich auf den Rand seines Bettes setzend.

„Du hast es getroffen, es ist mir nicht lieb,“ entgegnete der Förster. „Ich bereue, daß ich heute Mittag



schwach war und den Schmuck nicht entschieden zurückwies!“

„Weshalb? Du gehst zu weit, weshalb willst Du Grete die Freude nicht gönnen?“ warf Anna ein. „Sie ist so glücklich darüber! Den ganzen Nachmittag über hat sie den Schmuck betrachtet, ich glaube, ihr Herz hat nie zuvor eine solche Freude empfunden?“

Sie hatte sich in den Worten vergriffen, sie wollte ihren Mann beruhigen und regte ihn noch mehr auf.

„Haha! Du fragst mich, ob ich Grete die Freude nicht gönne!“ rief Steinberg. „Bei Gott, ich gönne ihr jede Freude, die zu ihrem eigenen Besten ist! Bisher genügte es ihr, wenn sie sich mit einfachen Waldblumen schmückte, sie war heiter und zufrieden dabei, sie war glücklich! Wo- zu bedarf sie des Goldschmuckes? Soll derselbe vielleicht andere Wünsche in ihr erregen? Er wird es thun. Ich will Grete deshalb wahrhaftig nicht verdammen. Sie wird den Schmuck tragen und wünschen, daß Andere ihn sehen; die Stille dieses Hauses wird ihr nicht mehr genügen, sie wird sich hinaussehnen, nach Menschen, in Kreise, welche solche Schmucksachen tragen! Willst Du einem Kinde einen Vorwurf daraus machen, wenn es mit einem ihm geschenkten Messer spielt und sich schneidet? Klage die an, die ihm das Messer geschenkt haben. Und ein solcher Schmuck ist schlimmer als ein Messer, die Verletzungen, welche er hervorruft, heilen so leicht nicht wieder!“

Anna hatte die Hand ihres Gatten erfaßt.

„Nein, nein, Steinberg!“ rief sie. „Deine erregte Phantasie führt Dich zu weit. Ihr Männer glaubt immer

gleich das Schlimmste zu sehen! Du kennst das Herz eines jungen Mädchens nicht, Du begreifst nicht, wie ihm ein Gegenstand Freude machen kann, den Du für Thorheit und eitlen Tand hältst. Glaubst Du, das Auge einer Mutter blicke weniger scharf?"

Der Förster richtete sich halb unwillig empor.

„Das ist immer die alte Ausrede, wir Männer verständen das Herz eines jungen Mädchens nicht, wenn wir eine Gefahr langsam aufsteigen sehen!“ rief er.

„Wo siehst Du eine Gefahr?“

„In dem Fremden, in Klaus!“ entgegnete Steinberg. „Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn gern hier aufgenommen und ihm beigestanden habe, ich hätte es gethan und wenn ich mein eigenes Leben dabei in Gefahr gebracht hätte — und doch wünsche ich, er wäre erst wieder fort und Alles wäre wieder so, wie es früher gewesen ist. So lange er hier ist, fühle ich eine Angst, die ich nicht verschrecken kann! Bin ich hier, so werden mir die alten lieben Räume zu enge, und bin ich im Walde, so treibt es mich fast mit Gewalt zurück, mich erfaßt eine Angst, als komme ich bereits zu spät, um ein Unglück zu verhüten!“

Anna strich besorgt und beruhigend zugleich dem Gatten über die Stirn hin.

„Du bist erregt,“ sprach sie. „Du hast Dich in der letzten Zeit zu sehr angestrengt und Deinen Kräften zu viel zugemuthet!“

„Ja, ich habe ihnen zu viel zugemuthet,“ fuhr der Förster fort. „Um die innere Unruhe und Angst zu bewältigen, habe ich absichtlich die größten Beschwerden auf-

gesucht, ich habe mich durch den Schnee gearbeitet, wo er am tiefsten lag, nur um mich zu ermüden, weil ich hoffte, die Ermüdung werde mir Ruhe bringen. Ich bin so erschöpft gewesen, daß meine Beine zitterten und ich mich an einem Baume halten mußte, um nicht umzusinken, Ruhe habe ich dennoch nicht gefunden!“

Er preßte erregt die Hand auf die Stirn.

„Steinberg, Steinberg! Ich erkenne Dich kaum wieder!“ rief die Frau erschreckt. „Die langen Jahre, welche ich an Deiner Seite lebe, bist Du immer ruhig und besonnen gewesen, selbst damals, als wir so unsagbar Schweres zu überwinden hatten, und jetzt läßt Du Dich durch eine Einbildung Deiner Phantasie, durch eine Angst, über welche Du Dir selbst keine Rechenschaft geben kannst, beherrschen und hinreißen!“

„Ich fürchte Klaus,“ unterbrach sie der Förster.

„Du hast keine Ursache, ihn zu fürchten,“ fuhr Anna fort. „Ich bin den ganzen Tag über mit ihm zusammen, er erzählt uns von seinem Leben, von dem Leben in der Residenz — ich halte ihn für gut und ehrlich. Er ergibt sich mit solcher Geduld und Ruhe in sein Geschick, welches ihn so lange von seinen Freunden fern hält, sein Herz ist so dankbar für die Liebe, die er durch uns genossen hat. — Steinberg, Dein Puls schlägt fieberhaft schnell, ich befürchte, daß Du krank wirst!“

Der Förster lehnte den Kopf zurück auf das Kissen.

„Auch ich befürchte es,“ sprach er.

Ruhig wies er die besorgte Pflege seiner Frau zurück. „Daß mir Ruhe, denn ich fühle, daß sie mir am meisten

Noth thut!" bat er. „Lege Dich nieder, meine Aufregung schwindet, wenn ich schlafe.“

Anna gehorchte seiner Bitte.

Steinberg schlief nicht, so ruhig er auch lag, um seine Frau nicht zu stören, er erkrankte auch nicht, denn sobald der Morgen zu grauen begann, erhob er sich, um wie immer seiner Pflicht nachzukommen. —

Wieder waren Tage geschwunden und Klaus war fast völlig genesen, er sprach bereits von seiner Heimreise nach der Residenz. Wieder saß er mit Grete allein in dem Wohnzimmer.

„In wenigen Tagen werde ich nun heimgekehrt sein und Sie sind dann von einer Last befreit, die Sie Wochen lang in Anspruch genommen hat,“ sprach er.

Grete's Wangen schienen seit einigen Tagen weniger frisch zu sein, sie nähte eifrig, allein einem scharfen Auge konnte es nicht entgehen, daß ihre Hand leise zitterte.

„Sie sind keine Last für uns gewesen,“ erwiderte sie halbblaut.

„Doch, doch!“ fuhr Klaus fort. „Ich habe in dies stille Haus eine Störung gebracht, wie es vielleicht seit Jahren nicht erlebt hat. Und für die Liebe, die ich hier genossen habe, kann ich mich nicht einmal so dankbar zeigen, wie mein Herz es verlangt.“

„Bedarf es des Dankes, wenn ein Mensch dem andern in der Noth beisteht?“ warf Grete ein.

„Hier ist mir das Leben wiedergegeben und hier hat das Leben einen erhöhten Werth für mich gewonnen. Früher hätte ich es nicht für möglich gehalten, in solcher abge-

schlossenen Stille zu leben, und jetzt denke ich mit Bangen daran, daß ich wieder in das geräuschvolle Leben der großen Stadt eintreten soll!"

"Sie selbst haben mir dasselbe so verlockend geschildert!"

"Ja, es ist auch verlockend und berauschend, wenn man sich demselben ungestört hingeben kann. Das kann ich nicht mehr, denn meine Gedanken werden immer wieder hieher zurückkehren. Bei jedem freundlichen Sonnenblicke werde ich denken, jetzt dringt er auch durch das Fenster des stillen Försterhauses, jetzt lagert er sich auf dem Boden des trauten Zimmers — jetzt gleitet er über Ihr Gesicht hin!"

Grete schwieg, sie nähte mit doppelter Hast.

"Grete, Sie kennen Goethe's Gedicht, der Fischer," fuhr Klaus fort. "Sie erinnern sich der Worte: 'Ach wüßtest Du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund' — hier bei Ihnen ist der Grund, hier fühle ich mich so wohlig und nun soll ich wieder zurückkehren zu der kalten und öden Oberfläche! Ich weiß noch nicht, ob ich es ertragen kann — meine Gedanken, mein Herz bleibt ja hier..."

"Halten Sie ein!" unterbrach ihn Grete, mit Mühe die Worte aus der gepreßten Brust hervorstoßend.

Sie wagte nicht aufzublicken, es war ihr, als ob sie ein fernes Rauschen und Brausen vernehme.

"Nein, lassen Sie mich Ihnen sagen, was ich doch nicht länger zurückhalten kann!" rief Klaus. "Grete, als ich aus schwerem Traume zum Bewußtsein zurückkehrte und Sie zum ersten Male erblickte, da erschienen Sie mir wie ein Engel, und wenn ich die Augen schloß, sah ich diesen

Engel immer und immer vor mir, er verließ mich nicht, und der feste Glaube, daß dieser Engel mir Rettung bringe, hat mich allein genesen lassen. Ihnen — Ihnen verdanke ich mein Leben, dasselbe ist jedoch werthlos für mich, wenn Sie nicht der gute Engel meines ganzen Lebens sein wollen! Grete, werden Sie es — Sie finden kein treueres Herz als das meinige, werden Sie mein!"

Er war zu dem fast erschreckten Mädchen getreten und hatte ihre Hand erfaßt, und sie ließ ihm dieselbe, weil sie in diesem Augenblicke nicht die Kraft besaß, dieselbe zurück zu ziehen.

„Grete, antworten Sie mir! In Ihrer Hand liegt mein Leben oder mein Tod! Empfendet Ihr Herz nichts — nichts für mich? Fühlt es kein Mitleid mit mir? Sehen Sie mich an.“

Er hob langsam ihren Kopf empor, und als ihre Augen den seinigen begegneten, da war es um sie geschehen, ihr Kopf sank an seine Brust und aufjubelnd preßte er sie fest — fest an sich.

„Grete, Du bist mein — mein!“ rief er und küßte sie auf Mund und Stirn und Augen. „Und Du liebst mich wirklich?“ fügte er fragend hinzu.

„Kannst Du noch zweifeln,“ erwiderte die Glückliche, indem sie seine Hand erfaßte und an ihre Rippen preßte.

„Nein, ich zweifle nicht mehr!“ rief Klaus. „Ich fühle ja, daß ich der glücklichste aller Menschen bin!“

Grete riß sich aus seinen Armen los und eilte zu ihrer Mutter. Durfte sie das, was sie so glücklich machte, ihr länger geheim halten?

Die Försterin war fast erschreckt. Kam ihr die Nachricht, daß die beiden Herzen sich gefunden hatten, auch nicht ganz unvorbereitet, so hatte sie doch nicht erwartet, daß dies so bald geschehen werde. Ihr erster Gedanke war auf ihren Mann gerichtet, ob er die Wahl Grete's billigen werde, als sie indessen in das Zimmer trat und Klaus ihr entgegeneilte, ihre Rechte mit beiden Händen erfaßte und sie um ihren Segen bat, da konnte sie nicht widerstehen. Und als er ihr dann sein Glück schilderte, als er schilderte, wie stolz er auf Grete's Besitz sei, wie er dem Tage, an dem er Grete als seine junge Frau in die feinsten Kreise der Residenz einführen werde, mit Verlangen entgegensehe, wie er sie mit Luxus und Glanz umgeben werde, damit sie Allen wie eine Königin erscheine und Alle durch ihre Schönheit überstrahle, da regte sich auch der Mutterstolz in ihr. Konnte sie mehr für ihr Kind wünschen?

Sie dachte in diesem Augenblicke nicht daran, daß sie ihr Kind, welches sie so innig liebte, verlieren werde, im Geiste stand Grete als junge, glückliche Frau vor ihr, umgeben von Glanz, beneidet von Vielen, strahlend durch Schönheit. Welche Mutter sieht in solchem Augenblicke nicht sich selbst verjüngt in ihrer Tochter wieder? Welches Mutterherz ließe sich nicht blenden durch äußeren Schimmer, mit dem ihr Kind umgeben wird?

Ruhiger dachte sie an die Heimkehr ihres Mannes. Konnte er mehr wünschen, als daß Grete's Glück fest begründet werde und geschah dies nicht durch den, den ihr Herz sich erwählt hatte?

Steinberg blieb an diesem Tage lange im Walde. Lang-

jam, sichtbar ermüdet kam er endlich daher. Es war fast, als ob er zögerte, in das Haus einzutreten, als ob ein banges Gefühl ihn zurückhalte.

Grete eilte ihm entgegen, als er kaum die Schwelle des Hauses überschritten hatte, sie warf sich an seine Brust und fast jubelnd verkündete sie ihm ihr Glück.

Der Förster erbleichte, der Stock, den er seit einigen Tagen bei den schwierigen Gängen durch den Wald benutzte, entfiel seiner Hand, seine kräftige Gestalt schien zu schwanken, seine Lippen bewegten sich, allein sie waren nicht im Stande, ein Wort hervor zu bringen.

„Vater, Du wünschest mir nicht Glück!“ rief Grete.

Steinberg versuchte sich zusammen zu raffen. „Laß — laß“ — sprach er, Grete sanft von sich fortdrängend, dann trat er schnell in ein anderes Zimmer und sank auf einen Stuhl.

Schluchzend eilte Grete zu ihrem Verlobten zurück, sie hatte gesehen, daß ihr Vater ihre Wahl nicht billigte.

Klaus suchte sie durch Liebkosungen zu beruhigen.

Die Försterin eilte zu ihrem Gatten. Derselbe hatte die Stirn auf die Lehne eines Stuhles gelegt und schien ihr Eintreten nicht zu bemerken. Sie legte die Hand auf seine Schulter, er rührte sich nicht. Sie schilderte ihm das Glück, welches Grete errungen habe, sie wiederholte Klaus' Worte, daß er sie mit Luxus und Glanz umgeben werde, daß er stolz auf sie sei, daß er sie in die glänzendsten Kreise der Residenz einführen werde, um sich daran zu erfreuen, wie sie durch ihre Schönheit Alle überstrahle.

Steinberg richtete sich langsam empor, es war, als ob die kurzen Minuten sein Gesicht um Jahre gealtert hätten.



„Also auch Dich hat die Eitelkeit verblendet!“ rief er. „Auch Du willst für ein Stück eitlen Schimmer das Glück Deines Kindes hingeben! Meine lange Ahnung hat mich nicht getäuscht! Nun verstehe ich erst die Stimme, die mir heute zurief: Kehre nicht heim! Kehre nicht heim! Und auch Du — Du hast Dich bethören lassen!“

Die Försterin weinte. Sie hatte nie so harte Worte aus dem Munde ihres Mannes gehört.

Steinberg war aufgestanden und schritt in größter Erregung im Zimmer auf und ab. Das Schluchzen seiner Frau schnitt ihm tief in's Herz hinein. War er nicht doch vielleicht zu weit gegangen? Hatte er denn Beweise, daß Grete nicht glücklich werde? War die heimliche Abneigung, die er gegen Klaus empfand, nicht vielleicht völlig unbegründet?

Er preßte die Hand auf die Stirn in dem Ringen nach Klarheit. Wohl hatte er sich Grete's Glück und Leben anders ausgemalt, immer hatte sie ihm vorgeschwebt in dem stillen Glücke eines ruhigen Försterhauses, allein war er denn berechtigt, Alles zurück zu weisen, was nicht mit diesem Traume übereinstimmte? Und war es mehr gewesen als ein Traumbild, welches seine Phantasie, seine Wünsche selbst geschaffen?

„Grete paßt nicht in das geräuschvolle Leben einer großen Stadt,“ sprach er, gleichsam um seine Frau zu beruhigen. „Die Blume, die hier im Schatten des Waldes, in dem kühlen Grunde prächtig gedeiht, verkümmert in dem Sonnenscheine und der heißen Luft der Stadt.“

„Steinberg, das Weib gedeiht da, wo der Mann lebt,

dem sein Herz gehört," warf die Försterin ein. „Als ich Dir einst mein Herz schenkte, da sagten auch Alle, ich werde es in der Stille des Waldes nicht aushalten, denn meine Jugend war eine gesellige gewesen, und doch bin ich Dir gern und ohne Zagen gefolgt und nie — nie habe ich mich zurückgesehnt nach einem bewegteren Leben.“

Steinberg schwieg. Seine Frau hatte die Wahrheit gesagt und doch rief es laut in ihm: „Dein Kind wird nicht glücklich! Laß es nicht von Dir, es verdorrt in der großen Stadt.“ Er rang mit sich, gewaltsam wollte er jedes Vorurtheil von sich stoßen und überwinden, und wenn er endlich glaubte, daß es ihm gelungen sei, rief es doch wieder in ihm: „Sie wird nicht glücklich!“

Klaus trat in das Zimmer. Grete's Thränen hatten ihm deutlich genug verrathen, daß ihr Vater gegen ihn sei, er hatte dies längst aus der Unruhe und Aufregung des Försters erkannt, ohne sich dadurch in seinen Wünschen beirren zu lassen.

„Herr Förster," sprach er, „Sie sind gegen mich. Ich weiß, daß ich noch kein Recht habe, von Ihnen Vertrauen zu verlangen, ich wage deshalb auch nicht, Sie um Ihre Zustimmung zu dem Bunde, den das Herz Ihrer Tochter und das meinige heute geschlossen haben, zu bitten. Ich achte den Vater, der Alles, was sich auf das Glück seines Kindes bezieht, erst sorgfältig prüft und erwägt; ich anerkenne, daß dies seine Pflicht ist. Nur um das Eine bitte ich Sie, sprechen Sie nicht eher ein Wort der Entscheidung, als bis Sie mich näher kennen gelernt haben. Reisen Sie mit mir nach der Residenz, überzeugen Sie sich von

meinen Verhältnissen, prüfen Sie dieselben, stellen Sie Nachforschungen über mein Leben und meinen Charakter an, und erst dann — erst dann entscheiden Sie sich. Wollen Sie dies thun?"

Seine Worte klangen so aufrichtig und ehrlich. Konnte so ein Mann sprechen, der das Geringste zu befürchten hatte, in dessen Leben nicht Alles klar war?

Der Förster zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann trat er auf Klaus zu, streckte ihm die Hand entgegen und rief: „Ich will es thun!“

„Ich danke Ihnen, mehr verlange ich nicht,“ erwiderte Klaus, die dargereichte Rechte mit beiden Händen erfassend. „Nun weiß ich, daß meinem Glücke nichts mehr im Wege steht, Sie haben mir nicht allein das Leben gerettet — Sie werden mich auch glücklich machen!“

#### 10. Ein kurzer Besuch.

Einige Tage später reiste Steinberg mit Klaus nach der Residenz. Seine Pflichten gestatteten ihm die Reise kaum, er konnte es jedoch nicht über sich gewinnen, Grete noch länger in Ungewißheit zu lassen, und nimmermehr würde er seine Zustimmung zu der Verlobung gegeben haben, ehe er sich über Klaus' Verhältnisse und Charakter nicht einen klaren Einblick und Gewißheit verschafft hätte. In wenigen Tagen konnte er zurückgekehrt sein.

Es war Abend, als sie in der Residenz anlangten. Klaus hatte ihn aufgefordert, bei ihm zu wohnen, er hatte dies jedoch abgelehnt und war in einem Hotel abgestiegen. Es verlangte ihn, kurze Zeit allein zu sein, dann wünschte

er auch Arnold noch an diesem Abend zu sehen, ohne daß Klaus dies erfuhr, da er ihm von Arnold noch nichts erzählt hatte.

„Ich hole Sie morgen früh ab,“ sprach Klaus, als er sich von ihm trennte.

Steinberg suchte sofort seinen Sohn auf. Er ging mit ihm in eine Restauration und dort ließ er sich in einem Winkel mit ihm nieder. Es war ihm Bedürfnis, dem Sohne Alles mittheilen zu können, was ihn bedrückte. Er erzählte ihm Alles.

„Ich kann kein Vertrauen zu Klaus gewinnen,“ sprach Steinberg. „Es mag sein, daß ich ihm Unrecht thue, Grete und die Mutter theilen meine Ansicht nicht. Grete liebt ihn und doch will die bange Befürchtung, daß sie mit ihm nicht glücklich werde, nicht von mir weichen. Ich fürchte auch, daß Grete in das Leben einer großen Stadt nicht paßt.“

„Ist diese Befürchtung bei Dir nicht die vorwiegende?“ warf Arnold ein. „Du erwähntest, daß Klaus dem Anscheine nach sehr reich sei.“

„Dem Anscheine und seinen Worten nach,“ fuhr Steinberg fort. „Ueber seine Vergangenheit spricht er sehr wenig, er hat mir eigentlich nur mitgetheilt, daß seine Eltern todt seien und er selbst früher Jahre lang in einem Bankgeschäft angestellt gewesen sei, mehr weiß ich nicht und dies ist wenig geeignet, mein Mißtrauen gegen ihn zu überwinden. Weshalb legt er mir nicht Alles klar dar, da ihm doch daran gelegen sein muß, mein Vertrauen zu gewinnen. Ich bin mit ihm hieher gekommen, um einen Einblick in

seine Verhältnisse zu gewinnen, denn mir selbst würde ich einen Vorwurf machen, wenn Grete die Frau eines Mannes würde, der ihrer nicht würdig ist. Ich kann überhaupt den Gedanken, mich von Grete zu trennen, noch nicht fassen, und Klaus hat gegen die Mutter den Wunsch ausgesprochen, sie bald, recht bald heimzuführen.“

„Wenn sie glücklich wird, wirst Du dies leicht ertragen,“ bemerkte Arnold.

Der Förster schüttelte mit dem Kopfe und blickte schweigend in das vor ihm stehende Glas.

„Du weißt nicht, was uns dies Kind in den schweren Jahren gewesen ist,“ sprach er dann. „Deine Mutter wird es leichter ertragen, wenn sie von ihr getrennt wird, auch sie ist ja einst aus dem Vaterhause geschieden und von den Ihrigen getrennt worden; ich muß es ertragen, wenn ich weiß, daß Grete glücklich werden wird, aber schwer — schwer wird es mir werden, für mich wird mit ihr der Sonnenschein aus dem Hause gehen, es wird so still werden — so still, daß ich nur mit Bangen daran denke. Und — und ihr Herz wird ihren Eltern doch nicht mehr so ganz gehören wie bisher. Ich weiß ja, daß das nicht möglich ist, mein Kopf sagt mir, daß ihr Herz und ihr Verlangen bei ihrem künftigen Gatten sein muß, ich weiß auch, daß sie nie aufhören wird, ihre Eltern zu lieben, und doch ist es mir, als ob sie mir für immer entrissen werden sollte. Sieh, ist sie doch schon in der letzten Zeit, seitdem ihr Herz Klaus gehört, eine Andere geworden. Kam ich früher heim, so hatte sie bereits ungeduldig nach mir ausgesehen und wenn sie mich nicht sah, so vernahm sie doch meinen Schritt, ehe ich

mich dem Hause näherte, kehrte ich in den letzten Tagen aus dem Walde zurück, so kam sie mir nicht entgegen, sie hatte mich nicht erwartet, ihr Ohr meinen Schritt nicht vernommen, ihre ganze Aufmerksamkeit war auf den gerichtet, dem ihr Herz gehörte!“

„Vater, ist dies nicht natürlich?“ warf Arnold beruhigend ein.

„Ja, allein das Recht des Natürlichen, ja selbst des Nothwendigen vermag uns nicht in allen Fällen zu beruhigen; das Herz ist mächtiger als der Verstand. Sieh, die strengste Nothwendigkeit, die keine Ausnahme gestattet — keine, ist der Tod; erreichen die, welche uns lieb sind, auch ein noch so hohes Alter, immer wird die Nothwendigkeit ihres Todes uns eine schwere Stunde bereiten, die lange, lange in uns nachhallt. Wird Grete glücklich, dann will ich gern Alles — Alles für sie opfern. Ich hatte den Traum, daß sie der Abendsonnenschein meines Lebens sein werde, allein ich will nicht mit dem Gesichte grollen, wenn dieser Traum nicht in Erfüllung geht. Mancher Tag und manches Menschenleben schwindet ohne Sonnenblick dahin und ich habe sonnige Tage und glückliche Jahre gehabt!“

Er stützte den Kopf auf die Hand und blickte sinnend vor sich hin. Seine Brauen hatten sich zusammengezogen und seine Stirn war von tiefen Falten durchzogen.

Es war spät geworden, als sie die Restauration verließen und Arnold seinen Vater zu dessen Hotel geleitete.

Steinberg hatte am folgenden Morgen bereits mehrere Stunden gewartet, als Klaus zu ihm kam; es war noch nicht spät, allein Steinberg war frühe aufgestanden, er

hatte ohnehin während der Nacht sehr wenig geschlafen, das ungewohnte Geräusch der Stadt hatte ihn gestört. Das Rollen der Wagen auf der Straße hatte erst gegen Morgen für kurze Zeit aufgehört und das dadurch hervorgerufene leise Beben des ganzen Hauses hatte ihn in nervöse Aufregung versetzt. Wie still war es dagegen in dem alten Försterhause, kein anderer Laut störte die Ruhe der Nacht als der Schrei der Eulen, das ferne Bellen eines Fuchses oder das Pfeifen des Windes, der durch die Kronen der alten Eichen hinfuhr.

Klaus erschien in feinsten Toilette.

„Jetzt werde ich Ihnen meine Wohnung zeigen,“ sprach er, indem er mit dem Förster das Hotel verließ und durch die Straßen hinschritt. „Sie dürfen freilich nicht vergessen, daß ich Junggefell bin, die ordnende Hand einer Hausfrau fehlt in meinen Räumen, dieselben sind auch nicht groß, denn was soll ein einzelner Mann mit großer Wohnung beginnen. Ich würde mich nur unheimlich in einer solchen fühlen, denn immer würde ich doppelt schmerzlich empfinden, daß das belebende Wesen in derselben fehlt.“

Sie traten in ein neues und luxuriös ausgestattetes Haus ein. Mit einem befangenen Gefühle stieg Steinberg die breite Marmortreppe, deren Mitte durch einen rothen Teppich bedeckt war, empor. Es war ihm, als ob er sich in einem Schlosse befinde, denn solchen Luxus hatte er nie zuvor gesehen.

Ein Diener öffnete ihnen die Thüre.

„Georg, Sorge für eine Erfrischung,“ sprach Klaus in kurzem, befehlendem Tone zu dem Diener und führte, ohne

dessen Antwort abzuwarten, Steinberg in seine Zimmer. Drei prächtige große Räume lagen neben einander. Die Thüren waren geöffnet, eine wohlthuende Wärme drang ihnen entgegen. Die Fußböden waren mit werthvollen Teppichen bedeckt, dunkle schwer wollene Vorhänge dämpften das grelle Tageslicht, prächtige Möbeln erfüllten die Räume.

Ein eigenthümliches, fast beschämendes Gefühl überkam Steinberg. Wie einfach, ja wie ärmlich war es dagegen in dem Försterhause! Er hatte geglaubt, es gebe nichts Schöneres, als den sauberen, weiß geschuerten Fußboden daheim, der jeden Morgen mit Sägespänen dünn überstreut wurde. Hier wagte er kaum die schweren Stiefel auf die werthvollen Teppiche zu setzen.

Bewundernd glitt sein Auge umher — und doch, wenn er daran dachte, daß Grete in solchen Räumen wohnen solle, erschien sie ihm wie ein munteres Waldbögeln in schönem blank polirtem Messingläufig.

„Sie müssen mit meiner Junggesellenwohnung fürlieb nehmen,“ bemerkte Klaus, indem er Steinberg durch die Zimmer führte. „Für mich war hier bis jetzt Raum genug, darf ich erst ein geliebtes Wesen mein eigen nennen, dann werde ich auch dafür Sorge tragen, daß sie ihrer würdige Räume findet.“

„Es ist ja sehr schön hier,“ bemerkte der Förster besagen.

„Bitte, setzen Sie sich, Herr Förster,“ fuhr Klaus fort.

Er ließ sich neben Steinberg auf dem schwellenden Divan nieder. Auf dem Tische vor ihm stand ein kunstvoll geschnitztes Kästchen aus Ebenholz, er drückte mit dem



Finger auf einen Goldknopf, der Deckel sprang auf, die Vorderseite wich zurück und der mit Cigarren gefüllte Inhalt kam zum Vorschein. Klaus drückte auf einen zweiten Knopf und aus dem Hintergrunde des Kästchens erhoben sich mehrere mit Liqueuren gefüllte Flaschen und einige fein geschliffene Gläser.

„Nun lassen Sie uns eine Cigarre anzünden,“ sprach Klaus.

Steinberg hatte das Gefühl, als ob er sich in einem Märchenpalaste befinde, schweigend folgte er der Bitte seines Wirthes.

„Herr Förster,“ fuhr Klaus fort, indem er sich auf dem Divan zurücklehnte, „ich habe bis jetzt gezögert, Ihnen über meine Verhältnisse Aufklärung zu geben. Ich bin vermögend, die Leute nennen mich sogar reich — nun, ich besitze wenigstens so viel, daß ich sehr angenehm leben kann und nicht genöthigt bin, mir ein Vergnügen der Kosten wegen zu versagen. Sollte es mir gelingen — und ich hoffe es zuversichtlich — mir Ihr Vertrauen und Ihre Einwilligung zu erringen, dann kann ich<sup>o</sup> Grete wenigstens ein angenehmes Leben sichern. Ich werde stolz darauf sein, ihr die schönste Equipage halten und ihre Wünsche, die sicherlich mehr als bescheiden sein werden, in reichstem Maße zu erfüllen.“

„O, meine Tochter verlangt nur wenig zum Glücke, sie ist nicht verwöhnt,“ entgegnete Steinberg verlegen. Er erschien sich in eine ganz fremde Welt entrückt zu sein und fühlte sich befangen.

„Um so größer wird der Kreis der Freuden sein, den ich ihr gewähren kann,“ bemerkte Klaus lächelnd.

„Gestatten Sie mir eine Frage,“ warf Steinberg ein, dem dieser Punkt längst durch den Kopf hingefahren war und der nicht länger verschweigen mochte, was ihn drückte. „Haben Sie kein Geschäft? Keinen Beruf?“

„Nein, ich fühle nur den einen, meine künftige Frau glücklich zu machen,“ entgegnete Klaus.

„Sie verstehen mich noch nicht,“ fuhr der Förster fort. „Mein Leben ist bisher Arbeit und Mühe gewesen, aber ich habe mich glücklich dabei gefühlt. Es wird auch für mich einst die Zeit kommen, in der meine Kräfte nicht mehr ausreichen, allein ich denke nicht ohne Bangen daran, denn ich weiß nicht, wie ich dann meine Zeit hinbringen soll, ich erscheine mir dann wie ein abgestorbener Baum, der kein grünes Blatt mehr hervorzubringen vermag und anderen nur im Wege steht. Ich möchte, so lange ich mich kräftig fühle, um keinen Preis ohne eine bestimmte und nützliche Thätigkeit sein!“

„Ah, jetzt verstehe ich Sie,“ fiel Klaus ein. „Ohne Beschäftigung bin ich auch nicht, ich besuche jeden Tag die Börse und die nimmt mich regelmäßig drei bis vier Stunden in Anspruch.“

Der Förster schwieg. Er hatte von dem Wesen der Börse nur einen sehr unklaren oder eigentlich gar keinen Begriff. Was ging ihn in seinem Berufe, in dem stillen Försterhause die Börse an. Er fand zwar häufig Notizen über dieselbe in der einfachen Landzeitung, die er las, da er diese Notizen indessen nicht verstand, so überflog er sie gewöhnlich.

„Haben Sie eine feste Anstellung auf der Börse?“ fragte er.

„Nein — nein!“ erwiderte Klaus lächelnd. „Sie kennen die Börse wohl nicht?“

„Nein.“

„Es wird mir schwer werden, Ihnen das Wesen derselben deutlich zu machen. Dasselbe gleicht einem kaufmännischen Geschäfte. Der Kaufmann kauft Waaren und verdient durch den höheren Verkauf derselben. Aehnlich ist es auf der Börse. Man kauft Effekten — das heißt Werthpapiere und verkauft sie wieder.“

Steinberg begriff nicht, was die Worte bedeuteten, er schämte sich, dies offen einzugestehen.

„Und ist dies Geschäft ein sicheres?“ fragte er.

„Ich habe durch dasselbe mein ganzes Vermögen erworben,“ gab Klaus, der Frage ausweichend, zur Antwort.

„Und wie lange sind Sie an der Börse thätig?“

„Noch nicht fünf Jahre.“

In dem einfachen und hiebereu Kopfe des Försters vollzog sich ein eigenthümlicher Vorgang. Er sagte sich, daß ein Geschäft, welches Jemand in so wenigen Jahren zu einem reichen Manne zu machen im Stande sei, nothwendig ein sehr gutes und solides sein müsse. Von den Gefahren, die damit verbunden waren, hatte er keine Ahnung. Er kannte einen Holzhändler, der jedes Jahr in seinem Reviere in den Auktionen das meiste Holz aufkaufte. Derselbe war ursprünglich ein gewöhnlicher Holzfäller und armer Teufel gewesen. Durch unermüdllichen Fleiß und Sparsamkeit hatte er sich die erste kleine Summe erworben, mit der er den Handel beginnen konnte. Er war ein kluger, vorsichtiger, aber durchaus rechtschaffener Mann, von dem Alle gern

kaufte, weil sie die Gewißheit hatten, nie betrogen zu werden. Auf diesem durchaus rechtschaffenen Wege hatte sich der frühere Holzfäller, der noch unter ihm gearbeitet, zu einem sehr vermögenden und geachteten Holzhändler emporgeschwungen.

An diesen Mann dachte er unwillkürlich.

„Und Sie wollen dieses Geschäft nicht aufgeben?“ fragte er.

„Nein,“ versicherte Klaus. „Ich muß doch eine Beschäftigung haben; sie läßt mir ja ohnehin Zeit genug übrig. Ohne Arbeit kann auch ich nicht leben. Doch nun kommen Sie, damit ich Ihnen einen Einblick in meine Vermögensverhältnisse gestatte.“

Er erhob sich und trat zu einem eisernen, feuerfesten Geldschrank, der in der Ecke des Zimmers stand. Mit einem kunstvoll gearbeiteten Schlüssel öffnete er denselben. Das Innere des Schrankes bestand aus verschiedenen Fächern, in denen sorgfältig zusammengebundene Papierpäckchen lagen.

„Dies sind sämmtlich Werthpapiere und Aktien,“ fuhr Klaus fort. „Es ist dies die beste Anlage für ein Vermögen, weil sie die höchsten Zinsen ergibt. Diese Papiere haben einen Werth von ungefähr zweimalhunderttausend Thalern und derselbe kann sich mit jedem Tage steigern. Ein einziger günstiger Börsentag kann mir Tausende einbringen.“

Er zeigte Steinberg verschiedene Päckchen der Werthpapiere.

Dem Förster schwindelte. Eine so große Summe vermochte er sich kaum vorzustellen, und hier sah er sie vor sich in dem engen Raume des eisernen Schrankes. Er glaubte

Klaus, er sah ja die Aktien, er las die Höhe der Summe, welche jede derselben vorstellte, wie wenig indessen ein großer Theil derselben in Wirklichkeit werth waren, da ihr Kurs ein sehr niedriger war, davon hatte er keine Ahnung, denn um den Kurs der Aktien hatte er sich nie gekümmert, davon verstand er nichts. Was er sich erspart hatte, hatte er gegen einen Schuldschein und mäßige Zinsen einem Kaufmanne in der nächsten kleinen Stadt seiner Heimath, auf dessen Ehrlichkeit er sicher bauen konnte, übergeben. Er mochte nicht verrathen, wie wenig er von diesen Sachen verstand.

Ein Gedanke stieg in ihm auf. Wo so leicht und so viel Geld zu verdienen war, mußte dort nicht auch die Gefahr für Verluste nahe sein. Er sprach dies aus.

„Gewiß kann man an der Börse auch leicht in Verluste gerathen, wenn man nicht vorsichtig ist und von dem Geschäfte wenig versteht,“ entgegnete Klaus lächelnd. „Sehen Sie, Herr Förster, wenn mir heute aufgetragen würde, Ihren Forst zu verwalten, so würde ich sehr schlecht bestehen, denn ich verstehe nichts davon, das Feld für meine Thätigkeit ist die Börse. Die Möglichkeit, schnell und leicht Geld zu verdienen, lockt Viele dorthin, die nicht die erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen besitzen, denen es an Vorsicht und scharfem Blicke mangelt und sie werden meist ein Opfer ihrer Leichtgläubigkeit und Unvorsichtigkeit. Ein jedes Geschäft erfordert Uebung und Erfahrung.“

Dem Förster leuchtete dies ein.

Der Diener meldete, daß er in dem Nebenzimmer das Frühstück aufgetragen habe.

„Kommen Sie, wir können ja, während Sie sich erfrischen, die Unterhaltung fortsetzen,“ sprach Klaus, indem er den Schrank wieder zuschloß. „Ich werde Ihnen über meine Verhältnisse jede Aufklärung, welche Sie wünschen, mit dem größten Vergnügen geben und ich hoffe, mir Ihr Vertrauen zu erwerben.“

Das Frühstück war außerordentlich luxuriös, die feinsten Weine und Champagner standen auf einem Nebentische.

„Wir wollen uns selbst bedienen,“ sprach Klaus und gab dem Diener einen Wink, das Zimmer zu verlassen. „Ich liebe es nicht, wenn die Dienerschaft jedes Wort belauscht,“ fuhr er, zu Steinberg gewandt, fort. „Ich habe Ihnen noch so Manches mitzutheilen und Sie wissen, daß die Diener am meisten auf das hören, was nicht für sie bestimmt ist. Nun langen Sie zu und wünschen Sie noch irgend eine Auskunft, bitte, so fragen Sie ganz offen. Ich will sogleich noch hinzufügen, daß ich nicht mein ganzes Vermögen in Werthpapieren angelegt habe, ist es in dem Schranke auch vor Feuer und Dieben geschützt, so liebe ich es doch, durchaus sicher zu gehen. Ich besitze noch zwei gute und große Häuser hier in der Stadt.“

Er schenkte Steinberg fleißig ein. Dieser wußte kaum, welche Frage er noch an ihn richten sollte, denn er hatte nicht erwartet, daß das Vermögen des jungen Mannes so groß sei.

Während sie noch beim Frühstücke saßen, meldete der Diener den Besuch des Gutsbesizers v. Strackow an.

(Fortsetzung folgt.)

# Die feindlichen Brüder.

Novelle

von

Th. Justus.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein großes, schönes Bauerngehöft, das breit und behaglich, fast versteckt zwischen Bäumen und Büschen, hingelagert war nicht weit von der Grenze, wo Marsch- und Geestland \*) an einander stießen. Das Gehöft selbst lag auf Geestboden, wie allein schon die großen schönen Eichen bewiesen, die an der Nordseite dem Ganzen Schutz gewährten. Denn die Eiche gedeiht nicht auf allzu fettem Boden, sondern siedelt sich lieber auf etwas magerem, sandigem Erdreich an, und weil nun von der baumarmen Marsch aus diese Holzung die erste war, die sich den Blicken darbot, wenn man den Weg nach der Geest einschlug, so hatte „Wittkopp's Eichenkamp“ in der ganzen Umgegend eine Art von Berühmtheit erlangt. Die Wittkopp's selbst aber, die Besitzer der „Stelle“, wie in diesen Landstrichen die Bauerngüter allgemein bezeichnet werden, erfreuten sich nicht min-

---

\*) Marschland heißt im nordwestlichen Deutschland der an den Küstenniederungen angeschwemmte fruchtbare Boden, im Gegensatz zu dem höher und trocken gelegenen, minder ergiebigen Geestlande.

der schon von lange her eines weit verbreiteten Ansehens. Denn sie waren von echter Bauernart, fleißig, sparsam, zäh in Durchführung des einmal begonnenen, und außerdem — was natürlich in den Augen des „kleinen Mannes“ nicht am wenigsten galt — besaßen sie einen gebiegenen Wohlstand. Der alte Johann Heinrich Wittkopp hatte noch niemals einen Armen oder Hilfsbedürftigen ohne Beistand gelassen, mochte er zu Anfang auch seine Bereitwilligkeit hinter allerlei polternden Worten verstecken. Die Leute kannten seine Weise zur Genüge und ließen sich durch ein noch so barsch gesprochenes „Nein“ nicht im Geringsten irre machen. Wußten sie doch, daß ihr Anliegen, wenn sie es dem alten Bauern erst einmal vorgetragen, in guten Händen ruhte. Nicht als ob jener einen allezeit offenen Beutel geführt hätte. Geld gab er überhaupt nach echter Bauernweise fast nie. Aber dem einen seiner Arbeiter, der während eines langen und harten Winters sein Saatkorn hatte zu Brod verbacken müssen, ließ er auf seinem Kornboden den zur Aussaat nöthigen Roggen abmessen, einem Anderen nahm er eine Kuh unentgeltlich in Grafsung, einem Dritten ließ er ein paar Fuhren Torf vor's Haus fahren, weil der Mann lange krank gelegen hatte und darüber die zum Torfstich geeignete Zeit vergangen war. So war es denn nicht zu verwundern, daß die Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden des Wittkoppsbauern in der ganzen Umgegend allgemeine Trauer hervorrief. Vor acht Tagen noch war er „rißch“ und gesund, wie sein ganzes Leben lang, über Land gegangen und hatte die Wiesen in Augenschein genommen, die in etwa halbstündiger Entfernung vom Wohnhause, jenseit der



„Beke“ (Bach), sich auf dem Marschlande hinzogen und sein ganzer Stolz waren. Am Tage darauf hatte plötzlich und ohne daß das geringste Anzeichen von Krankheit oder Schwäche vorausgegangen war, der Schlag ihn gerührt, und heute Morgen war er zur letzten Ruhestätte hinausgetragen worden. Der Prediger des Dorfes, selbst bewegt durch das plötzliche Hinscheiden des ehrenfesten alten Mannes, hatte der Leichenrede den Text untergelegt: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen“ — „und auf den Text,“ hatte Küster Finkmann gesagt, „kann der Selige noch im Grabe stolz sein, denn den gibt mein Pastor nicht so im Handumdrehen dem Ersten, Besten. Das kommt höchstens ein- oder zweimal im Jahre vor. Mitunter fällt der ‚getreue Knecht‘ auch wohl ein ganzes Jahr hindurch total aus. Die Familie Wittkopp kann sich ‚was darauf zu Gute thun, daß sie so geehrt worden ist.“

Die Familie Wittkopp aber, oder zum mindesten doch diejenigen ihrer Glieder, die bei der Leichenrede auf dem Kirchhofe zugegen gewesen, die beiden Söhne des Verstorbenen nämlich, waren weit entfernt, die gleiche Auffassung zu hegen. Von der ganzen Rede war ihnen nur die eine Mahnung — nicht im Herzen, aber im Gedächtniß geblieben: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen.“ In Weider Gesicht war eine dunkle Röthe aufgestiegen, nur leider nicht die Röthe der Scham, sondern vielmehr des Unwillens, daß der Pastor es sich „herausnahm“, sie abzukanzeln. Daß man beiderseitig schlecht mit einander stehe — ja, warum sollte man

das nicht Wort haben wollen? Jeder von ihnen war überzeugt, daß er in seinem vollen Rechte und daß das ganze Dorf auf seiner Seite sei. Aber der Pastor brauchte sich nicht hineinzumischen, dem ging die ganze Sache nichts an, und eine zweite derartige Anspielung würde er sich nicht ruhig gefallen lassen. So lauteten die Worte, die Georg Wittkopp, der Ältere der beiden Söhne, an den Gefährten richtete, dem er sich angeschlossen hatte, um nur nicht in Gemeinschaft mit seinem Bruder den Friedhof verlassen zu müssen; und was Otto Wittkopp, der Jüngere, gemeiniglich Ott genannt, denen zu hören gab, die sich ihm auf dem Rückwege zugesellt hatten, das lautete nicht um ein Haar breit anders, nur höchstens noch heftiger und leidenschaftlicher. Von rechts langte der eine, von links der andere auf dem Wittkoppshofe wieder an. Dort herrschte heute tiefe Stille, wie sonst nur an Feiertagen. Die Pferde standen ruhig in den Ställen und fraßen, mit den Schwänzen nach den Fliegen schlagend, den vorgeschütteten Hafer. Pflug und Egge, die in diesen letzten Wochen Tag für Tag unablässig geschäftig gewesen waren zur Bestellung der Herbstsaat, ruhten unter dem offenen Bretterverschlage zur Seite des Hauses, und die Tauben, nicht wie sonst aufgeschreckt durch das Kommen und Gehen vieler Menschen, ruhten auf dem mit Feldsteinen gepflasterten Viereck vor der Haushür und ließen die Oktobersonne auf ihre ausgespreizten Flügel scheinen. Es war ein Bild tiefsten Friedens und nichts erinnerte daran, daß vor wenig mehr als einer Stunde aus der großen Doppelthür ein schwarzer Sarg war getragen worden, und daß drinnen im Hause, in der nur für

feierliche Gelegenheiten geöffneten „besten Stube“, ein ein-  
 fames altes Menschenherz mit seinem Kummer rang. Gerade  
 als Georg Wittkopp den grünen „Brink“ oder Hofplatz vor  
 dem Hause betrat, wollte ein Läubrich dem anderen ein  
 besonders warmes sonniges Plätzchen streitig machen; der  
 Angegriffene antwortete durch Schnabelhiebe, die aber mit  
 der gleichen Heftigkeit erwiedert wurden. Die beiden Kämpfer  
 gingen mit hoch erhobenen Flügeldecken und unter lautem  
 Gurren auf einander los und die klatschenden Schläge, die  
 sie einander versetzten, ließen zur Genüge erkennen, mit  
 welcher steigenden Erbitterung der Zwist ausgefochten ward.  
 Der junge Bauer, solchen Schauspiels allzu gewohnt, schenkte  
 den Thieren durchaus keine Beachtung, sondern schritt an  
 den beiden kleinen Wütherichen vorüber der geöffneten Haus-  
 thüre zu. Tiras, der Kettenhund, der lang ausgestreckt, mit  
 auf die Vorderpfoten gedrücktem Kopfe auf dem Flur lag,  
 wedelte mit dem kurzen Stummelschweife, als er den An-  
 kommenden erblickte. Ueberrascht hielt der Lektore einen  
 Augenblick an; eine solche Begrüßung hatte das Thier sonst  
 nur für den Vater gehabt, während es alle übrigen Haus-  
 genossen in mürrischer Ruhe an sich vorbeipassiren ließ.  
 Hatte etwa die unvernünftige Kreatur eine Art von Em-  
 pfinden davon, daß nun ein Anderer hier Herr geworden  
 war? — Drinnen in der besten Stube, in die der junge  
 Mann jetzt eintrat, saß seine alte Mutter und blickte in  
 wortlosem Schmerz vor sich hin. In ihren gefalteten Hän-  
 den, die auf ihrem Schoße ruhten, hielt sie ein höchst or-  
 dentlich zusammengefaltetes weißes Taschentuch und als sie  
 nun des Sohnes ansichtig ward, knickte sie dasselbe noch-

mals zusammen und führte es an die Augen, aus denen jetzt wieder unaufhaltsam die Thränen flossen. „Hat's der Pastor schön gemacht?“ fragte sie, als der Sohn ihr gegenüber Platz genommen hatte. Georg nickte nur. Die alte Frau war seit Jahren schwerhörig und verstand die Personen, die mit ihr redeten, nur, wenn diese ihre Stimme ziemlich laut erhoben. Einzig und allein ihren Mann hatte sie immer verstanden; ihm hatte sie jedes seiner Worte vom Munde abgelesen und darum glaubten es viele Leute auch nicht, daß es mit der Schwerhörigkeit der Wittkoppsbäuerin so arg sei; ja, der und jener wurde gelegentlich wohl einmal ungeduldig, wenn sie zu oft nachfragte, und meinte, es sei viel Unachtsamkeit mit im Spiele. Dem gegenüber traf aber Jakobine, die kleine flinke Kuhmagd, gemeinhin „Bine“ genannt, den Nagel auf den Kopf, indem sie, so oft eine derartige Behauptung ihr zu Ohren kam, erklärte: „Hören thut's die Frau eigentlich nicht, was der Bauer sagt; sie räth es nur, aber sie räth's immer richtig.“

Eine Weile herrschte Schweigen in dem Gemach. Dann ragte die Mutter halb schüchtern: „Wo ist Ott?“ Der Sohn zuckte die Achseln: „Weiß ich nicht. Hab' ihn nicht wieder gesehen.“ Die Mutter kämpfte offenbar mit sich, ob sie nicht ein Wort der Zurede und Ermahnung an ihren Ältesten richten solle; aber es mochte in ihr aufsteigen, wie viele, viele Male sie schon einen solchen Versuch gemacht und wie erfolglos jeder derselben sich erwiesen hatte. Ein Schatten fiel durch das Fenster; es war Ott, der den Weg zum väterlichen Gehöft durch den Eichenkamp genommen hatte und nun vom Garten her in das Haus eintrat.

„Bitte, Georg,“ sagte plötzlich die alte Frau mit raschem Entschlusse, „sei gut gegen ihn und mach', daß ihr in Frieden mit einander auskommt, vor Allem, was die Erbschaftstheilung angeht. Sieh', ich wär' ja am liebsten eurem Vater gleich nachgestorben, aber so gut wird's uns ja nicht mit unserem Wünschen. Nun verbittert mir nicht meine letzten Lebensstage mit eurem Zwiespalt. Das ist das Einzige, was ich noch für mich erbitte.“ Einen Augenblick lang flog ein finsterner Ausdruck über Georgs Gesicht; als er aber in die kummervollen Augen der Mutter blickte, überwältigte es ihn doch und er entgegnete, sich gewaltsam zusammennehmend: „Ja, Mutter, wenn Ott sich nur ordentlich benimmt, über mich soll er nicht zu klagen haben.“

In demselben Augenblicke öffnete Ott die Thüre und trat in's Zimmer. Möglicherweise hatte er des Bruders Worte, die eben ziemlich laut hatten gesprochen werden müssen, noch verstanden, denn es war Georg, als ob ein etwas spöttischer Zug um seine Mundwinkel spiele. Doch machte er keine Bemerkung auf Georgs Aeußerung, sondern ging rasch auf die Mutter zu, schüttelte ihr herzlich die Hand und sagte: „Mutter, nun gräm' Dich auch nicht zu sehr; sieh, Vater ist zur Ruhe und es ist ja doch schön, daß ihm ein langes Leiden erspart geblieben ist. Nun pfege Du Dich nur recht, damit wir Dich noch lange Jahre hindurch behalten.“ Die Greisin aber schüttelte wehmüthig den Kopf: „Möcht' es gar nicht, Ott, daß es noch lange mit mir wahrte!“ — Ott aber entgegnete ganz ruhig: „Ei was!“ ohne sich auf irgend welche Widerlegungen einzulassen, und fügte dann, auf die weißbehangene lange Tafel und die

auf derselben brennenden Lichter deutend, mit einigem Unbehagen hinzu: „Warum ist das noch hier?“

„Adelheid wird wohl gleich abräumen,“ erklärte die Mutter, „sie hatte in der Küche zu thun, weil ja die beiden Mägde mit nach dem Kirchhof mußten.“ Es ist nämlich in jenen Gegenden Sitte, daß zwei Mägde, entweder aus dem Sterbehaufe selbst oder wohl auch aushilfsweise aus den Nachbarhäusern, sich dem Leichenzuge anschließen, zwischen sich einen weißen Weidenkorb tragend, in den nach Beendigung der Feierlichkeit die Bahrtücher gelegt werden.

Die Mutter hatte kaum die geforderte Auskunft gegeben, als von der Küche her ein junges Mädchen in das Zimmer trat. Es war die vorgenannte Adelheid, eine Verwandte des Hauses und schon seit ihren Kinderjahren auf dem Wittkoppschhofe heimisch, da sie beide Eltern in sehr frühem Lebensalter verloren hatte. Die schwarze Trauerkleidung stand ihrem blühenden Gesicht außerordentlich gut, und wenn schon ihre Züge jetzt ernst und bekümmert waren, so sah man es doch diesen hübschen braunen Augen an, daß sie zu anderen Zeiten voll kindlicher Fröhlichkeit in die Welt hinein blickten. „Das ist recht, Adelheid!“ bemerkte Ott, als sie, nachdem sie stumm einen Gruß genickt, sich daran machte, die Lichter auszulöschen und die weißen Damasttücher sauber zusammenzufalten. „Je eher so etwas in die gewohnte Ordnung kommt, desto besser ist es für alle Theile.“ Er half ihr, die Tische, an denen, wie üblich, ein Theil des Gefolges, Cigarren oder lange Thonpfeifen rauchend, etwa eine Stunde lang in tiefstem Schweigen gesessen hatte, an die Seite räumen. Georg stand mittler-

weile mit auf den Rücken gelegten Händen am Fenster und blickte stumm in den Garten hinein.

„Der Pastor hat ja so schön gesprochen am Grabe, erzählen mir die Mädchen soeben,“ begann Adelheid, augenscheinlich in der Erwartung, von den Bettern etwas Näheres über den Inhalt der Rede zu erfahren.

„O, ja!“ entgegnete Ott, etwas gedehnt, „recht gut. Das heißt, der erste Theil war recht gut. Den zweiten hätt' ich ihm schenken wollen. — Nein, setze den Cigarrenbecher noch nicht weg, ich möchte mir eine anzünden.“

„Ott, was fällt Dir ein?“ entgegnete aber das Mädchen, ihn zornig anblickend. „Was sollte wohl Deine Mutter davon denken?“

„Schickt sich das nicht?“ fragte er gutmüthig. „Na, dann kann ich's ja auch lassen, wenn ihr Frauensleute das so entseßlich schlimm ansehen. Aber die vom Gefolge rauchen ja hier auch.“

„Die hatten auch keinen Vater verloren,“ erklärte sie nachdrücklich.

„Ich lasse es ja auch schon,“ beschwichtigte er, „sieh mich doch nur nicht so bitterböse an.“

„Du bleibst doch heute hier, Ott?“ fragte die Mutter, an der dieser kleine Zwischenfall, da Beide mit gedämpfter Stimme gesprochen hatten, vorübergegangen war.

„Nein, Mutter, so gerne ich's sonst thäte, aber zum Abend muß ich wieder hinüber nach dem Vorwerk. Wir haben's eilig mit der Herbstsaat. Man darf das schöne Wetter nicht ungenutzt vorübergehen lassen.“

„Nein,“ entgegnete die alte Frau fast eifrig, „das würde

Dein Vater ebenso gehalten haben. Ach Gott, wie froh war der immer, wenn das letzte Korn Winterfaat im Acker war! Wie steht's denn sonst bei Dir auf dem Vorwerk?"

„Gut, Mutter, recht gut, Du würdest Deine Freude daran haben. Mußt nur bald selbst einmal herüber kommen.“

Das „Vorwerk“ war eine etwa eine Stunde Weges vom Wittkoppshofe entfernte Besizung. Der alte Wittkopp, der dieselbe vor noch nicht gar langer Zeit käuflich erworben hatte seit einem Jahre seinen jüngeren Sohn als Verwalter auf dieselbe gesetzt. Ott wußte aber wohl, daß die Stelle nach testamentarischer Bestimmung des Vaters ihm zufallen würde, während sein Bruder nach dem bestehenden Recht Erbe des Wittkoppshofes war.

Georg, der sich bis dahin gänzlich schweigend verhalten hatte, wendete sich jetzt um. „Du willst heute wieder fort, sagst Du. Dann kommst Du aber doch in diesen Tagen wohl wieder herüber. Ich möchte gern, daß so bald als möglich reiner Tisch gemacht würde.“

„Drück' Dich deutlicher aus,“ sagte Ott nachlässig. „Was meinst Du mit ‚reinem Tisch‘?“

„Die Ordnung der Erbschaftsmasse natürlich, soweit nicht in Vaters Testament Bestimmungen darüber vorhanden sind.“

„Laß das Ganze taxiren,“ meinte Ott kühl; „nachher will ich dann meine Meinung schon sagen.“

„Wird die Taxation von Gerichts wegen vorgenommen, so kommt auf Deine Meinung nichts mehr an. Du müßtest



denn vorhaben, das Lagat umzuwerfen und gleich einen Prozeß anhängig zu machen. Ich meinstheils hatte den vielleicht sehr dummen Gedanken, daß wir uns in Güte über die Sache einigen könnten."

"Nein!" beharrte Ott, "es paßt mir nicht, wenn dann hernach jeder von uns das Gefühl hat, daß er vom andern übervorthelt worden ist. Ich kenne ja unsere schönen Gesetze zur Genüge: achtzig Prozent dem Erben der Stelle und in die übrigen zwanzig können sich die anderen Erben theilen, so viele ihrer auch sind. Ich habe nun freilich die zwanzig Prozent mit Niemand zu theilen, aber was mir zukommt, das möchte ich denn doch auch rein und richtig haben."

"Ich will Dir's nicht kürzen," entgegnete Georg, der sehr blaß geworden war. Er schien noch etwas hinzusehen zu wollen, bezwang sich aber gewaltfam, indem er einen Blick auf die Mutter warf, und verließ das Zimmer.

"Ott, wie kannst Du nur so sein!" sagte Adelhaid erzürnt; "Du bist doch sonst gar nicht so eigennützig und hast nie kleinlich gerechnet um Mein und Dein. Ich kenne Dich ja gar nicht wieder."

"Ich muß wohl," entgegnete er finster, "ich sage Dir, ich bin darauf angewiesen. Was das Vorwerk aufbringt in diesen schlechten Zeiten, das ist zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig, das weiß Gott! Will ich irgend vorwärts kommen mit meiner Wirthschaft, so muß ich noch Ländereien ankaufen, damit der Betrieb größer wird, und dazu brauche ich Kapitalien. Mir aber von Georg das Fell über die Ohren ziehen zu lassen, dazu hab' ich nicht Lust."

Aus der Brust der alten Frau drang in diesem Augenblicke ein tiefer, schwerer Seufzer. Verstanden zwar hatte sie von dem ganzen vorhergegangenen Gespräch nichts, aber daß es keine liebevollen Worte waren, welche die Brüder mit einander tauschten, unterlag für sie keinem Zweifel. „Nimm Dich in Acht, Ott, vor Mutter,“ sagte Adelheid, unwillkürlich ihre Stimme zum Flüstertone dämpfend, „wenn sie's auch nicht hört, sie fühlt es doch, sobald Unfriede um sie her ist.“

Ott ging zwei- oder dreimal im Zimmer auf und ab, dann blieb er entschlossen vor der Pflegechwester stehen. „Adelheid, ich muß Dich sprechen, ehe ich weggehe, aber ganz ungestört. Kannst Du eine Weile mit mir in den Garten hinausgehen?“

„Jetzt nicht, Ott,“ entgegnete sie hastig, „ich habe noch bis Mittag in der Küche zu thun. Die Mägde müssen die Sterbekammer wieder in Ordnung bringen, darum muß ich draußen nach dem Rechten sehen. Warte bis zum Nachmittag, dann können wir Alles besprechen, was Du wünschest, ohne daß wir jeden Augenblick gestört werden.“ Sie hatte sich bei diesen Worten abgewendet und eine der Schiebladen der großen alten Rußbaumkommode aufgezogen, indem sie eifrig etwas zu suchen schien. Es entging ihm auf diese Weise, daß in ihr Gesicht plötzlich eine flammende Röthe getreten war.

Das Mittagessen verging unter allseitigem tiefem Schweigen. Jeder der Tischgenossen war in Anspruch genommen von seinem Kummer oder von seinen Gedanken, und wo das der Fall ist, da stockt nothwendig die Rede. Noch be-

vor abgeessen war, fielen der alten Frau vor Müdigkeit die verweinten Augen fast zu, weshalb die Pflegetochter nur rasch bedacht war, sie zu ihrem gewohnten Plätzchen in dem alten Lehnstuhl zu geleiten, damit sie ihren gewohnten Nachmittagschlaf halte.

„Kommst Du jetzt mit mir in den Garten?“ fragte Ott, nachdem Adelheid der Magd geholfen hatte, den Tisch abzuräumen. Aber ehe sie noch Zeit zur Antwort hatte, trat Bine herein mit der Meldung, der Schiffer, der die Butter zum Verkauf mit in die Stadt zu nehmen pflege, sei draußen, um die Küsen abzuholen.

„Und nun mußt Du am Ende erst Butter einkneten?“ bemerkte er auffahrend. „Laß doch das heute für ein einziges Mal die Mägde thun! Ich muß Dinge mit Dir besprechen, von denen meine ganze Zukunft abhängt, und Du lässest ewig diese elenden Wirthschaftsorgen vorangehen.“

„Sei vernünftig, Ott,“ entgegnete sie freundlich, aber doch beklommen, „Deine Mutter leidet's nicht, daß irgend sonst Jemand die Küsen vollknetet, als sie oder ich. Du wirst doch nicht verlangen, daß ich gegen ihren ausdrücklichen Willen handle? Sei gut und gedulde Dich, ich komme, sobald ich nur irgend kann.“

Ihr ging sonst die Arbeit so rasch von der Hand; heute machte sie zum Oefteren eine Pause in ihrem Werke und holte tief Athem. Die nächste Stunde mußte ihr ja nun eine Entscheidung bringen, die ihres Herzens liebsten Wünschen Erfüllung verhieß. Ihre Gedanken wanderten zurück in die Vergangenheit. Früher, in den Tagen der Kindheit, war ihr Georg weitaus der liebere von den beiden Brüdern

gewesen, da er so viel bereitwilliger auf ihre kleinen Wünsche einging, als Ott, der kein größeres Vergnügen zu kennen schien, als sie beständig zu necken und zu reizen. Aber später, sie wußte selbst nicht wann und wie? war in ihren Gefühlen eine vollständige Wandlung eingetreten. Der warmherzige, lebenslustige, frische Ott zog sie weit mehr an, als sein stillerer, zurückhaltender Bruder, und Georg ward offenbar in eben dem Maße fremder und kühler gegen sie, als er sah, einen wie unverkennbar größeren Antheil sie Jenem zuwandte.

Nun schritt das junge Mädchen mit leicht gerötheten Wangen den buchsbaumumsäumten Steig entlang, der den großen Garten in zwei Hälften theilte und an dessen Ende sich die geschorene Lindenlaube befand, in der sie — die Zeit dächte ihr noch gar nicht so weit entfernt — stets so gern mit ihren Puppen gespielt hatte. Ott saß auf der Bank in der Laube und erwartete sie augenscheinlich mit Ungeduld. Auf einer der langen Rabatten zur Seite des Weges war eine verspätete rothe Centifolie aufgeblüht. Adelsheid hielt einen Augenblick an, um die schöne Blume zu pflücken. „’S ist wieder Sommer geworden,“ sagte sie mit einem Versuche zu scherzen, indem sie beim Eintritt in die Laube ihm die Rose entgegenhielt. Er nickte nur wie zerstreut, antwortete aber nichts. „Weißt Du noch,“ hob sie wieder an, um ihre Befangenheit zu verbergen, „wie Du einmal hier in dieser Laube meine Lieblingspuppe an einem Bindfaden aufgehängt hattest? Es war gerade solch ein schöner, warmer, sonniger Herbsttag wie heute, das Lindenlaub war von der Sonnenhitze gerade so zusammengerollt wie jetzt

und ich stand hier in der Laube und weinte, als ob mir das Herz brechen sollte. Ich dachte auch gar nicht, daß ich den Schimpf, den Du meiner Puppe angethan, je im Leben verwinden und Dir noch einmal wieder gut werden würde. Hast Du das Alles vergessen?"

„Ja, Kind,“ erwiderte er, ihre Hand erfassend, „das habe ich vergessen, so etwas hastet bei mir nicht so treu im Gedächtniß. Ich weiß nur, daß Du mir trotz alledem wieder gut geworden bist, und darum komme ich jetzt zu Dir und nehme Deine Hilfe in Anspruch.“

„Meine Hilfe?“ fragte sie erstaunt, „ist denn etwas geschehen?“

Ott betrachtete sehr aufmerksam einen kleinen, goldig-glänzenden Käfer, der ihm über den Rücken seiner Hand kroch, blies ihn darauf plötzlich fort, so daß er zwischen den Blättern der Laube verschwand, und sagte: „Wie Du's nehmen willst. Ich habe mich nämlich verlobt.“

Es war gut, daß er gerade vor sich hin und nicht ihr in's Gesicht sah, denn alle Farbe wich aus ihren Wangen. „Das ist ja eine ganz überraschende Neuigkeit,“ entgegnete sie, scheinbar ruhig, während es ihr doch war, als ob ihr die Luft zum Athmen plötzlich fehle. „Wen hast Du Dir denn gewählt?“

„Du kennst sie, glaube ich, ein wenig. Hermine Grollmann ist's aus Westendorf.“

„Die?“ rief Adelheid, erschrocken die Hände zusammentschlagend, aus; „des anrühigen Rechnungsstellers Tochter?“

„Bete Du doch nicht so ohne weiteres nach, was die Leute sagen,“ entgegnete er heftig. „Grade von Dir habe

ich etwas Anderes erwartet, darum eben erfährst Du ja zuerst von der ganzen Sache."

"Ich will ja nichts gesagt haben," erwiderte sie leise, indem zwei große Thränen ihr in die Augen traten. "Es kam mir nur so über die Lippen. Ich selbst kenne ihn ja gar nicht."

Seine Heftigkeit reute ihn im gleichen Augenblicke und er beeilte sich, die Erklärung abzugeben: "Entzückt bin ich selbst auch keineswegs von meinem Schwiegervater, aber so schlimm, wie ihn die Leute manchmal machen, ist er doch lange nicht. Die Hauptsache ist eigentlich die, daß er gewitzter ist, als all die dickköpfigen Bauern hier in der Umgegend, und daß er sie, wenn's vor Gericht irgend eine Sache zu verfechten gibt, sammt und sonders in den Sack steckt. — Auf alle Fälle will ich ja aber nicht den Vater heirathen, sondern die Tochter, und die ist wirklich nett."

"Was soll ich denn nun aber dabei thun, Ott?" fragte sie mit sichtlichcr Ueberwindung.

"Ja, eben, Du sollst Mutter mit der Sache ausföhnen. Es ist ja einmal der alte Glaube hier in unserer ganzen Gegend, daß ein Bauernsohn nur eine Bauerntochter heirathen darf, wenn's nicht ein schreckliches Malheur geben soll. Zu Vaters Lebzeiten würde es einen argen Kampf gekostet haben; der ist mir nun erspart geblieben, und ich kann's nicht leugnen, das ist mir lieb, so gern ich Vater sonst auch noch am Leben behalten hätte. Mutter wird anfänglich wohl auch etwas zu überwinden haben, denn am Alten und Hergebrachten hängt sie auch; aber es kommt sehr viel darauf an, wie man ihr eine Sache vorstellt.

Nicht wahr, Du thust mir nun den Gefallen und vertrittst meine Angelegenheit als mein guter Fürsprecher?"

„Ich will thun, was ich kann,“ versetzte sie eintönig. „Aber, Ott, wäre es nicht besser, Du scheinst ja doch schon einmal seit längerer Zeit mit Deiner — Deiner Braut im Reinen zu sein, daß wir mit der Eröffnung an Deine Mutter noch kurze Zeit warten? so lange nur, bis der erste Schmerz um Vaters Tod verwunden ist?“

Er schüttelte sehr entschieden den Kopf. „Nein, Abeldheid, warten kann ich nicht. Bei der Theilung des Nachlasses muß ich durchaus meinen Schwiegervater zur Seite haben. Der läßt sich kein X für ein U machen; ist irgend Jemand im Stande, zu verhüten, daß ich von Georg übervorthelt werde, so ist er es.“

„Ott! Ott!“ sagte sie warnend, „nimm Dich in Acht! Traue Deinem Bruder doch nicht solche Habsucht oder, gerade herausgesagt, Unrechtlichkeit zu und laß keinen Fremden zwischen Dich und ihn treten. Georg mag manchmal halsstarrig sein, aber er ist durch und durch rechtschaffen.“

„Ja, ich weiß, Du nimmst immer seine Partei,“ entgegnete er grollend.

Ein bitteres Empfinden wallte in ihr auf. Genau denselben Vorwurf hatte ihr, wie oft! Georg in Bezug auf Ott gemacht; mit wie viel größerem Recht, das wußte Niemand, als sie allein. Und nun rückte gerade Ott ihr vor, daß ihr Urtheil bestochen sei durch eine Vorliebe für Georg. Es war fast zu viel.

Der Ausdruck ihres Gesichtes machte ihn doch ein

wenig betroffen und er lenkte daher ein: „Na, sieh nur nicht so jammervoll aus, es war ja nicht so schlimm gemeint. Im Grunde hast Du immer viel von mir gehalten, das weiß ich ja. Aber Georg kenne ich besser, als Du ihn kennst, das glaub' mir nur.“

Sie schwieg auf diese letzten Worte, denn sie fühlte, daß es um ihre Fassung geschehen war, wenn sie in diesem Augenblicke nur eine einzige Silbe zu äußern versuchte. Ott setzte ihr nun aus einander, daß er, wenn irgend möglich, noch vor Anfang Winters Hochzeit machen wolle. „Im Winter, weißt Du, ist ja eine ländliche Wirthschaft sehr viel einfacher als im Sommer, und hineinarbeiten muß sich Hermine ja natürlich erst in die ganze Sache. Einen eigentlichen Bauernhaushalt kennt sie, wie Du Dir denken kannst, bis jetzt noch nicht, sie hat eben bisher ja nur ihrem Vater die kleine Wirthschaft geführt. Lernen wird sie sehr bald, was bei uns erforderlich ist; Hexerei ist die Sache ja nicht, und was sie nur in die Hand nimmt, das steht ihr an.“ Er sprach etwas abgebrochen und hastig, immer, als erwartete er von der Pflegeschwester ein Wort der Zustimmung oder Bestätigung; aber sie vermochte beim besten Willen nicht, ihm durch ein solches zu Hilfe zu kommen. Endlich, um nur irgend etwas zu sagen, fragte sie: „Wo hast Du Deine Braut denn eigentlich kennen lernen, Ott?“

„O, wir sind ein paarmal zusammengetroffen bei Gartenkonzerten und ähnlichen Gelegenheiten —“ entgegnete er etwas obenhin. Allzu lange und allzu gründlich war, so viel ließ sich deutlich erkennen, die Bekanntschaft bis zu dem Abschluß der Verlobung nicht gewesen.



Auf dem breiten Mittelpfade des Gartens näherte sich gerade in diesem Augenblicke etwas zögernden Schrittes Bine. Es war dem Mädchen im höchsten Grade unangenehm, daß sie „ihre Mamsell“ stören mußte. Wie hochwillkommen der Letzteren ihre unvermuthete Erscheinung war, das konnte sie eben nicht ahnen. Als aber auf ihre Meldung, der Schiffer sei noch einmal zurückgekommen, um anzufragen, ob er die Butterküfen wieder an die alte Adresse abliefern solle, Adelheid eilig aufstand mit dem Bemerken, sie werde sofort selber mit dem Manne reden, wanderten Binens kluge Augen blitzschnell von ihr zu Ott hinüber. Was sie jedoch auf den Gesichtern Beider las, schien wenig ihren Erwartungen zu entsprechen, und als sie gleich darauf, während Adelheid in der Küche dem Manne ihre Weisungen ertheilte, den jungen Bauer im Schlenderschritt auf das Haus zukommen sah, äußerte sie halb mißvergnügt gegen die Großmagd: „Ich dachte mir, die kämen ganz anders aus dem Garten wieder heraus, als so!“

Die Großmagd meinte phlegmatisch: „Mag ja wohl noch werden! Warum sollte das denn just heute sein?“ Bine blieb darauf die Antwort schuldig. Sie wußte selbst nicht, warum, aber sie hatte es sich so fest in den Kopf gesetzt, daß das, was sie sich vorstellte, „just heute“ sein müsse.

In der Stube, wo Adelheid, nachdem die Mutter ihren Nachmittagschlaf beendet, das Vesperbrod austrug, ward wenig mehr gesprochen. Ott, der anfangs am Tisch gesessen und den Kopf in die Hand gestützt hatte, sprang bald wieder auf und betrachtete die alten, an der Wand hängen-

den Schildereien so angelegentlich, als ob er sie heute zum ersten Male sähe. Die Mutter ließ sich von Adelheid ihr Strickzeug geben. „Man sagt ja, Arbeit mache die trüben Gedanken erträglicher,“ meinte sie mit trübem Lächeln; „sonst hat sie mir ja auch immer geholfen, ich will einmal sehen, ob's mir heute damit glückt.“ Adelheid brachte ihr das Verlangte und setzte sich dann mit einer Näharbeit der Mutter gegenüber; aber so flink sich auch sonst die Nadel in ihrer Hand bewegte, heute war es fast, als ob sie zu jedem einzelnen Stiche sich erst besinnen müsse. Georg hatte sich zu der gemeinsamen Mahlzeit nicht eingestellt; eine der Mägde berichtete auf Befragen, daß sie ihn vor einiger Zeit habe auf's Feld gehen sehen.

„Ich muß jetzt wohl machen, daß ich nach Hause komme,“ sagte plötzlich Ott, sich umwendend von dem „feuer-speienden Berg Vesuvius“, der mit seiner verschwenderischen Fülle von rothen und gelben Feuergarben immer das Entzücken seiner Kindheit gewesen war. „Adieu denn, Mutter, ich komme nächster Tage einmal wieder herüber.“

„Willst Du Dir nicht den Korbwagen anspannen lassen?“ fragte die alte Frau, seine dargebotene Hand fassend. „Es ist doch ein recht weiter Weg bis zum Vorwerk.“

„O nein!“ wehrte er ab, „es ist ja prächtiges Wetter zum Gehen. Und außerdem,“ setzte er etwas leiser, so daß wenigstens die Mutter es nicht hören konnte, hinzu, „habe ich ja auch Georg nicht um Erlaubniß gefragt; wie dürfte ich denn über sein Gespann verfügen?“

Diesmal hatte Adelheid kein Wort der Zurechtweisung für ihn. Sie nickte nur, als ertheile sie seiner Bemerkung

ihre volle Zustimmung, und doch hatte sie nicht eine Silbe von derselben wirklich gehört. Als sie Ott auf den Flur hinausgeleitete, fragte dieser noch: „Nicht wahr, Du sprichst mit Mutter? und bald?“

„Gewiß, Ott,“ versetzte sie eintönig, „ich halte mein Versprechen.“

„Wie ich Dir schon sagte, es ist mir so viel daran gelegen, daß gerade jetzt — was ist? was willst Du?“ unterbrach sich der junge Mann, als er, bei einem Geräusch sich umdrehend, gewahrte, daß der kleine Kuhjunge hinter ihm stand und mit wichtiger Miene einen Gegenstand in der ausgestreckten Hand hielt, der sich bei näherer Besichtigung als eine todte Taube erwies.

„Das ist unser bester Duffer (Tauber),“ erklärte der Knabe.

„Haben ihn die Ratten gebissen oder der Itis?“ fragte Ott.

„Nein, der andere große Duffer, der graue, hat ihn heute Morgen so zugerichtet. Ich dachte, er solle sich noch wieder erholen, aber eben finde ich ihn todt im Taubenschlage liegen.“

„Ja, es beißt und kraht sich Alles in der Welt,“ bemerkte Ott herbe; „haben's vielleicht die Thiere von den Menschen gelernt, oder die Menschen von den Thieren? Das können uns ja wohl die Pastoren oder die Gelehrten aus einander setzen. Adieu, Adelheid! Auf Wiedersehen!“

Ihr war die Kehle wie zugeschnürt. Stumm reichte sie ihm die Hand; aber ihre Augen folgten ihm, als er

den langen Flur hinunterschritt, für sie ein Anderer, ein ganz Anderer, als da er am Tage zuvor das Haus betreten hatte. Sie kehrte in die Wohnstube zurück und setzte sich zu ihrer Näherei nieder. Es war selbstgespinnene Leinwand, die sie verarbeitete zu Hemden für die beiden Brüder. Diejenigen Otts hatte sie zuerst in Angriff genommen; nun war das also die letzte Nadelarbeit, die sie für ihn zu fertigen hatte — in Zukunft sorgte eine Andere für ihn . . . Aus ihrem Gedankengange schreckte sie plötzlich auf, denn die Mutter, die ihr Strickzeug zusammengelegt und eine Weile still vor sich hingesehen hatte, fragte auf einmal: „Adelheid, was hatte Ott?“

„Ott, Mutter?“ Sie blickte verwirrt auf die Greisin. „Bald“ hatte sie der Mutter diese Mittheilung zu machen versprochen; nun kam dies „bald“ so früh, daß sie selbst noch nicht einmal im Stande gewesen war, sich nothdürftig zu sammeln.

„Ja, mein Kind,“ erwiderte die alte Frau, welche die Gegenfrage mehr von den Lippen der Pflgetochter abgelesen, als mit dem Gehör erfaßt hatte. „Ich fühle, daß irgend etwas im Anzuge ist, und das bedrückt und ängstigt mich. Komm, hol' mir das Ding her, es liegt da oben im Schubfach. Solche Sachen lassen sich nicht so schreien und ich will ja gern das bißchen Schmerz ertragen, wenn ich dafür nur genau erfahre, wie es steht.“

„Das Ding“ war ein Hörrohr, welches vor Jahren einmal für die Schwerhörige war angeschafft worden, von ihr aber nur in sehr seltenen Fällen benutzt wurde, da ihr der Gebrauch desselben jedesmal Schmerzen verursachte. Adel-

heid hatte aus diesem Grunde denn auch stets vorgezogen, ihre eigene Stimme anzustrengen, wenn es galt, der Mutter irgend eine Auseinandersetzung zu machen. Aber gerade dies in die Welt hineinzuschreien, ging, das fühlte sie, über ihre Kräfte, und so holte sie denn ohne Widerrede das verlangte Instrument, um dann langsam, Wort für Wort der Mutter mitzutheilen, was sich mit Ott zugetragen, und wie er im Begriffe stehe, ihr eine Schwiegertochter in's Haus zu führen. An dem Zusammensuchen der alten Frau fühlte sie, Welch einen jähen Schrecken die Mittheilung hervorrief. „Ach, ich hatte mir Alles so ganz anders gedacht!“ war das Einzige, was sie zunächst erwiderte. „Ich auch!“ hätte Adelheid aufschluchzen mögen in bitterem Weh. Sie bezwang sich aber gewaltsam. „Mutter, die Sache kann sich ja vielleicht ganz gut gestalten.“ Die Greisin wiegte trübe den Kopf hin und her, sagte aber nichts. Erst nach einer Weile hob sie wieder an: „Kennst Du das Mädchen, Adelheid?“

„Sehr wenig, Mutter, eigentlich gar nicht, kann ich wohl sagen. Zwei- oder dreimal mag ich sie flüchtig gesehen haben.“

„Was für einen Eindruck hat sie Dir denn gemacht?“ forschte die alte Frau.

„O, es ist ein hübsches, stattliches Mädchen,“ versetzte Adelheid, indem sie sich bemühte, ihrer Stimme einen recht frischen und überzeugenden Klang zu geben. „Ott bekommt eine sehr respectable Frau, Mutter.“

„Ja, was das Außere angeht, das mag wohl sein; wenn alles Andere nur auch so respectable wäre! Aber der

Schwiegervater, Adelheid, wie kommt nun Ott zu so einem Schwiegervater?"

"Ott behauptet ja, er wäre durchaus nicht so schlimm, wie die Leute ihn machten," wandte Adelheid ein. Aber die Mutter schüttelte sehr entschieden den Kopf. „Der selige Vater kannte ihn genau genug, und der hat nicht ein-, sondern wohl zehnmal gesagt: ‚Der Kerl taugt in der Wurzel nichts!‘ Was aber Vater in dieser Hinsicht äußerte, darauf konnte man schwören wie auf's Evangelium, denn ohne ganz sichere Beweise that er einen solchen Ausspruch nicht. Daß der alte Grollmann ein ehrenhafter Mensch ist, das soll Keiner mir einzureden versuchen. Aber darum kann ja doch die Tochter ein gutes, ehrentwerthes Mädchen sein, nicht, Adelheid?"

"Gewiß, Mutter," beeilte sich die Pflgetochter zu versichern, „das dürfen wir doch wohl ganz bestimmt annehmen, denn sonst hätte Ott sie ja nicht für sich ausgewählt."

"Ott läßt sich nur so leicht bestechen," klagte die Mutter wieder; „ach Gott, ach Gott, Kind! Ist der Tag, an dem wir den Vater in die Grube senken mußten, nicht schon schlimm genug, muß ich nun auch so etwas noch zu verwinden haben?"

"Es hätte noch Schlimmeres kommen können, Mutter," versuchte Adelheid zu beruhigen, „wirklich, wir dürfen uns die Sache nicht allzusehr zu Herzen nehmen." Und nun suchte sie Alles hervor, was geeignet sein konnte, die Mutter diese unerwartete Verlobung in möglichst günstigem Lichte erblicken zu lassen. Die alte Frau schwieg zu Allem. Endlich fragte sie: „Weiß Georg schon darum?"

„Ich glaube nicht,“ versetzte Adelhaid. „Ott selbst wird schwerlich mit ihm gesprochen haben, und von mir hat er's bis soweit auch noch nicht erfahren.“

„Dann, bitte, Kind, sprich mit ihm, heute Abend noch. Ich denke mir, er wird recht auffahren. Bitte, sag' ihm, er möge mit mir nicht von der Sache anfangen, wenigstens für's Erste noch nicht. Ich — ich kann wirklich nicht gut so viel darüber sprechen.“

Adelhaid blickte mitleidig zu der Mutter hinüber. Nein, die alte Frau mußte um jeden Preis geschont werden! Ihre Aufgabe war es jetzt, nach allen Seiten hin zu schlichten und zu vermitteln; und wenn es ihr selbst noch so schwer und weh um's Herz war — an sich durfte sie gegenwärtig am allerwenigsten denken. Was auch kommen mochte, sie wollte fest stehen auf dem Vertrauensposten, den von der einen Seite Ott, von der anderen die Mutter ihr zuerkannt. Georg gegenüber hatte sie zunächst diesen Entschluß zu bethätigen. Er sah sie, nachdem sie ihm ihre Mittheilung gemacht, zuerst einen Augenblick sprachlos an, dann aber brach er aus: „Und solch eine Familie wagt Ott uns aufzuhalsen? Den alten Hallunken, den Großmann, zum Mindesten braucht er ihn mir nicht über die Schwelle zu bringen!“

„Er heirathet die Tochter,“ wendete Adelhaid nachdrücklich ein, „und von der hat man noch nie etwas Schlimmes gehört.“

„Jawohl, man kennt das! Die Tochter ist ihres Vaters Kind und die ganze Familie wird da mitgeheirathet.“

Wenn das unser seliger Vater wüßte — umdrehen würde er sich im Grabe noch!"

„Ich glaube selbst, daß es ihm Kummer machen würde, und Deiner Mutter macht's auch Kummer. Aber eben darum, Georg, darfst Du sie nicht noch mehr niederdrücken. Wenn Du über Ott losziehst, machst Du ihr das Herz nur immer schwerer und schwerer. Andern kannst Du ja doch nichts mehr an der Sache, also nimm sie, wie sie ist und thu' nichts, um sie noch schlimmer zu machen.“

„Daß ich mich mit keinem Wort über Ott's dummen Streich äußern werde, das kann ich Dir unmöglich versprechen,“ erklärte er nach augenblicklichem Stillstehen. „Aber mit Mutter braucht ja vorläufig nicht die Rede zu sein von der Geschichte; sie hat ohnehin ihr Theil zu tragen, das sehe ich ein. Nur dabei bleibe ich: mit seinem sauberen Schwiegervater braucht Ott nicht hierher zu kommen! Wenn er mir so etwas zumuthet, werde ich wild.“

„Er wird das ja auch gar nicht vorhaben,“ beschwichtigte Adelheid. „Ott hätte sicherlich auch die Tochter lieber ohne den Vater.“

„Er hätte ganz von ihnen bleiben sollen,“ großte Georg. „Die Wittkopps brauchen sich mit solchem Volk nicht abzugeben.“

So viel aber war doch für den Augenblick wenigstens erreicht, daß er die Mutter mit allen Auseinandersetzungen verschonte, und mit einem Gefühl der Rührung empfand er es, als die alte Frau, gleichsam um ihm für diese Schonung zu danken, Abends beim Zubettgehen mit ihrer zit-



ternden Hand über seine Wange strich mit den leisen Worten: „Mein guter, lieber Sohn!“ und was Georg noch nie in seinem Leben gethan hatte, that er jetzt: er küßte die welke Hand und ein nie gekanntes Empfinden voll weicher Zärtlichkeit überkam ihn plötzlich. Die Mutter sah ihn fast getroffen an; eine solche Liebkosung lag so außerhalb alles Herkommens, daß sie sich nahezu beschämt fühlte. „Geht zu Bett jetzt, Kinder,“ mahnte sie, um der eigenen Nahrung Herr zu werden, „und versucht zu schlafen. Der heutige Tag hat uns Allen viel gebracht — oder genommen, wie man will. Morgen, wenn wir nur erst ein wenig Schlaf gehabt haben, sehen wir wohl Manches anders und besser an.“

Ihr selbst, erschöpft und übermüdet wie sie war, ward der ersehnte Schlaf dann auch bald zu Theil. Ueber Adelheid jedoch kam es in dieser stillen Nachtstunde mit der ganzen Gewalt des bittersten Schmerzes. Am Tage hatte sie sich aufrecht gehalten, weil sie es mußte, aber jetzt war es mit ihrer Fassung zu Ende, brennend und unaufhaltfam stürzten die Thränen aus ihren Augen. Sie hatte nie gewußt, was es heiße, solche Thränen zu weinen. Draußen hatte sich der Wind aufgemacht und rauschte in den hohen Eschenbäumen, die an dieser Seite des Hauses standen. Ihr war es, als höre sie aus diesem Rauschen immer nur die traurige Melodie des Liebes:

„Wär' ich lieber doch gestorben,  
 Eh' ich mir ein Lieb erworben,  
 Wär' ich jetzt nicht so betrübt.“

Ein Lichtschein traf plötzlich ihre Augen, daß sie er-

schrocken in die Höhe fuhr. Das Aufklinken der Thüre mußte sie überhört haben, jetzt gewahrte sie, daß Bine vorsichtig auf Strümpfen durch die Kammer und auf ihr Bett zuschritt. Sie fragte, sich hastig aufrichtend, was es gebe? Das Mädchen ließ seine klugen Augen eine Sekunde lang auf dem blassen, verwirrten Gesicht ruhen und berichtete dann, einer der Knechte sei erweckt worden von dem Stöhnen der rothbunten Kuh, die vor einigen Tagen gefalbt habe, und die nun ja wohl von den „innerlichen Krämpfen“ befallen sei. Er habe sofort sie geweckt mit dem Bemerken, es müsse sofort ein Trank für das Thier gekocht werden, und sie sei nun gekommen, sich das dazu Erforderliche auszubitten. Adelheid verabfolgte ihr die Schlüssel und gab Anweisung, wo das Gewünschte zu finden sei; als sie sich dann noch erkundigte, ob sie etwa aufstehen und bei Bereitung des Trankes helfen solle, wehrte aber Bine dies sehr entschieden ab, indem sie sagte: „Bleiben Sie ja liegen, ich werde allein mit Allem fertig. Schlafen Sie nur recht ruhig ein!“ Und es war, als hätte in dem theilnehmenden, gutgemeinten Wunsche eine besondere Kraft gelegen, denn nicht lange danach schlossen sich Adelheids verweinte Augen, um sich nicht eher wieder zu öffnen, als bis das Morgengrauen in die Fenster blickte.

„Weißt Du, wann Ott uns seine Braut zuführen wollte, Kind?“ fragte im Verlauf eines der nächsten Tage die Wittkoppssbäuerin, indem sie die Brille in das Gesangbuch legte, aus dem sie sich zur Tröstung und Herzstärkung mit halblauter Stimme ein Lied vorgelesen hatte.

„Nein, Mutter, aber er wird sicher heute oder morgen

wieder vorsprechen, weil es ja natürlich mit Georg allerlei zu verhandeln gibt."

"Ja, leider Gottes!" seufzte die alte Frau. „Wären die Beiden in der leidigen Erbschaftsangelegenheit erst in Güte aus einander — ich wollte meinem Schöpfer danken! Aber wegen der Braut möchte ich noch sagen, wir müssen doch wohl in der besten Stube reine Gardinen aufstecken. Mich dünkt, die jetzigen sind schon recht gelb — das könnte doch einen wunderlichen Eindruck auf sie machen.“

„Wir wollen Alles recht hübsch und sauber zurecht machen, liebe Mutter,“ erwiderte Adelheid freundlich. Den leisen Seufzer, der diesen Worten folgte, vernahm die alte Frau nicht.

Ott kam am folgenden Abend auf den Hof geritten und kündigte ohne weitere Umstände an, daß er am folgenden Nachmittage seine Braut der Mutter vorstellen werde.

„Aber, mein Himmel, Ott, so rasch?“ fragte die Letztere ängstlich. „Es ist noch nichts so recht in Ordnung — wir möchten sie denn doch gern empfangen, wie sich's gehört, und wirklich, wir haben noch gar nichts vorbereiten können.“

Ott machte eine ungeduldige Bewegung. „Mutter, um Essen und Trinken ist es doch, weiß Gott, weder ihr noch mir zu thun. Beruhige Dich doch nur, die Hauptsache ist ja, daß Du sie freundlich als Tochter aufnimmst.“

„Gewiß, das versteht sich ja ganz von selbst,“ beeilte sie sich zu versichern. Sie schien noch etwas hinzusehen zu wollen, brach aber plötzlich ab.

Auch Adelheid zögerte einen Augenblick mit einem Worte, das ihr auf den Lippen schwebte, faßte aber dann einen plötzlichen Entschluß und fragte: „Ott, kommt der — kommt Dein Schwiegervater auch mit?“

„Wie so?“ entgegnete er, sich hastig nach ihr umwendend und sie scharf fixirend. „Hast Du vielleicht schon im Voraus Auftrag von meinem liebenswürdigen Herrn Bruder, ihn abzuwehren?“

„Nein,“ erwiderte sie ganz ruhig, „ich habe keinerlei Auftrag von Georg, und weiß auch nicht, ob er mir einen solchen ertheilen würde. Ich weiß nur, daß es ihm entschieden lieb wäre, wenn er mit dem alten Grollmann nicht in Berührung zu kommen brauchte, und darum rathe ich Dir, ganz auf meine eigene Hand, such' das zu vermeiden; glaub' mir, daß es für alle Theile besser ist.“

Ott lachte ganz sonderbar kurz auf. „Daß es für Georg besser wäre, wenn ich den Alten nicht zum Schwiegervater bekommen hätte, das will ich fürwahr glauben. Für mich wird's aber wohl gerade umgekehrt sein.“

„Wie meinst Du das?“ fragte sie betreten, da sie nicht wußte, was sie aus seinen Worten machen sollte.

„Daß gut sein,“ meinte er halb spöttisch, „ich will mich darüber schon mit Georg selbst aus einander setzen. Ist er zu Hause?“

Nein, Georg war nicht zu Hause und wurde vor spät Abends nicht zurück erwartet. Ott schien einen Augenblick zu überlegen, ob er bleiben und gleich heute die bewußte Unterredung suchen solle, entschied sich dann aber doch für das Fortreiten, da er, wie er sagte, noch nach Westendorf

hinüber mußte, um seine Braut zu benachrichtigen, daß sie der Mutter am folgenden Tage willkommen seien. Als er gegangen war, sagte die Letztere traurig: „Sieht der nun aus wie ein glücklicher Bräutigam?“

„Es gehen ihm so viele Dinge im Kopf herum, Mutter,“ suchte Adelsheid zu beschwichtigen. „Solch eine Theilung und Auseinandersetzung ist ja immer eine ganz fatale Sache.“

„Wenn es nur das wäre!“ entgegnete die alte Frau seufzend; „aber ich glaub’s nicht!“ — Nach einer Pause hob sie wieder an: „Keine Gardinen können wir nun freilich nicht aufstecken, dazu langt die Zeit nicht mehr. Aber sonst sorg’ doch dafür, daß Alles ordentlich und anständig ist und die Bewirthung recht reichlich, hörst Du? Ich mag mich noch um gar nichts kümmern, mir ist noch allzu weh um’s Herz. Ach Gott, ich wollte, Ott hätte noch damit gewartet, mir seine Braut zuzuführen. Aber nein konnte ich doch nicht sagen auf seine Anfrage, das hätte ihn ja schrecklich verlezt.“

Dem stimmte Adelsheid aus voller Ueberzeugung bei. Für sich selbst aber setzte sie hinzu: „Und je eher dies erste Zusammentreffen überwunden wird, desto besser ist es!“

Der folgende Tag war ein Sonntag und wie immer nach dem Treiben und der Geschäftigkeit der Woche lag der Wittkoppshof so blank und sauber und zugleich so friedlich da, daß jeder Eintretende sich angeheimelt fühlen mußte. Die große Dreschtenne war gekehrt, so daß kein Hälmschen auf ihr zu finden gewesen wäre, die mannigfachen Geräthschaften, die in der Landwirthschaft gebraucht werden, waren

an die Seite geräumt oder hingen, ordentlich aufgereiht, an Pflöcken rings umher. Auch auf den Garten hatte sich die ordnende und verschönernde Thätigkeit erstreckt. Aus den Pfaden war das welke Laub fortgeharvt, so daß man, wenn man nur den frischgrünen Rasen und die in üppiger Blüthe stehenden Georginenstauden betrachtete, die vorgerückte Jahreszeit ganz hätte vergessen können. Diejenigen unter den Diensthoten, die heute ihren freien Sonntagnachmittag hatten, zögerten noch mit dem Ausgehen, da sie doch zuvor gern noch „die Braut vom jungen Herrn“ in Augenschein nehmen wollten. Indeß die Besucher ließen länger auf sich warten, als man vermuthet hatte, und Wilhelm, der zweite Knecht, beauftragte endlich mit sehr ernsthafter Miene den Kühjungen, er möge die Braut grüßen, und wenn sie ihn sehen wolle, so möge sie in acht Tagen wieder kommen, denn länger warten könne er nicht. — „Du bist der Hans Unverschämt!“ sagte Vine, halb lachend, halb ärgerlich, „der dumme Junge wäre, glaub' ich, im Stande, Deine Bestellung zu überbringen.“ — „Würde mich sehr freuen,“ entgegnete Wilhelm würdevoll, „Bestellungen sind ja auch eben dazu da, daß sie überbracht werden, und sollte unser Pfliffikus den Auftrag vergessen, dann bist Du wohl so gut, ihn zu übernehmen, Vine.“ Die anderen Mägde brachen in ein schallendes Gelächter aus, während Vine den Sprecher, der jetzt die Mühe auf seinen struppigen Kopf drückte und seine Jacke zuknöpfte, keiner Antwort würdigte.

„Kommen sie?“ fragte drinnen in der besten Stube die Wittkoppsbäuerin, zu der von dem Lachen draußen ein Ton gedrungen war.

„Nein, Mutter,“ erklärte Adelheid, „sie können es noch nicht sein, man hätte ja sonst hier vom Fenster aus den Wagen müssen kommen sehen. Du hättest Deinen Nachmittagschlaf erst noch ganz wie sonst halten können.“

„Ich hatte keine rechte Ruhe dazu,“ erwiderte die alte Frau beklommen; „immer muß ich mir denken, wie sie wohl ist und ob Ott denn auch wirklich glücklich mit ihr wird. Wenn man einmal so in's Grübeln kommt, dann ist's um den Schlaf gethan.“

Das wußte denn freilich auch Adelheid, die jetzt wieder gedankenvoll in den Garten und die von den Strahlen der Nachmittagssonne freundlich beschienene Lindenlaube blickte. Waren denn wirklich erst Tage vergangen, seit Ott ihr dort jene Eröffnung gemacht? Ihr schien es, als wären Jahre vorübergezogen seit dem Augenblicke, in dem für sie Glück und Frohsinn versunken war. Ach, wie schwer hatte man doch zu tragen am Leben und wie ahnungslos war sie bis dahin ihres Weges gegangen!

Die Mutter musterte unterdeß vielleicht zum zwanzigsten Male den Kaffeetisch, um sich zu überzeugen, daß auch nichts auf demselben fehle. Ja, es war Alles in bester Ordnung, von der großen weitbauchigen Porzellankanne und den goldgeränderten Tassen bis zu der Platte mit Butterkuchen und dem nur bei ganz besonders festlichen Gelegenheiten dienenden Zuckertopf, einer feinpulirten Kokoschale mit silbernem Fuß. „Das war das erste Geschenk, das Vater mir machte, als wir uns verlobt hatten,“ verfehlte die Mutter nie zu erzählen, wenn dieses ihr Lieblingsgerät aus dem Schranke genommen wurde. „Er hatte es von

einem Schiffskapitän erhandelt und war so glücklich, daß ich es so hübsch fand und mich so sehr darüber freute.“ Sie war eben beschäftigt, eine vorwitzige Fliege, welche die Zuckerklumpen hartnäckig zum Gegenstand ihrer Angriffe machte, zu verscheuchen, als plötzlich auf dem Flur Schritte ertönten. Ehe Adelheid noch Zeit hatte, die Mutter zu benachrichtigen, ward rasch die Thüre geöffnet und verschiedene Personen wurden auf der Schwelle sichtbar. Man mag ankommende Gäste noch so lange erwartet haben, es ist doch im letzten Augenblicke immer wieder wie eine Art von Enttäuschung, wenn man gerade im letzten Augenblicke von ihnen noch gleichsam überrascht wird und sich — ob nun mit Recht oder mit Unrecht — den Vorwurf einer gewissen Unachtsamkeit macht. So blickte denn auch jetzt die alte Frau halb verwirrt auf die beiden Gestalten, die sich ihr näherten, ihren Sohn und ein hübsches stattliches Mädchen, das er am Arme führte, und dessen lebhaft schwarze Augen sich ohne eine Spur von Scheu oder Befangenheit auf sie hefteten. „Mutter, das ist sie,“ sagte Ott. Sie aber, noch ganz beklommen von dem plötzlichen Eindruck, fragte nur: „Aber Kinder, wo kommt ihr denn her? Wir haben ja gar keinen Wagen gesehen!“

Das Mädchen zuckte die Achseln und lachte. „Ja, sagte ich's nicht? Das war nun so eine Idee von Ott, daß wir den weniger befahrenen Weg nehmen wollten, um ganz überraschend anzukommen.“

„Du mußt lauter sprechen, Hermine,“ mahnte Ott, „Mutter versteht Dich sonst nicht.“

„Eine ganz wunderliche, unpraktische Idee!“ wiederholte



nun Hermine mit übermäßig lauter Stimme. „Es war eine schreckliche Fahrt auf dem holperigen Wege.“ Dann, ohne eine Antwort abzuwarten, setzte sie, sich zu Adelheid wendend, hinzu: „Das also ist Cousine Adelheid? Wir sind schon früher einmal flüchtig zusammen getroffen, Cousine, Sie erinnern sich gewiß?“

„Jawohl,“ entgegnete Adelheid, indem sie sich gewaltsam zwang, ihren Worten einen freundlichen Ton zu geben, „unter Anderem noch einmal in der Pastorei von Neustadt, bei meiner lieben Freundin Auguste Behrens.“

„Ach Gott, ja,“ erwiderte Hermine laut lachend, „bei den guten Pastorsleuten, die noch so streng bei ihren altmodischen Gewohnheiten, Tischgebet und dergleichen beharrten.“ Diese letzte Aeußerung schien Ott höchst unangenehm zu berühren; er beeilte sich, das Gespräch abzuschneiden und die dritte der mitgekommenen Personen, eine Tante seiner Braut, vorzustellen. Die kleine, magere Frau in dem verschoffenen, lilafarbenen Seidenkleide knixte einmal über das andere gegen die alte Frau wie gegen Adelheid und versicherte süß lächelnd, sie sei ganz unbeschreiblich erfreut, die Bekanntschaft der demnächstigen Familie ihrer Nichte zu machen, da sie von jeher von den Wittkopp's so unendlich viel Gutes gehört habe. Die alte Frau verstand von alledem kein Wort, bat daher nur ganz einfach, die Gäste möchten doch Platz nehmen, und war dann eifrig bemüht, sie mit Kuchen zu versorgen, während Adelheid die gefüllten Tassen herumreichte. Eben trat auch Georg ein. Adelheid hörte mit Verwunderung, daß er sein verspätetes Erscheinen einer Entschuldigung werth hielt; er sei gerade an

der anderen Seite des Hauses im Gespräch mit einem Nachbar gewesen und habe darüber das Kommen des Wagens überhört. Hermine schnitt diese Entschuldigung mit ihrem sorglosen Lachen ab: „Ach, Schwager, wir haben noch Zeit genug, Freundschaft mit einander zu schließen,“ und die Tante flötete verbindlich: „O, Herr Wittkopp, Sie sind gewiß immer so in Anspruch genommen, bitte, Sie dürfen sich unfertwegen in keiner Weise geniren.“

Weder die eine noch die andere dieser Antworten schien Georg sehr zu behagen. Er erwiderte wenigstens nichts, sondern setzte sich auf den für ihn freigelassenen Platz an der Mutter Seite. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Adelheid that ihr Möglichstes, ein Gespräch auf die Bahn zu bringen, an dem Alle Theil nehmen konnten; es gelang ihr aber nur schlecht damit. Das, wovon sie meinte, daß es den Fremden Interesse abnöthigen werde, die Verhältnisse und Einrichtungen der ländlichen Wirthschaft, fand offenbar nur sehr wenig Anklang bei den beiden Zuhörerinnen. Wenn dagegen Hermine sich mit Vorliebe in die neuesten Vorkommnisse ihres Heimathortes, eine aufgehobene Verlobung und den aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwartenden Bankerott eines bis dahin für wohlhabend gehaltenen Kaufmanns vertiefte, so waren das wiederum Dinge, denen Adelheid keine interessante Seite abzugewinnen vermochte. Zulezt führten Hermine und die Tante das Gespräch fast ausschließlich; die alte Frau, die natürlich seinem Laufe durchaus nicht zu folgen vermochte, blickte still vor sich hin. Auch Ott, dem bei dem Redeflusse seiner Braut sehr unbehaglich zu werden schien, war gänzlich

verstummt, bis er auf einmal ziemlich unvermittelt mit dem Vorschlage herausplakzte, ob man sich nicht den Garten und die nächste Umgebung des Hauses ein wenig ansehen wollte. Hermine war dazu denn auch sofort bereit. „Weißt Du, Ott, es ist hier etwas dumpfig,“ erklärte sie ganz ungenirt, „das Zimmer ist so niedrig.“

„Doch wahrhaftig nicht niedriger, als eure Zimmer in Westendorf,“ entgegnete er etwas gereizt.

Das wollte sie nun nicht zugeben, so daß Ott endlich verdrossen erklärte: „Nun gut, ich will's ausmessen mit dem Zollstock, dann können wir ja sehen, wer Recht hat.“ Abelheid blickte etwas erschrocken die Braut an, diese aber lachte nur und schien weder durch die Worte selbst, noch durch den Ton, in dem sie gesprochen wurden, im mindesten aus der Fassung gebracht zu sein. „Mein Himmel, Ottchen,“ meinte sie leichtthin, „wer wird sich denn um eine solche Kleinigkeit so ereifern! Es ist ja doch im Grunde ganz einerlei, wo die Zimmer ein paar Finger breit höher sind, hier oder bei uns in Westendorf. Wir werden ja so wie so an keinem der beiden Orte wohnen.“

„Auf dem Vorwerk sind aber die Räume auch nicht anders,“ entgegnete er, noch immer verstimmt.

Jetzt war es die Tante, die, zum ersten Mal an diesem Nachmittage, sich mit einer vernünftigen Bemerkung in's Mittel legte, indem sie erklärte, man könne recht vergnügt und glücklich auch in niedrigen Zimmern sein.

„Zarwohl,“ entgegnete Georg, der bis dahin geschwiegen hatte, scharf, „und wer höher hinaus will, dem wollen wir ganz gewiß nicht im Wege sein.“

Hermine lachte wieder, als hätte diese Bemerkung einen Scherz enthalten; aber ihr Lachen klang doch etwas gezwungen und in ihre Wangen stieg ein erhöhtes Roth. — „Ich denke, wir gehen jetzt in den Garten, sonst möchte es zu dämmerig werden,“ fiel Adelheid ein, um den peinlichen Eindruck möglichst rasch zu verwischen. Der Aufforderung wurde Folge geleistet; Hermine nahm ohne weitere Umstände Otts Arm, die Tante und Adelheid folgten; Georg blieb bei der Mutter zurück.

„Wie gefällt sie Dir?“ fragte die Letztere, sobald sich die Thüre hinter den Fortgehenden geschlossen hatte.

„Ott hat eine Thorheit begangen!“ entgegnete Georg herbe.

„Ach, Georg,“ bat sie, „sag’ das doch nicht so ohne Weiteres, man kennt sie ja noch zu wenig.“

„Man kennt sie wenig,“ bestätigte Georg, „aber doch behaupte ich, er hätte von den Grollmanns bleiben sollen.“

Draußen im Garten bemerkte gleichzeitig die Tante gegen Adelheid: „Hermine thut wohl einmal eine etwas unbedachte Neußerung, aber sie meint es im Grunde gar nicht schlimm. Man muß ihr das nachsehen, sie ist als einziges Kind etwas verzogen worden. Ihr Vetter muß sie nur ein wenig vorsichtig behandeln, dann wird es ganz vortrefflich gehen.“

Adelheid blickte unwillkürlich auf das vor ihr her schreitende Paar. Ott Jemand vorsichtig behandeln? Er, der so sorglos sich den Eingebungen seines Temperamentes überließ, dessen ganzes Wesen so dringend einer Ergänzung durch eine Persönlichkeit voll gleichmäßiger Ruhe bedurfte?

Sie schüttelte unwillkürlich den Kopf; da gab es noch viel zu überwinden, noch viele Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, ehe Alles „ganz vortreflich“ ging.

„Du bist ja so still, Ott,“ fragte Hermine ihren Bräutigam, „fehlt Dir etwas?“ Hätte sie gefragt: „Habe ich etwas nicht recht gemacht?“ sie würde ihn sofort entwaffnet haben. So aber erklärte er nur kurz und einfältig, er habe Kopfschmerz. Es war ein tiefer Unmuth in ihm aufgestiegen; er grollte im Stillen mit sich selbst, mit Hermine, und nicht am wenigsten mit seinem Bruder. Ja, es ließ sich nicht leugnen, es war eine ungehörige Aeußerung, die Hermine gethan; aber brauchte denn gerade Georg sie deshalb zurecht zu weisen? Ihm kam es doch nicht zu, so gegen seine Braut aufzutreten, und je länger er die Sache überdachte, desto größer erschien ihm die Beleidigung, die ihr und eben damit auch ihm selber war zugefügt worden. Gut, dann brauchte er auch nicht zurückzuhalten mit der Auseinandersetzung, die er sonst auf einen gelegeneren Tag verschoben haben würde, die aber nun gleich heute zum Austrag gebracht werden mochte.

„Ist es nicht hübsch hier?“ fragte Adelheids freundliche Stimme, als man jetzt am Eingange des Eichenkamps angekommen war. Zwischen den mächtigen Stämmen hindurch leuchtete das Abendroth und der letzte Widerschein der untergehenden Sonne lag auf den hohen, von der Berührung des Herbstes goldig-braun gefärbten Wipfeln.

„Sehr hübsch! sehr schön, wirklich!“ bestätigte die Tante, „man muß dabei doch gleich an Schiller denken: ‚Der Eichenwald brauset, die Wolken zieh’n.‘“

„Dieser braust ja aber gar nicht, Tante,“ fiel Hermine unter herzlichem Lachen ein, „ich bitte Dich, es regt sich ja kein Blatt.“ Ihr Lachen wirkte so ansteckend, daß auch Abelheid und Ott sich nicht enthalten konnten, in dasselbe einzustimmen. Die Tante aber nahm das keineswegs übel, sondern erklärte ganz unverzagt, rauschen thue, wenn das Wetter darnach sei, jeder Eichwald, warum sie denn also nicht auch bei diesen Eichbäumen an Schiller denken könne?

„Ja, Tante, es soll Sie Niemand dabei stören, denken Sie getrost an Schiller,“ erklärte Ott mitten aus seiner Heiterkeit heraus. — In einem gemeinsamen herzlichem Lachen finden Menschen von ungleicher Art sich am leichtesten zusammen, und so kam in die Unterhaltung auf einmal ein viel frischerer, heiterer Ton, als seither in ihr zu finden gewesen war. In bester Stimmung langte man am Hause wieder an. In einem der Seitenzimmer brannte bereits Licht, denn die Dämmerung war inzwischen stark vorgeschritten. Als die Vier an dem erleuchteten Fenster vorübergingen, gewahrten sie, daß Georg beim Schein der Lampe mit dem Ordnen verschiedener Papiere beschäftigt war.

„Br!“ machte Hermine, sich schüttelnd, „Dein gestrenger Herr Bruder, Ott. Der wird es mir gewiß in seinem ganzen Leben nicht verzeihen, daß ich eure Zimmer niedrig gefunden habe.“

In Ott wachte bei diesen Worten das ganze grollende Empfinden von vorhin wieder auf und heftig entgegnete er: „Georg hat weder Dir noch mir den Mund zu ver-

bieten. Ich habe keine Ueberhebung und Anmaßung schon lange satt; aber warte nur, das wird bald anders werden. Ich habe unter vier Augen ein Wort mit ihm zu sprechen, vor dem er schon ein bißchen kurz und klein werden soll."

"Um Gottes willen, Du wirst ihn doch nicht zur Rede stellen?" fiel Adelheid heftig erschrocken ein.

"Zur Rede stellen? Nein! Es sind nur Geschäftsangelegenheiten, die besprochen werden müssen," gab er zur Antwort.

"Aber doch nicht heute Abend, lieber, guter Ott!" bat sie dringend, "ein Geschäft kann ja an jedem beliebigen anderen Tage abgemacht werden."

Allein Ott erklärte sehr bestimmt, er wüßte gerade mit diesem Geschäft sobald als möglich in's Reine zu kommen, und da auch Hermine gleichmüthig bemerkte: "Warum sollten die Beiden denn nicht ein Geschäft mit einander verhandeln, Cousine?" so blieb Adelheid nichts anderes übrig, als sich mit einem Seufzer in das Unabänderliche zu fügen.

Während sie nun ihre beiden Gäste in das Wohnzimmer geleitete, trat Ott zu seinem Bruder in das Seitenstückchen. Dasselbe hatte früher dem Vater gehört und einen Augenblick überkam ihn etwas von jener Empfindung von Beklommenheit und Scheu, die den Knaben besallen hatte, so oft er vor den Vater gefordert war, um sich wegen irgend einer gegen ihn erhobenen Anklage zu verantworten. Aber rasch, wie es gekommen, verschwand dies Gefühl wieder. Er hatte kein Unrecht zu gestehen und

brauchte keine Vorwürfe hinzunehmen, er wollte einzig und allein sein gutes Recht vertreten.

„Du siehst Papiere durch?“ hob er ohne weitere Vorrede an. „Ich möchte gerade auch gern etwas Geschäftliches mit Dir verhandeln.“

„Was ist's?“ fragte Georg, der nur flüchtig aufgesehen hatte.

„Ich wollte Dir nur sagen, bei der Abschätzung der Hofstelle müssen die Marschwiesen aus dem Spiele bleiben.“

„Die Marschwiesen aus dem Spiele bleiben?“ wiederholte Georg in maßlosem Erstaunen, „was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß sie Umländereien \*) sind und uns Beiden zu gleichen Theilen gehören.“

„Das sind ja ganz neue Nachrichten!“ meinte Georg spöttisch. „Schade nur, daß man solche Behauptungen auch beweisen muß!“

„Dafür ist gesorgt!“ erklärte Ott ruhig.

„Will etwa Dein sauberer Schwiegervater den Beweis antreten?“

„Das könnte schon sein!“ entgegnete Ott mit ungewöhnlicher Kaltblütigkeit.

---

\*) Bei den sogenannten „geschlossenen“ Stellen, d. h. bei solchen, die ohne Genehmigung der Regierung nicht zerstückelt werden dürfen, gelten Grundstücke, die durch Erbschaft oder Kauf hinzukommen, nicht für Bestandtheile der Stelle und folgen daher auch einem anderen, als dem für diese giltigen Erbrechte. Sollen sie der Stelle einverleibt werden, so muß dies durch einen besonderen gerichtlichen Akt geschehen. So lange sie nicht eigentlich zur Stelle gehören, werden sie als „Umländereien“ bezeichnet.



Georg war aufgestanden. „Dann laß Dir sagen, Ott, daß Du Dich schämen solltest, auf die Kniffe und Pfiffe von solch' einem Schuft einzugehen. Wer sich mit dem Kerl gemein macht, der ist in meinen Augen selbst kein Ehrenmann mehr.“

„Widerruf' das!“ schrie Ott außer sich.

„Kein Wort widerruf' ich! Nicht ein einziges!“

Ott machte eine Bewegung, als ob er auf seinen Bruder losstürzen wolle. Aber schon im nächsten Augenblicke besann er sich und sagte mit gewaltfamer Ruhe: „Was alterir' ich mich auch um Dich! Was Du von mir hältst und wie Du mich tagirst, das kann mir wahrhaftig doch gleich sein!“ Er drehte sich auf dem Absatz um und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

Der Rest des Abends verging unerquicklich. Die Mutter, ermüdet und 'abgespannt durch die Anstrengung des Nachmittags, war noch schwerhöriger als sonst und nahm an der Unterhaltung so gut wie gar keinen Theil. Ott wanderte meist mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer auf und ab und Georg ließ sich überhaupt nicht mehr sehen. Allen Theilen war es wie eine Er-lösung, als endlich nach genossenem Abendbrod die Gäste zur Heimfahrt sich rüsteten. Die Tante verabschiedete sich sehr wortreich von der alten Frau wie von Abelsheid, sie konnte nicht Rühmens genug darüber machen, wie angenehm der Tag vergangen sei. Herminens Lebewohl dagegen lautete sehr gleichmüthig; zwar sprach auch sie einen Dank aus für die freundliche Aufnahme, aber so recht aus dem Herzen, das fühlten die Zurückbleiben-

den, ohne es sich gestehen zu wollen, kamen diese Dankesworte nicht.

„Komm, mein Kind,“ sagte die alte Frau, als sie gegangen waren, „laß uns nun noch eine kurze Weile von dem seligen Vater sprechen. Ich weiß nicht, als die Aeltern hier waren, konnte ich gar nicht recht an ihn denken, aber jetzt muß ich's nachholen — ich habe solches Heimweh nach ihm.“

So saßen sie denn bei einander Hand in Hand und sprachen von dem Verstorbenen, wie gut und freundlich er gewesen sei. Der Schwiegertochter, die heute zum ersten Male den Wittkoppshof betreten hatte, ward mit keiner Silbe mehr gedacht.

„Die Mittheilung kommt mir sehr überraschend, Herr Wittkopp, sehr!“ äußerte zwei Tage später ein jovial und freundlich aussehender Herr, der Amtsrichter des nächsten Städtchens, gegen Ott, der ihn in seinem Amtszimmer aufgesucht hatte. Außer diesen Beiden war noch eine dritte Person gegenwärtig, ein mittelgroßes, ziemlich wohlbeleibtes Männchen mit sehr glatt rasirtem Gesicht und kleinen, sehr lebhaften grauen Augen. „Sie müssen mir die Sache gleich noch deutlicher aus einander setzen. Einen Augenblick nur; was führt Sie zu mir, Grollmann?“ wandte sich der Beamte an diesen Letzteren, der ihm schräg gegenüber saß.

„Eben diese nämliche Sache, Herr Amtsrichter,“ entgegnete sich leicht verneigend der Angeredete, mit sehr ruhiger und sehr freundlicher Stimme. „Es schien mir im Interesse meines Schwiegersohnes das Wichtigste, wenn ich sogleich diejenigen Angaben machte, die zur Klarstellung der Angelegenheit erforderlich sein würden.“

„Ihres Schwiegersohnes?“ Der Beamte stutzte.

„Herr Wittkopp ist seit Kurzem der Bräutigam meiner Tochter,“ erwiderte Grollmann, immer mit demselben freundlich-ruhigen Tone.

Der Amtsrichter machte eine kühle Verbeugung gegen Ott. „Ich wußte nicht . . . Gestern Abend erst bin ich von einer kleinen Reise zurückgekehrt, daher habe ich von dieser Neuigkeit noch nichts vernommen. Ich dachte, die Herren wären nur durch Zufall hier zusammen getroffen. Also bitte, wenn Sie über die fragliche Angelegenheit Ausfagen zu machen haben, so lassen Sie uns hören.“

„Der Großvater meines Schwiegersohnes, der alte Karl Anton Wittkopp,“ hob Grollmann alsbald an, „hat allerdings die Absicht gehegt, die Marschwiesen, die er aus dem Konkurs der weiland v. Schlüter'schen Familie erstanden hatte, seiner Stelle einzuverleiben. Geschehen aber ist dieser Akt dazumal nicht, und so kann es denn wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Wiesen bis auf den heutigen Tag Umländereien geblieben sind und demnach den beiden Wittkopp'schen Erben zu gleichen Theilen gebühren.“

„Aber darüber müßten ja die Grundbücher Auskunft geben können,“ rief der Beamte, etwas unbehaglich, wie es schien, aus.

„Der Herr Amtsrichter erlauben, darauf eben wollte ich zurückkommen. Ich war dazumal — es sind im Frühjahre genau achtundzwanzig Jahre gewesen — Schreiber auf dem Eppenburger Amtsgericht, als eines Tages der alte Wittkopp in der Amtsstube erschien, um von meinem Vorgesetzten, dem Justizrath Plattner — der Herr Amts-

richter haben gewiß oft genug seinen Namen nennen hören — eine Eintragung in das Grundbuch vornehmen zu lassen. Es handelte sich eben um jene Marschwiesen, welche zu der Stelle geschlagen werden sollten. Der Justizrath aber stand gerade gestiefelt und gespornt und wartete auf sein Reitpferd, das denn auch gerade im selben Augenblicke schon aus dem Stalle herausgeführt wurde, und sobald Wittkopp seine Angelegenheit vorgetragen hatte, äußerte er in seiner geraden, zutraulichen Weise: „Nieber Freund, es thut mir recht herzlich leid, aber ich kann mich jetzt ganz unmöglich aufhalten. Der alte Senkman hinter im Busch, wissen Sie, liegt im Sterben und scheint zu Gunsten der Frau, die sonst mit dem Bettelstabe abziehen müßte, noch verfügen zu wollen. Da darf ich nicht zu spät kommen — das sehen Sie selbst ein.“ Wittkopp sah das zwar ein, aber recht ungerne, wie es schien. „Kommen Sie morgen, übermorgen wieder,“ setzte der Justizrath noch hinzu, „ich stehe dann immer zu Ihren Diensten.“ Es ward somit die Verabredung für den nächsten Tag getroffen und Wittkopp verließ zugleich mit dem Justizrath die Amtsstube. Die Verabredung aber konnte nicht eingehalten werden, denn gerade in derselben Nacht brannte — aus was für einer Veranlassung ist bekanntlich nie ermittelt worden — das Eppenburger Amtsgericht total nieder, und von all dem Vorrath an Akten, Büchern und Dokumenten konnte so gut wie gar nichts gerettet werden.“

„Das war also gerade damals?“ fragte der Beamte, der sichtlich mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Ja, von dem Brande habe ich natürlich oft erzählen hören.“

Ein entfernter Verwandter von mir hatte sich bei der Gelegenheit den Tod geholt, da er sich allzu eifrig an den Rettungsversuchen betheiligte."

"Der Sohn des Kaufmanns Blohne," bestätigte Grossmann. "Der arme junge Mensch suchte in seinem Eifer noch allerlei aus den Dokumentenschränken zu retten, und während er die Papiere aus dem Fenster warf, traf ihn ein brennender Balken."

"Jawohl, der arme Schelm!" bemerkte der Amtsrichter bedauernd; "ich weiß noch sehr wohl aus den Erzählungen meines Vaters, wie untröstlich die Eltern damals gewesen waren."

"Der Herr Amtsrichter werden auch wissen, welche entsetzliche Verwirrung dieser Brand des Eppenburger Amtsgerichtes damals in allen möglichen Rechtsverhältnissen anrichtete. Vorzüglich Erbschaftsprozesse gab es die Hülle und Fülle, und zwar vorzüglich deswegen, weil sämtliche Grundbücher in Flammen aufgegangen waren."

"Um, ja, das begreift sich!" meinte der Amtsrichter, "aber um auf den vorliegenden Fall zurück zu kommen, wenn denn also Wittkopp an dem bewußten Tage mit der beabsichtigten Eintragung nicht zum Ziele gelangte, weshalb hätte er sie dann nicht gleich nachdem das neue Grundbuch angelegt war, vornehmen lassen? Er ist doch nicht etwa darüber weggestorben?"

"Er nicht, Herr Amtsrichter, aber ein Anderer, dem zunächst diese Eintragung zu Gute gekommen wäre, starb. Etwa eine Woche nach dem Brande ward des Wittkoppsbauern ältester Sohn, dem nach des Vaters Tode die Stelle

zugekommen wäre, von einem Pferde vor die Brust geschlagen und drei Tage darauf war der hübsche, kräftige Mensch eine Leiche. Nun blieb den Eltern nur noch ein Sohn — eben der Vater meines Schwiegersohnes — und dem fiel ja nun so wie so die Stelle sammt allem Zubehör zu. Es ist ja möglich, daß der Alte, der nach dem Verluste seines Lieblingssohnes ganz schwermüthig wurde, ihm niemals mitgetheilt hat, daß damals die Eintragung in die Stelle nicht zu Stande gekommen war; genug, nachgeholt worden ist sie in dem neuen Grundbuche nicht. Ich habe mir aus dem letzteren diesen Extrakt geben lassen; die Stelle ist ohne Bezeichnung der einzelnen Theile zu den Gefällen angesetzt, die Grundsteuer aber ist, so viel wenigstens ich beurtheilen kann, im Verhältniß zu der Größe des Wittkoppshofes und der Bonität seiner Ländereien außerordentlich niedrig bemessen, so daß es auf der Hand liegt, es habe bei ihrer Festsetzung die alte Abschätzung, bei der also die höchst werthvollen Marschwiesen noch nicht mit in's Spiel kamen, zu Grunde gelegen. Das erklärt sich ja nun ganz wohl aus der Eile, mit der damals diese ganze Neuarbeit vorgenommen werden mußte. Der Herr Amtsrichter werden wissen, daß dergleichen Irrthümer und Unrichtigkeiten in Menge vorgekommen sind, und daß eben darum die Regierung schon seit längerer Zeit beabsichtigt, eine vollständige Revision der Grundbücher vornehmen zu lassen."

Das war richtig, und der Beamte bestätigte diese Thatsache durch ein Kopfnicken. Ueberhaupt war die ganze Darlegung so klar und trug so unverkennbar das Gepräge der Wahrheit, daß er sofort einsah, er werde von der Sache

Notiz nehmen müssen. „Es wird demnach möglicher Weise Ihnen der Eid zugeschoben werden müssen, Grollmann,“ bemerkte er nach einer Pause des Nachdenkens.

„Ganz wohl, Herr Amtsrichter. Uebrigens würde diesen Eid nicht ich allein zu leisten haben. Es ist noch ein zweiter Zeuge da, der zu jener Zeit den Verhandlungen zwischen dem Justizrath und dem alten Wittkopp gleichfalls beiwohnte.“

„So? Ein zweiter Zeuge?“ fragte der Beamte angelegentlich. „Wer wäre das?“

„Der jetzige Receptor Reiche in W., Herr Amtsrichter. Derselbe arbeitete damals gleich mir auf dem Eppenburger Amte, und erinnert sich des Vorfalles noch ganz genau, wie ich vor ganz wenig Tagen aus seinem eigenen Munde gehört habe.“

Der Genannte war dem Beamten als in Mann von tadelloser Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit bekannt. Grollmann's Aussagen gewannen unendlich an Gewicht, wenn sie durch diejenigen Reiche's bestätigt wurden. „Es ist mir das Eine auffallend,“ bemerkte der Amtsrichter, der nachdenklich das Kinn auf die Hand gestützt hatte, „daß ihnen Beiden ein so unbedeutender Vorfall, wie er sich ja täglich ereignen kann, so treu im Gedächtniß geblieben ist, daß Sie sich seiner nach all diesen langen Jahren noch erinnern.“

„Der Herr Amtsrichter müssen bedenken, daß gerade in derselben Nacht der Brand sich ereignete, und daß daher Alles, was sich unmittelbar vor demselben zugetragen hatte, natürlich ganz besonders eingehend erörtert und besprochen wurde. Und sodann,“ es flog ein Lächeln über Grollmann's

Gesicht, „es war an jenem selben Tage Markt in Eppenburg; Reiche und ich hatten mit verschiedenen Freunden den Besuch eines Lokals, in dem eine Sängergesellschaft Vorträge hielt, verabredet. Was war uns da erwünschter, als daß unser Chef die Erledigung der Wittkopp'schen Angelegenheit verschob und wir gehen konnten, wohin wir Lust hatten?“

Das war wiederum so einfach und einleuchtend, daß jeder Einwand davor verstummte. Ott, der bis dahin sich völlig schweigend verhalten hatte, nahm nun das Wort.

„Sie werden es mir darnach nicht verdenken, Herr Amtsrichter, wenn ich auf solche Aussagen hin meine Ansprüche geltend mache und von den Marschwiesen oder deren Werth die volle Hälfte verlange.“

Der Beamte räusperte sich. „Verdenken, mein lieber Herr Wittkopp, nein, verdenken thue ich Ihnen das sicherlich nicht. Es ist ja eben nur durchaus natürlich, daß Jeder das zu haben wünscht, was ihm von Rechtswegen zukommt. Aber hoffentlich wird sich das ja auf dem Wege gütlichen Vergleichs machen lassen.“

„Dann kennen Sie meinen Bruder schlecht!“ gab Ott zur Antwort. „Der wird sich eher von Haus und Hof herunterprozeffiren, als daß er mir gutwillig den streitigen Besitz herausgibt.“

Der Amtsrichter wiegte wie mißbilligend und bedauernd zugleich den Kopf hin und her. „Schlimm, schlimm, wenn es so hart hergeht um Mein und Dein! Ich kenne Ihren Bruder wenig, aber doch denke ich mir, ein gutes Wort wird eine gute Statt bei ihm finden.“



„Ich gebe kein gutes Wort und er nimmt keins,“ bemerkte Ott herbe.

Der Beamte dachte einen Augenblick nach. „Ich komme in nächster Zeit, möglich schon in den allernächsten Tagen, in die Gegend des Wittkoppshofes und möchte dann selbst einmal Rücksprache mit Ihrem Bruder nehmen. Bis dahin wenigstens thun Sie keine weiteren Schritte. Ich habe Ihren braven Vater gekannt und möchte, was an mir ist, so gern verhindern, daß seine Söhne einander so feindlich gegenüberreten.“

Ott zuckte die Achseln. „Helfen wird's nichts, das sage ich Ihnen im Voraus.“ Großmann aber bemerkte in seiner unzerstörbaren Ruhe und Freundlichkeit: „Wenn der Herr Amtsrichter einen Versuch zum gütlichen Ausgleich machen will, Ott, so ist das ja sehr schön und dankenswerth und die Sache kommt, wenn der Versuch glückt, desto schneller zu Ende. Der Rechtsweg steht Dir jederzeit noch offen, dem wird damit kein Kiegel vorgeschoben.“

Ott machte wenigstens keine Einwände mehr, aber auf seinem Gesicht war deutlich zu lesen, daß er das Vorhaben des Beamten für ein gänzlich Verfehltes halte.

---

Es hätte nicht leicht ein unglücklicherer Tag zu einem Ausgleichsversuche gewählt werden können, als derjenige war, an welchem der Amtsrichter den Wittkoppshof betrat. Am Morgen war der junge Bauer durch eine seltsame, unglaubliche Botschaft hinausbeschieden in den Eichenkamp. Dann war er wieder in das Haus zurückgekehrt, leichenblaß mit einem Gesicht, welches den Mägden, die auf dem Flur beschäftigt

waren, fast Furcht einflößte, und hatte die Mutter gebeten, ein Tuch umzunehmen und auf einen Augenblick mit ihm hinaus in's Freie zu kommen. Die alte Frau fragte erschrocken, ob es ein Unglück gegeben habe? Er aber antwortete nicht, sondern deutete nur stumm mit der Hand auf den Eichenkamp. Ihr Auge freilich vermochte dort nichts Besonderes zu entdecken, doch folgte sie dem hastig vorausschreitenden Sohne, so rasch es ihre Kräfte erlaubten. Ungefähr in der Mitte des Gehölzes war ein ziemlich großer runder Platz, mit einer Birkenbank und einem einfachen Holztische versehen. Gerade hier standen im Kreise die größten und schönsten Eichen, weithin für die Umgegend zum Wahrzeichen dienend. Rings um die Stämme herum zeigte sich der Boden mit Spänen, wie sie beim Holzschlagen abfallen, bedeckt, und bei näherer Untersuchung gewahrte das Auge, daß um jeden der schönen Stämme sich eine breite weiße Kerbe zog. Eine rucklose Hand hatte rund herum die Rinde abgeschält und damit waren die prächtigen Bäume unrettbar dem Tode verfallen. Noch trugen ihre Kronen zum größten Theil den Laubschmuck, in dem jetzt melancholisch der Herbstwind rauschte, als klage er, daß der Frühling diesen Wipfeln nie wieder ein grünes Blatt entlocken werde.

Die Greisin faltete in stummem Schrecken die Hände. Mein Gott, was hatten sie denn für Feinde, daß ihnen ein solches Herzleid angethan werden konnte? Die Bewohner des Wittkopphofes hatten doch sonst immer mit aller Welt in gutem Frieden gelebt. Georg aber wies auf den ihm zunächst befindlichen geschändeten Baum und sagte, sich zu

der Mutter neigend, mit starker Stimme: „Ott!“ dann wiederum auf den zweiten deutend: „Ott!“ und so noch drei- oder viermal, bis die Mutter ihn mit einem Aufschrei unterbrach: „Nein, das ist nicht! Das kann nicht sein! Georg, sag' so etwas nicht wieder, wenn Du nicht willst, daß mir das Herz brechen soll!“

„Es ist aber so, Mutter!“ gab er, noch immer an allen Gliedern vor Zorn bebend, zurück. „Wilhelm hat ihn gestern Abend mit Dunkelwerden hier im Eichenkamp gesehen. Er hat eine Rache an mir ausüben wollen, weil ich ihm unverhohlen gezeigt habe, was ich von seinem schuftigen Schwiegervater halte.“

„Entweder lügt Wilhelm, oder Ott war in ganz anderer Absicht hier, als um auf seines Vaters Grund und Boden Baumfrevel zu vollführen,“ sagte die Mutter, sich hoch aufrichtend, mit zitternder Stimme und doch so entschieden, wie Georg sie selten oder nie hatte sprechen hören. Unter der schwarzen Wittwenhaube hervor quoll das graue Haar und der scharfe Wind zerzauste dasselbe, daß es in Strähnen um das bleiche Gesicht flatterte. Der Anblick erschütterte ihn. „Wir wollen nicht mehr davon sprechen, Mutter,“ lenkte er ein, „ich will suchen, es hinunter zu schlucken.“

Die alte Frau ging, ohne weiter ein Wort zu sprechen, gesenkten Hauptes dem Hause wieder zu. Mit einem Gemisch der widerstreitendsten Empfindungen folgte ihr Georg. Der Zorn über die frevelhafte That kämpfte in ihm mit einer Art von Reue über die rücksichtslose Art, mit welcher er dieselbe zur Kenntniß der Mutter gebracht. Daß aber Ott und kein Anderer es gewesen, der die That verübt,

das zu bezweifeln kam ihm nicht in den Sinn. In dieser Stimmung traf ihn der Amtsrichter, der voll der besten Hoffnung, ein Friedenswerk stiften zu können, den Hof betreten hatte, zu seinem Bedauern aber alsbald erkennen mußte, daß hier jeder Versuch zu Ausgleich und Verständigung scheiterte. „Durch das, was so ein Schuft wie Grollmann zu seines Schwiegersohnes Vortheil aus sage,“ erklärte Georg, „lasse er sich nicht in's Bockshorn jagen.“ — Vergebens stellte der Beamte ihm vor, daß die Sache eine große innere Wahrscheinlichkeit besitze, daß ein zweiter Zeuge bereit sei, die Grollmann'sche Aussage in allen Theilen zu erhärten, und daß allem Anscheine nach das Gericht kein anderes Urtheil fällen könne, daß der Beweis der Einverleibung der Marschwiesen in den Komplex der Stelle erbracht werden müsse. Wie schwer es aber sei, diesen Beweis zu führen, das müsse er sich selber sagen.

„Wenn mir von Gerichtswegen mein Eigenthum ab-erkannt wird, so kann ich ja freilich nichts dagegen machen,“ beharrte Georg; „freiwillig gebe ich's nicht heraus.“ Dem Amtsrichter blieb am Ende nichts übrig, als sich unverrichteter Sache wieder zu verabschieden. Eine solche Halsstarrigkeit, meinte er tief verstimmt bei sich selber, sei ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen.

So oft Georg im Laufe des Tages das Wohnzimmer betrat, fand er seine Mutter mit gefalteten Händen trübe vor sich hinstarrend auf ihrem Plaze sitzen. Mehrere Male hörte er sie leise vor sich hin sagen: „Wenn doch Adelheid da wäre!“ Adelheid war nämlich am Morgen zur Stadt gefahren, um allerlei Einkäufe, die für den

Winter dringend nothwendig waren, zu machen, und wurde erst am folgenden Tage zurück erwartet. Georg selbst ertappte sich bald einmal über das andere auf dem gleichen Wunsche: „Wenn doch Adelheid da wäre!“ Es bangte ihm seltsam um die Mutter und doch konnte er das Wort nicht sprechen, das einzig und allein vermocht hätte, sie zu beruhigen, er konnte nicht erklären, daß er Ott für unschuldig halte. Unruhig wanderte er durch Haus und Stall, durch Hof und Garten; immer, wenn er in der Zwischenzeit wieder in die Wohnstube blickte, saß die kummergebeugte Gestalt unverändert auf ihrem Plaze, ruhten die sonst so fleißigen Hände in ihrem Schoße. Er hatte eigentlich vorgehabt, am Nachmittage über Land zu gehen, um einen Viehkauf abzuschließen. Nun aber war es ihm nicht möglich, die Mutter allein zu lassen. Ein paar Mal bemerkte er, daß auch Vine sich im Wohnzimmer zu thun machte und dann sorgliche Blicke auf die alte Frau warf. „Du könntest vielleicht Dein Strickzeug oder Spinnrad mit hinein nehmen und Dich zu Mutter setzen, Vine,“ bemerkte er mit gedämpfter Stimme; „es will mir nicht gefallen, daß sie so lange allein sitzt.“ Dem Mädchen schienen diese Worte aus der Seele gesprochen, denn sie erwiderte unverzüglich: „Ja, Herr, das habe ich auch schon gedacht; die Frau kommt mir so verstimmt vor, ich weiß nicht, was mit ihr ist.“ Wie tief diese einfache Bemerkung ihn traf, ahnte sie nicht.

Die Stunden schlichen langsam und träge dahin; so bleiern war ihr Gang Georg noch niemals erschienen. Einmal kam ihm der Wunsch, Ott möchte zur Stelle sein.

Er hätte ihn dann geradezu fragen wollen, ob er wirklich in so unverantwortlicher Weise sich vergessen habe; und dann — ja dann hätte er ihm vielleicht verzeihen können. — Verzeihen? ein so ruchloses Beginnen? Ja, wenn er die Mutter ansah, dann konnte er's, so viel wußte er plötzlich mit aller Gewißheit. — In der Nacht stand er mehrmals auf und horchte an der Mutter Kammertüre, doch konnte er nicht mit Sicherheit entscheiden, ob sie schlafe oder nicht, und einzutreten wagte er nicht, aus Furcht, sie zu stören. Auch der folgende Morgen brachte kaum eine nennenswerthe Veränderung bei der alten Frau. Wie eine Erlösung war es Georg, als endlich am Spätnachmittage der Wagen, der Abelheid zurückbrachte, vor dem Hause hielt. „Gott Lob, daß Du da bist!“ äußerte er, indem er sich eifrig bemühte, das nasse Schuhleder des Halbverdecks aufzuknöpfen.

„Ist etwas vorgefallen?“ fragte sie erschrocken.

„O, wie Du's nehmen willst,“ entgegnete er ungewöhnlich gedrückt. „Mutter ist ein bißchen herunter, es war — komm, ich will Dir Alles erzählen.“ Er öffnete die Thüre des Seitenstübchens und berichtete von dem Vorgange des gestrigen Morgens, den sich die Mutter so ganz ungewöhnlich zu Herzen genommen habe.

Abelheid schlug die Hände zusammen bei seiner Erzählung. „Und das konntest Du glauben von Ott? Eine solche Gemeinheit konntest Du ihm zutrauen? O, Georg, Georg, das macht Dir selbst wahrhaftig wenig Ehre!“

„Es stimmt aber Alles zu genau,“ nahm er unruhig wieder das Wort, „Wilhelm hat ja Ott am Abend vorher im Eichenkamp erblickt.“

„Wilhelm ist ein Windbeutel und hat schon Manches verkehrt gehört und gesehen. Aber wenn Ott auch zehnmal da war, die Bäume abgeschält hat er nicht!“

„Und wer hätte es dann gethan?“ fragte er, die Achseln zuckend, dagegen.

„Ich glaube, ich kann Dir's beantworten, es trifft sich merkwürdig genug. Gerade als wir aus der Stadt herausfuhren, sah ich in der Nähe des Thores vor der Schenke zum ‚weißen Lamm‘ einen Menschen stehen, der mir bekannt vorkam. Ich wandte mich noch einmal nach ihm um, und da sah ich, daß ich mich nicht an ihm geirrt, es war der Peter Abels, der bis vor dreiviertel Jahren bei uns diente, und den damals Dein Vater auf Deine Veranlassung wegen Trunksucht und Faulheit vom Hofe jagte.“

„Der?“ fragte Georg betroffen. „Ist der Spizbube wieder hier in der Gegend? Dann, ja dann, Adelheid, könnte es sein, daß Du Recht hättest.“

„Er hat sich immer vermessen, er wolle Dir noch einmal einen Lort anthun, an den Du Dein Leben lang denken solltest. Und nun hast Du Deinen eigenen Bruder in Verdacht um solch ein Bubenstück! O, Georg, es nimmt mich wahrhaftig nicht Wunder, wenn so etwas Deiner Mutter zu Herzen geht! Ich will jetzt nur gleich zu ihr und ihr die Last von der Seele nehmen.“

Nachdem sie gegangen war, blieb Georg noch längere Zeit allein und schritt in tiefen Gedanken im Zimmer auf und ab. Endlich mußte er zu einem Entschlusse gekommen sein, denn er blieb stehen, athmete auf, wie einer, der mit sich selbst im Reinen ist, und schritt dann hinüber zur

Wohnstube. Der erste Blick auf seine Mutter belehrte ihn, daß es in ihrem Herzen wieder hell geworden war. Sie streckte ihm die Hand entgegen und sagte freundlich: „Komm, Georg, es ist Alles wieder gut. Ich weiß, Du glaubst jetzt auch nicht mehr, daß Dein Bruder so schlecht hätte sein können.“ Er drückte ihr warm die Hand und sah ihr freundlich in die Augen. Es rührte ihn, daß sie so gar kein Wort, nicht einmal mehr einen Gedanken des Vorwurfs für ihn selbst hatte, sondern sich nur der Freude hingab, daß Ott gerechtfertigt war.

Als sie nach einer Weile einmal das Zimmer verließ, sagte er: „Abelheid, ich habe jetzt so recht gesehen, wie schrecklich es Mutter kränkt, daß wir Beide nicht besser mit einander stehen, und Einer dem Anderen Schlimmes zutraut. Mein Trost ist nur, daß Ott, wäre er an meiner Stelle gewesen, auf mich ganz den nämlichen Verdacht geworfen hätte, aber einerlei, ich hab' ihm doch nun Unrecht gethan, und vor allen Dingen, ich habe mir schwere Vorwürfe zu machen gehabt, daß ich Mutter nicht besser geschont und ihr so bitteres Herzeleid gemacht habe. Die Unruhe und Beklommenheit, die ich dafür seit gestern ausgestanden habe, vergesse ich mein ganzes Leben hindurch nicht wieder. Und darum bin ich nun zu dem Entschlusse gekommen, zu dem mich sonst wohl kaum irgend etwas auf der Welt gebracht hätte.“ Er setzte ihr nun kurz aus einander, was es mit den Marschwiesen für eine Bewandniß habe, und wie er es dem Amtsrichter rundweg abgeschlagen, sich auf einen Vergleich einzulassen. „Jetzt aber,“ schloß er, „mögen die Wiesen abgeschätzt werden und Ott erhält



dann die Hälfte des Werthes herausgezahlt. Denn so viel habe ich gesehen, käme es zu einem Prozeß zwischen uns, es könnte der Mutter Tod sein.“

„Das lohne Dir Gott, Georg!“ entgegnete Adelheid, ihm ihre Hand hinreichend. „Und hoffentlich wird ja Ott Dir dies Entgegenkommen hoch anrechnen und nun an seinem Theile auch Alles thun, damit Friede zwischen euch wird.“

„Wer weiß,“ entgegnete er gedankenvoll, „es ist vielleicht doch schon zu weit zwischen uns gekommen!“

Hatte er vielleicht in einer Vorahnung gesprochen? Wilhelm, der Knecht, hatte nicht reinen Mund gehalten über den Verdacht, den der Herr auf seinen Bruder geworfen; durch gefällige Zwischenträger war dann Ott von demselben unterrichtet worden. Er raste fast, als er erfuhr, wessen Georg ihn fähig gehalten. „Und wenn er mir zutraute, daß ich im Zorn einen Menschen umbringen könnte, ich würde es ihm verzeihen. Aber daß er mich nicht zu gut hält zu solch einem feigen, gemeinen Bubenstück, das werd' ich ihm nimmer und nimmer vergessen!“

Jede Brücke zur Verständigung war damit vor der Hand abgebrochen. Ott erklärte, daß er in Bezug auf die Ordnung der Erbschaftsangelegenheit sich auf keinerlei persönliche Verhandlungen mit Georg mehr einlassen werde, und ernannte einen Rechtsanwalt zu seinem Bevollmächtigten, damit derselbe seine Ansprüche „durchsetzen“ solle, wie er sich ausdrückte. Den Wittkoppshof betrat er nur, wenn er bestimmt wußte, daß Georg abwesend war. „Wäre es nicht um Mutter,“ äußerte er gegen Jeden, der es hören wollte, „zehn Pferde brächten mich nicht auf den Hof hinauf!“

„Ott, Ott!“ warnte Adelsheid einmal, „soll denn nun das Zerwürfniß zwischen Dir und Georg ganz und gar unheilbar werden?“

„Seine Schuld!“ entgegnete er heftig, „einzig und allein seine! Wenn ein Mensch so gereizt wird, wie ich es worden bin, dann fällt alle Verantwortlichkeit von ihm ab.“

„Und Deine Mutter?“ fragte sie traurig.

„Mutter behellige ich ja mit all den Geschichten nicht.“

„Meinst Du denn, daß sie nicht merkt, wie es zwischen euch Beiden steht?“

„Dafür mach' Georg verantwortlich. Zwiebeln trägt man hin, Knoblauch bringt man wieder — so hat er's gehalten und so halte ich es fortan auch.“

Tief bekümmert sah sie ihm nach, als er gegangen war. War das noch der fröhliche, leichtherzige, gutmüthige Ott von ehemals? Hatte nur der Zwist mit dem Bruder ihn so umgewandelt, oder waren es auch noch andere Einflüsse, die so verhängnißvoll auf ihn einwirkten? War Hermine die geeignete Persönlichkeit, sein reizbares Temperament zu sämftigen und seine Verbitterung abzumildern? Sie konnte eine Antwort auf alle diese Fragen nicht finden; oder vielmehr es klang fortwährend ein unerbittliches „Nein“ in ihrem Inneren, aber sie überredete sich fast gewaltsam, es möge doch vielleicht diese Antwort nicht die endgiltige und allein richtige sein. —

Zu Ende des Novembers fand Ott's Hochzeit statt, und zwar in dem ersten Gasthause von Westendorf, da die Räume des Grollmann'schen Hauses zu klein waren, als

daß sie alle die geladenen Gäste hätten fassen können. Vom Wittkoppschofe war nur Adelsheid erschienen. Die Mutter hatte nur mit der äußersten Mühe überzeugt werden können, daß es für sie eine Unmöglichkeit sei, dem Ehrentage ihres Ott beizuwohnen. Sie war aber wenige Tage zuvor von einem so starken Gichtanfalle heimgesucht worden, daß der Arzt ein entschiedenes Verbot einlegte, sowohl gegen die Fahrt an sich wie auch gegen die Erregung, welche die Festlichkeit ja nothwendig bei der alten Frau hervorrufen mußte. Georg endlich hatte eine mehrtägige Reise angetreten und es unbestimmt gelassen, ob er rechtzeitig zurückkehren werde. Es war ihm so unzweifelhaft klar, Ott wünsche nichts sehnlicher, als daß er bei dem Feste fehlen möge, daß er es am gerathensten hielt, einen derartigen Ausweg zu treffen. Natürlich glaubte man allgemein das Richtige zu treffen, wenn man ohne Weiteres annahm, der ältere Bruder habe sich nicht überwinden können, bei der Hochzeitsfeier zu erscheinen. Adelsheid war die Einzige, die den wirklichen Sachverhalt kannte, die davon wußte, daß Georg jetzt nahezu bereit gewesen wäre, die Hand zur Versöhnung zu bieten, daß aber Ott sich störriger und abweisender verhielt als je.

Die Feier selbst verlief nicht eben erquicklich. Zwar hatte der Brautvater an der Bewirthung der zahlreichen Gäste nichts gespart; auch bemühte er selbst sich nach allen Seiten hin die Unterhaltung recht in Schwung zu bringen, indem er lauter äußerst spaßhafte Anekdoten erzählte. Trotzdem blieb aber doch die Stimmung eine frostige. Vielleicht trug dazu nicht am wenigsten der Umstand bei, daß Ott

selbst so gar wenig den Eindruck eines glücklichen Bräutigams machte. Sein Gesicht war sehr bleich und sein Ja bei der Trauung klang so seltsam hohl, daß es allgemein befremdete. Nur die Braut schien sonderbarer Weise von alledem nichts zu bemerken. Sie blickte sehr strahlend und siegesgewiß um sich und neckte über Tische „ihren Mann“, wie sie ihn sofort ohne alle Verlegenheit nannte, daß er der Bewirkung so wenig Gerechtigkeit zu Theil werden lasse.

Als Adelhaid, die es abgelehnt hatte, in Westendorf zu bleiben, spät am Abend allein nach Hause fuhr, konnte sie es nicht hindern, daß Thräne um Thräne ihre Wange herabschlich. Der Wagen schwankte auf den schlechten Wegen, der Novemberregen schlug prasselnd gegen das Lederverdeck der Halbchaise, und sie gedachte daran, wen sie dereinst im Geiste mit dem Myrtenkranz im Haar an Ott's Seite erblickt . . .

Der Winter ging auf dem Wittkoppshofe einförmig, aber doch nicht unerfreulich hin. Der Mutter, die sich von ihrem Krankheitsanfälle ziemlich rasch erholt hatte, schien doch ein Theil ihrer früheren Gemüthsruhe und Heiterkeit wiedergekommen zu sein, namentlich nachdem die Erbschaftsangelegenheit glücklich geordnet war.

„Mir ist's wie eine Bergeslast vom Herzen,“ äußerte sie an dem Tage, da Georg dem Advokaten die letzte Auszahlung für seinen Bruder geleistet hatte. „Immer hat es so schwer auf mir gelegen, daß über der Erbschaft die Brüder sich vollends entzweien würden. Gott Lob, daß das jetzt abgethan ist! — Nun könnt' ich mich eigentlich zum

Sterben hinlegen; aber nein — einen Wunsch habe ich noch. Wenn der liebe Gott mir den erfüllen wollte, dann — ja dann möchte ich sogar wohl noch eine Weile leben.“

„Ich denke mir, er wird ihn erfüllen, liebe Mutter!“ meinte Adelheid freundlich. Die alte Frau sah sie mit großen Augen an. „Du meinst, Du möchtest noch ein Enkelkind auf dem Schoße halten,“ fuhr Adelheid fort. „Ich glaube sicherlich, die Freude erlebst Du noch.“

Ehe die Mutter noch antworten konnte, ward die Sprecherin durch eine der Mägde abgerufen. Ueber das Gesicht der Greisin flog, nachdem sie gegangen war, ein Lächeln und sie schüttelte leise den Kopf. Nein, der Gedankengang, den Adelheid verfolgte, war der ihre nicht gewesen. Etwas Anderes hatte ihrem Geiste vorgekwebt.

Ott und seine junge Frau erschienen selten auf dem Wittkoppshofe. Wußte Ott es irgend einzurichten, so benutzte er nach wie vor zu solchen Besuchen eine Zeit, in der Georg nicht daheim vermuthet wurde. Trafen sich die beiden Brüder aber dennoch einmal, so gingen sie kühl und fremd an einander vorüber und wechselten nur die unumgänglich nöthigen Worte. Gewöhnlich drängte auch Hermine sehr bald wieder zum Aufbruch. Sie langweilte sich ganz unerkennbar bei der alten Frau und auch zu Adelheid gelangte sie nicht in ein näheres Verhältniß. „Sie ist mir zu ernst und zu steif und zu still,“ äußerte sie einmal Abends beim Nachhausegehen gegen ihren Mann. „Mein Gott, sie ist doch noch jung, aber sie macht den Eindruck, als wenn sie bereits eine alte Jungfer wäre.“

„Das finde ich nicht,“ entgegnete er ruhig, „und andere

Männer scheinen mir auch ganz und gar nicht dieser Meinung zu sein.“

„Wie so?“ fragte sie neugierig, „hat sich vielleicht eine Parthie für sie gefunden?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte er kurz angebunden, „ich weiß nur, daß der Mann glücklich wird, der sie zur Frau bekommt.“

„Ei, Ott, weshalb hast Du sie denn nicht geheirathet?“ fragte sie in dem spöttischen Tone, den sie manchmal anschlagen konnte.

„Ja, weshalb?“ Er lachte kurz und rauh auf und schlug dann plötzlich auf die Pferde, daß die Thiere erschrocken ausgriffen. Donnernd rollte der Wagen über den Steindamm, der nach dem Vorwerk zu führte. In dem hellen Mondlicht des Winterabends gewahrte sie, daß seine Brauen sich dicht zusammengezogen hatten, wie sie es immer thaten, wenn irgend etwas ihn erregte und beschäftigte. Es mochte doch gerathener sein, das Thema für jetzt fallen zu lassen. In der Nacht einmal, als sie aufwachte, sah sie ihn aufrecht in seinem Bette sitzen. Sie wollte ihn fragen, ob ihm etwas fehle, aber die Augen fielen ihr wieder zu und am Morgen hatte sie den kleinen Zwischenfall gänzlich vergessen.

Die rauhe Jahreszeit ging vorüber und der Frühling kam in's Land. Adelsheid hatte sonst immer mit ganz besonderer Freude das Wiederaufleben der Natur begrüßt. Jedes Blümchen im Garten, jeder freudig aufschießende Keim hatte in ihr ein ganz eigenes Wohlgefühl erweckt. Jetzt auf einmal entdeckte sie zu ihrer eigenen Betrübniß, daß es da=

mit anders geworden war. Ob ihr die Fähigkeit, sich so recht von Herzen zu freuen, wohl noch einmal wiederkommen werde? fragte sie sich. Ihre Pflichten erfüllte sie mit der immer gleichen Gewissenhaftigkeit und sie fand ihre Befriedigung im Schaffen; aber die fröhliche Zuversicht, mit der sie sonst jedem Tage entgegengeblickt hatte — wie fernab lag sie ihr jetzt, ja wie unbegreiflich war sie ihr zu Zeiten! Sie hätte Hermine beneiden können um ihre Lebensfreudigkeit; es gab in der Umgegend selten eine Festlichkeit, ein öffentliches Vergnügen, bei dem sie und Ott nicht anwesend gewesen wären. Ott hatte es von jeher geliebt, unter fröhlichen Menschen zu weilen; weshalb hätte er denn dieser Neigung jetzt, wo sie mit derjenigen seiner jungen Frau zusammentraf, nicht nachgeben sollen? Verwunderlich war nur das, daß er, wie gelegentlich berichtet wurde, bei solchen Anlässen meistens so still und ernst darsaß. War denn auch er schon vor der Zeit müde geworden und that er es nur seiner Frau zu Liebe, daß er sich unter fröhliche Menschen mischte? — Gegen den Herbst lebten freilich die Eheleute sehr viel stiller und eingezogener und im Oktober, gerade an demselben Tage, an dem er vor einem Jahre Adelheid seine Verlobung mitgetheilt, brachte Ott die Nachricht auf den Wittkoppshof, daß in der Morgenfrühe ihm ein Söhnchen geboren sei. Er sah bewegt und glücklich aus, glücklicher, so sagte sich Adelheid, als er es das ganze verfllossene Jahr hindurch gethan.

„Der Junge soll mir etwas Tüchtiges lernen,“ meinte er mit jenem Vorausseilen der Gedanken, das allemal jungen Vätern eigen zu sein pflegt. „Landwirth möchte ich ihn

eigentlich nicht gern" werden lassen. Wenn es ihm nicht etwa am besten" — er deutete mit dem Finger auf die Stirn — „fehlt, dann soll er studiren, das ist so mein Lieblingswunsch.“

„Ott, nicht zu weit vorausdenken!“ entfuhr es Adelheid unwillkürlich.

„Ach, laß mich nur!“ entgegnete er mit einem leisen Wiederaufblitzen seines früheren Wesens, „solche Pläne zu machen ist ja die größte Freude, die ich habe.“ Dann aber lachte er herzlich über die vielen kleinen Strümpfe und Säckchen, welche die Mutter vorsorglich für den kleinen Ankömmling hergerichtet hatte. „Was die Frauen doch immer für eine Noth und Eile haben, für Leibes Nahrung und Nothdurft zu sorgen!“ scherzte er. „All dieser kleine Kram hätte ja jetzt erst besorgt zu werden brauchen.“ Und er selbst — Adelheid lächelte insgeheim über diesen ergötlichen Widerspruch — griff mit seinen Gedanken schon voraus in die Univerfitätsjahre seines Neugeborenen!

In den ersten Wochen lauteten die Berichte, die vom Vorwerk einliefen, immer gleichermaßen erfreulich. Der Kleine gedieh prächtig und Ott lebte förmlich auf in der Freude über seinen Jungen. Die Mutter sah mit Ungebuld dem Zeitpunkt entgegen, wo die Witterung günstig genug sein würde, um ihr eine Besuchsfahrt zu ermöglichen, damit sie ihr Enkelkind von Angesicht zu Angesicht sehen könne. Auf einmal aber kamen betäubende Nachrichten. Das Kind war von heftigen Krämpfen befallen worden und man fürchtete sehr für sein zartes Leben. Dann trat eine Zeit der Besserung ein, so daß man frischen Muth zu schöpfen



wagte; plötzlich wiederholten sich jedoch die schlimmen Anfälle in einem weit höheren Grade, als das erste Mal. Tage und Nächte hindurch wick Ott nicht von der kleinen Wiege, in der Pflege sich theilend mit Binens Mutter, der erfahrensten Wärterin an allen Kranken- und Wochenbetten meilenweit in der Runde. Hermine hatte unter lautem Jammern und Schluchzen erklärt, es sei ihr unmöglich, den Anblick der schrecklichen Zuckungen zu ertragen. Ott wandte sich bei diesem Ausbruch mit einem kühlen Achselzucken von ihr ab und machte auch nicht einmal mehr einen Versuch, sie an das Schmerzenslager ihres Kindes zu führen. Einmal in der Nacht, als er mit der alten Wärterin, die vor Zeiten seine eigene Amme gewesen war und ihm stets eine mütterliche Zärtlichkeit bewahrt hatte, an der kleinen Wiege saß, in der für den Augenblick das Kind ziemlich ruhig schlief, hob Jene, mitten aus ihrem Gedankengange heraus, plötzlich an: „Adelheid wäre doch anders gewesen.“

Ott hielt den Athem an. „Wie so?“ fragte er gepreßt, „wie kommst Du darauf, Margarethe?“

„Ich dachte mir immer, aus euch Beiden würde ein Paar,“ entgegnete die Alte, eine Schnuppe von dem Licht entfernend. „Bine hat's auch geglaubt.“

„Sie wollte mich nicht!“ entgegnete er mit einem schwachen Versuch zu scherzen.

„Mach' mir nichts weiß, Ott,“ erklärte sie ganz unumwunden, „sie hat Dich lieb genug gehabt.“

„Wie weißt Du das?“ fragte er, während sein Herz schneller zu pochen begann.

„Na, wenn Du selbst es nicht gemerkt hast, so merkten's

Andere, die die Augen offen hatten. Bine sagt: „So ist's, Mutter, darauf kannst Du Dich verlassen!“

„Was hat Bine denn gesehen oder gemerkt?“ drang er in sie.

„Bine? Ja, die hat einmal in der Nacht, als Du im Garten lange mit ihr gesprochen hattest, Adelheid mit dich verweinten Augen gefunden. Anfangs denkt sie, ihr habt euch gezankt, wie das denn ja auch zwischen Liebesleuten wohl einmal vorkommt. Aber zwei Tage darauf hört sie, daß Du verlobt wärest, und da ist's ihr denn auch einmal klar geworden, warum Adelheid so ganz verwandelt gewesen ist gegen früher, so viel ernster und stiller. Die Leute haben's auf den Tod des Vaters geschoben. Bine sagt aber — das heißt, nur mir hat sie's gesagt, Anderen nicht — ‚ich weiß es besser, den jungen Herrn hat sie lieb gehabt und sie grämt sich um ihn.‘“

Ott erhob sich von seinem Plaze, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und legte dann seine glühend heiße Stirne an die breiten Fensterscheiben. Draußen funkelte der Winterhimmel über der schneebedeckten Erde und in den alten Föhren, die das Haus umstanden, fauste unsäglich melancholisch der scharfe Ostwind. Ihm war so elend, so unbeschreiblich elend zu Muth. Was er in seines Herzens Tiefe sich nie klar zu machen und zu gestehen gewagt, das hatte die alte Schwägerin mit schonungsloser Hand enthüllt und in jedem ferneren Augenblicke seines Lebens würde ihm nun grausam deutlich vor Augen stehen, was er verschertzt hatte. — Aus der Wiege ließ sich ein leiser, wimmernder Ton hören. „Die Krämpfe kommen wieder,“ sagte Mar-

garethhe, „wir müssen ihm von den Tropfen geben, die der Doktor verordnet hat. Sei so gut, Ott, und richte das Kind in die Höhe.“ Er that, wie ihm geheißen ward, aber als er den zuckenden kleinen Körper aufrichtete, war es ihm, als müßte er vergehen vor bitterer Seelenqual.

In der folgenden Nacht starb das Kind. Ott stand wort- und thränenlos neben der kleinen Leiche, während seine Frau sich in den leidenschaftlichsten Schmerzensausbrüchen Luft machte. Er wehrte ihr nicht, aber er hatte auch kein Wort des Trostes für sie. Hatte er überhaupt einen klaren Gedanken, so war es der, daß eben jedes von ihnen fehlen müsse, auf seine eigene Art mit seinem Schmerze fertig zu werden.

Auf dem Wittkoppshofe hatte begreiflicher Weise die Nachricht von dem Hinscheiden des Kindes herzliches Mitgefühl und eine aufrichtige Trauer hervorgerufen; dann aber hatte das Leben wieder seinen gewohnten, ebenmäßigen Verlauf genommen. „Sie sind noch jung,“ tröstete die alt Mutter sich selber, „es kann ihnen noch eine ganze Schaar von Kindern erwachsen. Ich habe meine beiden Aeltesten auch hingeben müssen.“ — Adelheid drückte mit Thränen in den Augen Ott die Hand, als er zum ersten Male das Elternhaus wieder betrat, und diese Thränen galten nicht allein seinem Verlust, sondern fast ebenso sehr seinem veränderten, vergrämten Aussehen. Der schöne, jugendfrische Mann war in der kurzen Zeit um mindestens zehn Jahre gealtert.

„Laß gut sein,“ entgegnete er, als sie sich theilnehmend

nach seinem Befinden erkundigte, „ich komme so durch die Zeit. Wenn ich nur erst wieder schlafen könnte. Aber die Nächte, die Nächte!“

Sie bat ihn, er möge doch einmal mit dem Arzte sprechen; er aber schüttelte den Kopf: „Für das, was mich quält, ist kein Apothekerskraut gewachsen.“ Im Uebrigen war er weich und zugänglich, wie seit Langem nicht, so daß in Adelheid ein lebhaftes Bedauern aufstieg, daß gerade heute Georg nicht am Plage war. Ein einziges theilnehmendes Wort — und Georg hatte wirklich große Theilnahme für den Verlust des Bruders gehabt — konnte hier möglicher Weise eine Verständigung anbahnen, die immer mehr und mehr aus dem Bereich der Wahrscheinlichkeit zu verschwinden schien. Als sie aber ihr Bedauern über Georgs Abwesenheit nur leise andeutete, trat sofort der eisigkalte Ausdruck, den sie nun schon so gut kannte, wieder auf Otts Gesicht hervor. Mit Georg, erklärte er, habe er überhaupt nichts zu schaffen, und am wenigsten möge er jetzt, wo er ohnedies schwer genug trage, mit ihm zu thun haben. — Er war schon längst fort, aber immer noch konnte sie sein Gesicht nicht wieder vergessen und nicht die Veränderung, die bei der bloßen Nennung von Georgs Namen auf demselben vorgegangen war.

Es kam jedoch ein Tag — etwa ein Vierteljahr mochte inzwischen verflossen sein — an dem diese Veränderung in noch viel erschreckenderer Weise sich bemerkbar machte, ein Tag, an dem Ott plötzlich wie aus der Erde gewachsen vor ihr stand, als sie gegen Abend von einem Gange in's Dorf heimkehrte. „Ich wußte, Adelheid,“ hob er ohne weitere

Einleitung und Erklärung an, „daß Du dieses Weges kommen würdest, und darum wartete ich auf Dich, denn ich mußte endlich eine Gelegenheit haben, Dich zu sprechen.“ Er sah so seltsam, so wild aus bei diesen Worten, daß sie tödtlich erschrocken ausrief: „Aber um Gottes willen, was ist denn geschehen?“

„Das frag' ich Dich!“ gab er zurück. „Ich muß wissen, ob etwas an dem ist, was die Leute sagen: bist Du verlobt mit Georg? Sag' mir die Wahrheit, ja oder nein?“

„Nein!“ erwiderte sie, noch immer in maßlosem Erstaunen, „wie kommst Du darauf?“

„Ich sage Dir ja, die Leute behaupten es,“ entgegnete er ungeduldig. „Natürlich glaube ich Deinem Nein; aber wenn Du es heute auch noch aussprechen kannst, wird es morgen oder übermorgen, oder in acht, vierzehn Tagen gleichfalls noch seine Gültigkeit haben?“

„Ich weiß nicht, wie Du dazu kommst, mich so auszufragen,“ bemerkte sie, tiefinnerlichst verletzt. „Es hat Dir Niemand ein Recht zu solchem Auftreten gegeben.“

„Sei gut gegen mich, Adelheid, ich bitte Dich, nur heute sei nicht hart. Nein, ich will's ja gestehen, ein Recht habe ich nicht, Auskunft von Dir zu verlangen, ich flehe Dich nur an, sag' mir, wie es zwischen euch Beiden steht.“

„Es steht einfach so,“ erwiderte sie fest, „daß ich noch nie, hörst Du? noch nie an die Möglichkeit gedacht habe, ich könne jemals Georgs Frau werden.“

„Gott sei Dank!“ sagte Ott, tief aufathmend.

„Und ebensowenig,“ fuhr Adelheid in gleichem Tone fort, „wird auch in Georg je solch ein Gedanke aufgestiegen sein.“

Ott zuckte verächtlich die Achseln. „Das gilt mir ganz gleich, nach Georg frage ich überhaupt nicht, nur nach Dir. Verlobtest Du Dich mit irgend einem anderen Manne, ich müßte es ja tragen, so gut oder so schlecht es eben ginge, man trägt Manches auf der Welt — und vollends ich muß mir ja sagen, daß ich liege, wie ich mir gebettet habe. Aber das Eine kann ich nicht tragen und will es auch nicht!“

„Führe nicht so vermessene Redensarten, Ott!“ sagte sie zürnend.

„Du magst das nennen, wie Du willst, ich bleibe doch dabei! Ich will's nicht tragen, das nicht! Denn, Adelheid“ — er trat dicht an sie heran und sprach mit einem Male ganz ruhig und leidenschaftslos — „an dem Tage, wo ich erfahre, daß Du Georg's Braut bist, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf, so wahr ein Gott im Himmel lebt!“

„Kenne Gott nicht!“ rief sie schauernd. „Wenn Du an einen Gott glaubtest, so würdest Du nicht so ruchlos denken und sprechen.“

„Jawohl,“ entgegnete er unheimlich ruhig, „es gibt einen Gott, das weiß ich, und womit man sündigt, damit wird man gestraft, das hab' ich ja an mir selber erfahren, als ich — aber wozu das jetzt? Du sagst mir, es sei Dir nie der Gedanke gekommen, Georg's Frau zu werden; damit weiß ich ja, daß Du ihn nicht lieb hast und folglich darfst und sollst Du ihm nicht angehören.“

„Ott, ich leid' es nicht, daß Du mein Thun und Lassen mir so vorschreibst,“ brach sie empört aus.

„Ich schreibe Dir nichts vor, verlange auch nichts von Dir, kein Versprechen, gar nichts. Du magst handeln ganz nach Deinem Belieben; aber so steht's: ihm gönne ich Dich nicht; gehörst Du Georg an, dann muß ich aus der Welt!“

„So drohen Prahlhänse und Feiglinge, Ott!“

„Das trifft mich nicht, Kind,“ meinte er beinahe mitleidig, „Du weißt es gut genug, daß ich weder das Eine, noch das Andere bin. Schenke mir Glauben oder schenke mir keinen — es steht bei Dir. Ich hab' Dir nur sagen wollen, wessen Du Dich zu versehen hast. Und nun hab' ich weiter nichts hinzuzusetzen.“

Er bot ihr nicht die Hand zum Abschied — vielleicht ahnte er, daß sie dieselbe nicht genommen haben würde — sondern wandte sich nur kurz um und schlug den Weg durch die Felber ein, während sie dem Eichenkampe zuschritt. Jetzt erst fühlte sie, daß ihre Knie unter ihr zitterten von der gewaltigen Erregung, welche die unheimliche Scene in ihr hervorgerufen. Ein Grauen überfiel sie, wenn sie an Otts leidenschaftliches, haßerfülltes Gesicht dachte. Und er war doch sonst ein so gutmüthiger, harmloser Mensch gewesen! Sie mußte sich niedersetzen auf die Bank, die am Ende des Eichenkampe stand, und hätte weinen mögen vor bitterem Weh. Die Welt lag so friedlich da im Abendroth des milden Frühlingstages, von den noch blätterlosen Wipfeln der hohen Eichen schnarrten die Staare so fröhlich ihr Lied herab — Alles, Alles war so geeignet, zur Milde und Versöhnung zu stimmen — und hier in ihrer nächsten Nähe, unter Menschen, die durch die Bande des Blutes

auf's Engste mit einander verbunden waren, herrschte so bitterer Unfriede! Zwar die schlimmste, schrecklichste Folge dieses Unfriedens für den Augenblick abzuwenden, das stand in ihrer Macht; aber der Wurm selbst blieb doch am Leben und fraß weiter und weiter.

Als sie nach einer geraumen Weile endlich nach Hause zurückkehrte, stand Georg in der Seitenthüre und schien nach ihr auszuspähen. Es durchzuckte sie seltsam, als sie ihn erblickte. Georg war nie schön gewesen; sein Aeußeres hatte gegen das seines Bruders immer im Nachtheile gestanden, aber jetzt machte dies ruhig-ernste Gesicht, aus dessen etwas tiefliegenden Augen ein so freundlicher Strahl leuchtete, einen so wohlthuenden und vertrauenerweckenden Eindruck, daß es Adelsheid plötzlich mit einem Stich durch's Herz fuhr. Es war die reine, lautere Wahrheit, daß sie nie mit einem Gedanken die Möglichkeit berührt hatte, sie könne jemals sein Weib werden; und nun mit einem Male durchzuckte sie das Gefühl, daß es sich gut an seiner Seite müßte leben lassen. Und wie das Auge, wenn seine Sehkraft angespannt wird, plötzlich alle Dinge umher schärfer und klarer erfahrt, so ging an diesem nämlichen Abend noch eine Erkenntniß in ihr auf: auch in Georgs Herzen regte sich etwas Anderes für sie, als bloße brüderliche Zuneigung. Eine ungeheure Angst überkam sie; das konnte, das durfte nicht sein! Zwischen ihr und ihm stand nun und für immer Otts drohende Gestalt. Und hatte sie auch ihm gegenüber sich den Anschein gegeben, als halte sie seine Worte für leere Drohung — sie wußte doch gut genug, daß er sie wahr machen werde, wußte unumstößlich gewiß:



an eben dem nämlichen Tage, wo Ott erfuhr, was er nicht überleben wollte, würde man ihn finden mit zer-  
schmettertem Schädel . . .

Die Lampe war angezündet im Wohnzimmer und Georg setzte sich, wie er am Abend jetzt meistens that, mit einem Buche ihr gegenüber, um ihr vorzulesen. Die Mutter verstand natürlich von dem Gelesenen nichts, aber doch hatte sie des Besteren erklärt, es sei ihr so behaglich, wenn Georg vorlese, man könne dabei so gut an alle möglichen Dinge denken. Auch Adelheid war sonst gerade diese Stunde die liebste des ganzen Tages; nur heute schlugen die Worte völlig bedeutungslos an ihr Ohr — es war immer nur ein Gedanke, der sie beschäftigte und peinigte. Ihm fielen am Ende ihre Blässe und Schweigsamkeit auf und er fragte, ob ihr etwas fehle?

„Nein,“ entgegnete sie ehrlich, „mir fehlt nichts, es gehen mir nur so allerhand Gedanken durch den Kopf.“

„Mir auch!“ erwiderte er scherzend, „und da wär' es denn vielleicht wohl am besten, wir tauschten sie einmal gegen einander aus. — Ich habe überhaupt schon länger ein Wort an Dich auf dem Herzen,“ fügte er ernster hinzu.

Ihr stockte das Blut in den Adern. Sollte schon jetzt zur Sprache kommen, was sie mit so namenloser Angst erfüllte? Eine Antwort auf seine Aeußerung blieb ihr vorerst erspart, denn die Mutter, deren Hände schon seit einer Weile das Strickzeug bei Seite gelegt hatten, sagte plötzlich: „Kinder, es geht mir solch ein Ziehen und Frösteln durch die Glieder, ich möchte mich zu Bette legen.“

„Mutter, Du wirst uns doch nicht krank werden?“ fragte Georg besorgt.

„Nein,“ entgegnete sie zuversichtlich, „seid ohne Sorgen, Kinder, ich schlafe mich wieder zurecht. Adelheid, Du könntest mir vielleicht eine Tasse Kräuterthee machen, der hat mir bei Erkältungen immer so gut gethan. Morgen früh wache ich ganz frisch und gesund wieder auf.“

„Das gebe Gott!“ äußerte Adelheid leise, indem sie mit tief bekümmertem Miene die Mutter in ihre Schlafkammer geleitete.

„Was meinst Du, soll ich nicht lieber den Doktor holen lassen?“ fragte Georg, als sie nach einer Weile wieder in die Wohnstube zurückkehrte.

„Sie hat sich das soeben entschieden verboten,“ lautete Adelheids in gedrücktem Tone gegebene Antwort. „Gegen ihren ausdrücklichen Willen dürfen wir es nicht thun, das würde sie zu sehr aufregen. Steht es aber morgen früh nicht besser, dann müssen wir auf alle Fälle Hilfe suchen.“

Die Nacht, die Adelheid an der Seite der Kranken verbrachte, verlief schlecht. Es stellten sich Schmerzen und Stiche in der rechten Seite und dazu ein kurzer, trockener Husten ein. Georg hatte schon in aller Frühe einen Boten zum Arzte gesandt mit der dringenden Bitte, so bald als möglich herüberzukommen. Dennoch vergingen wegen der nicht unbedeutenden Entfernung immerhin noch mehrere Stunden, ehe das wohlbekannte Doktorwägelchen auf den Wittkoppshof rollte.

„Gott Loß, daß Sie da sind!“ begrüßte Adelheid den Insassen desselben, „ich bin fast vergangen vor Angst.“

„Ja, wie die Frauen gewöhnlich, wenn Krankheit hereinbricht,“ meinte er scherzend. „Die Angst sieht immer schwarz, da müssen wir Aerzte von vorne herein allemal ein gut Theil in Abzug bringen.“

„Wollte Gott, daß Sie das auch diesmal könnten!“ meinte sie trübe, indem sie dem Freunde — der Doktor hatte sich stets als ein solcher zu ihr gestellt, seit er der Mann ihrer liebsten Freundin, einer Tochter aus dem Neustädter Pastorenhause, geworden war — die Hand reichte.

„Müssen einmal sehen, wie's steht,“ entschied er in seiner knappen Weise und begab sich dann in Adelhheids Begleitung an das Krankenbett. Er examinirte sehr genau und es war merkwürdig, obgleich er gar nicht besonders laut sprach, so verstand doch die Kranke jede seiner Fragen und Bemerkungen und beantwortete dieselben durchaus richtig; es schien auf einmal jede Spur ihres Gehörleidens von ihr genommen zu sein — eine Veränderung, bei der es Adelhheid mit einem ganz eigenen angst- und schmerzvollen Gefühl durchzuckte.

„So!“ äußerte der Doktor endlich, indem er aufstand. „Jetzt wären wir im Reinen. Ich werde Ihnen nun etwas verordnen, was Ihnen hoffentlich Linderung verschaffen wird, Frau Wittkopp.“ Er reichte ihr die Hand und empfahl ihr, sich recht ruhig zu verhalten; im Laufe des Tages werde er noch einmal vorsprechen.

„Wie steht es?“ fragten Georg und Adelhheid wie aus einem Munde, als die Drei sich im Wohnzimmer allein sahen.

„Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Lungenentzündung.“

„dung im Anzuge,“ erklärte der Arzt nach einem Sekundenlangen Erwägen. „Daß eine solche immer und unter allen Umständen eine ernste Sache ist, wissen Sie Beide und ich darf Ihnen in Bezug darauf gar keine Vorspiegelungen machen. Ich hoffe aber bei der kräftigen Konstitution Ihrer Mutter doch, daß sie den Anfall überwinden wird.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, daß Sie uns ganz reinen Wein einschenken,“ sagte Georg bewegt, aber doch ruhig.

„Ich wußte, daß ich es durfte,“ bemerkte der Arzt, Beiden die Hand drückend, „weder Sie noch Adelheid werden den Kopf verlieren, wenn etwa die Sache einen beunruhigenden Charakter annimmt. Einstweilen aber, wie gesagt, lassen Sie uns noch an der Hoffnung festhalten.“

Er verabschiedete sich, nachdem er noch sehr genaue Verhaltensmaßregeln in Bezug auf das, wie mit der Kranken zu verfahren sei, gegeben. —

„Steht es besser?“ fragte Adelheid in athemloser Spannung, als am Abend dieses nämlichen Tages der Doktor seinen zweiten Besuch gemacht. Er sah sie mitleidig an, schüttelte den Kopf und erwiderte: „Nein, nicht besser, Kind, eher schlimmer!“ Sie legte, ohne ein Wort zu äußern, die Hände in einander, während jede Spur von Farbe aus ihren Wangen wich. In diesem Augenblicke wußte sie, daß sie mit jeder Hoffnung abzuschließen habe.

Ein- oder zweimal freilich im Verlaufe der nächsten Tage kehrte noch ein schwacher Schimmer von ihr in die Herzen zurück. Allein es war eben nur ein trügerischer Schein gewesen. Am sechsten Tage nach ihrer Erkrankung

lag die alte Frau still und friedlich aufgebahrt in der besten Stube des Hauses und der „Lader“ oder Leichenbitter mit der langen weißen Schleife am schwarzen Kirchengangsröcke machte im Dorfe die Runde und sagte an, daß es „dem Herrn über Leben und Tod gefallen habe, die Frau Johanne Wilhelmine Wittkopp, geborene Schröder, zu sich heimzurufen in sein himmlisches Reich“. Es folgte das herkömmliche, in diesem Falle aber doch ernst und echt gemeinte Bedauern — denn die alte Frau hatte nie in ihrem Leben einen Feind oder Widersacher gehabt — und meistens auch die Frage: „Wie denn die Angehörigen den Schlag aufnahmen?“

„Georg und Adelheid sind so ziemlich gefaßt,“ meinte dann der „Lader“ mit der auf dem Dorfe vielfach üblichen Vertraulichkeit bei Bezeichnung der Personen. „Nur Ott ist ganz aus einander. Aber vertragen thun sich die beiden Brüder doch nicht, wenn sie auch zusammen an einem Sarge stehen.“

„Man kann's nicht wissen,“ meinte Der und Jener.

„Nein!“ beharrte aber der Lader. „Das thun sie nicht, das weiß ich gewiß.“

„Und was wird nun aus Ihnen?“ fragte am Tage nach dem Begräbnisse der Doktor, der wieder einmal auf dem Wittkoppshofe eingekehrt war und sich, wie wenn er eine längere Unterredung beabsichtige, neben dem jungen Mädchen niedergelassen hatte.

„Ja, was wird aus mir?“ erwiderte sie, ihr kummervolles Gesicht ihm zuwendend, „ich habe all' die Tage her

darüber nachgedacht, eine Antwort bis jetzt aber noch nicht finden können.“

„Bei dem Better bleiben können Sie natürlich nicht,“ hob der Doktor, nachdem er, wie um den rechten Anlauf zu nehmen, sich einige Male energisch geräuspert hatte, wieder an. „Das ginge eben nur unter einer Bedingung.“

Sie blickte ihn fragend an, fühlte aber gleichzeitig schon, daß sie bis in die Schläfen erröthete.

„Es wäre nämlich,“ fuhr er fort, „wenn Sie, was ja die Leute schon lange für ausgemacht erklärt haben, seine Frau würden. — Liebes Kind, sehen Sie nicht so verlegen und bestürzt darein; solch' eine heikle Sache könnte allerdings ein weiblicher Mund jedenfalls besser mit Ihnen verhandeln, aber meine Frau ist augenblicklich durch unser Kleinstes, das uns gestern unpaß wurde, an das Haus gebunden, und da es ihr keine Ruhe läßt, bis sie über Ihr Schicksal im Klaren ist, so hat sie mich abgeordnet mit dem Auftrage, recht offen mit Ihnen zu sprechen. Nun sehen Sie einmal in mir den treuen, väterlichen Freund, der Ihnen nach besten Kräften rathen wird, und scheuen Sie sich nicht, sich rückhaltslos über Ihre Aussichten und Absichten zu äußern.“

„Es wäre auch eine falsche Scham,“ sagte sie fest, „wenn ich gegen Sie, der Sie ja in der That mein treuester und bester Freund sind, nicht offen mit der Sprache heraus wölkte. Nein, Herr Doktor! So werth ich meinen Better hatte — heirathen werde ich ihn nie. Das Warum? bitte, erlassen Sie mir, die Antwort müßte ich Ihnen doch schuldig bleiben.“

Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Die einfache Versicherung genügt vollkommen; aus Neugierde habe ich ja nicht gefragt, das wissen Sie. Nun möchte ich Ihnen aber in meinem und meiner Frau Namen den Vorschlag machen: ziehen Sie zu uns. — Ich nehme nämlich an,“ unterbrach er sich selbst, „daß Sie nach der Häuslichkeit Ihres Vettters Ott kein Verlangen tragen.“

„Nein! o nein!“ rief sie, lebhaft abwehrend, aus. „Aber zu Ihnen, Herr Doktor, komme ich mit tausend Freuden. Auguste ist mir immer eine so liebe Freundin gewesen, und ich wüßte kein Haus, in dem ich vertrauensvoller eine Zuflucht suchte, als in dem Ihren.“

Er faßte ihre Hand und schüttelte sie kräftig. „Damit sollen Sie sich nun aber nicht für immer oder auch nur für eine bestimmte Zeit an uns gebunden halten. Da Sie pekuniär zum Glück völlig unabhängig gestellt sind, so können Sie ja später immer noch anderweitig über sich verfügen und ganz nach Gefallen Ihre Einrichtungen treffen.“

„Ich brauche eine Heimath,“ entgegnete sie einfach, „und die finde ich bei Ihnen.“

„Ihr Vetter wird Sie sehr ungern ziehen lassen,“ bemerkte er nach einer Pause.

„Er weiß, daß es geschieden sein muß,“ erwiderte sie leise. Der Arzt gewahrte den Ausdruck tiefinnerster Wehmuth, der sich bei diesen Worten um ihren Mund lagerte, und sagte sich, daß hier ein Punkt sei, der nicht weiter berührt werden dürfe. So nahm er denn, nachdem noch einige nebensächliche Dinge erörtert worden waren, Abschied,

mit dem Bemerken, daß seine Frau alles Weitere mit ihr verhandeln werde.

Adelheid stand, nachdem er gegangen war, noch lange am Fenster und blickte mit den müden, verweinten Augen in die knospende Frühlingswelt hinein. Der Garten, der ihr so unendlich lieb gewesen war, sollte von nun an nicht mehr für sie grünen. Wenn die Krokus und Schneeglöckchen, die jetzt auf den Rasenbeeten ihre Köpfschen erhoben, ausgeblüht hatten, dann war sie fortgezogen vom Wittkoppschhofe, um nie wieder auf ihm heimisch zu werden. Gestern um diese nämliche Zeit war es gewesen, als Georg, von dem Begräbniß der Mutter heimgekehrt, ihr in tiefbewegten Worten gesagt hatte, was er von der Zukunft erhoffe und wünsche. Und sie hatte ihr Herz gewaltsam niederzwingen und ihm sagen müssen, daß sie nun und nimmer die Seine werden könne. Er hatte natürlich nach dem Warum? gefragt. „Sie stehe wie eine treue Schwester zu ihm, aber nicht anders.“ Es war eine Lüge und sie sprach dieselbe vollbewußt aus, aber sie konnte nicht anders. „Ob sie einen Anderen liebe?“ hatte er mit zitternder Stimme gefragt. Das „Nein“ kam klar und überzeugend.

„Ich glaubte früher einmal, Du hättest —“ er stockte einen Augenblick, „Du hättest Ott lieb, und nun kam mir der Gedanke, ob Du ihn vielleicht noch immer nicht vergeblich könntest?“

„Nein, Georg,“ entgegnete sie fest, „was früher auch gewesen sein mag — wir können es ruhen lassen, was nützte es, darüber zu sprechen? — aber das ist Alles aus



und vorbei. Für Ott habe ich nur noch Mitleid, denn ich glaube, er fühlt sich tief unglücklich. Aber dies Mitleid ist auch Alles, etwas Anderes empfinde ich nicht für ihn. Glaubst Du meinem Worte?"

„Ich muß ja!“ erwiderte er trübe, ihre dargebotene Hand nehmend. „Aber muß ich auch daran glauben, daß Dein anderes Wort, daß Dein Nein unwiderruflich ist?"

„Unwiderruflich!“ Sie blickte ihn mit unsäglich traurigen Augen an. „Und damit ist es denn auch ausgesprochen, Georg, daß ich von Dir gehen muß.“

„Das ist denn wohl nicht anders!“ bemerkte er eintönig. „Wie die Welt einmal ist, geht es nicht, daß wir ferner in der gleichen Weise wie bisher zusammenbleiben. Und dann,“ setzte er leiser hinzu, „möchte es denn doch auch für Jeden von uns zu schwer werden.“

Zawohl, zu schwer! Adelheid empfand das, als sie, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, zusammenbrach in bitterem Jammer. Wo war ein Ende in diesem Herzeleid? — Wohin sie ihren Fuß zu lenken habe, das machte ihr für jetzt noch die geringste Sorge, aber schon am anderen Tage lastete doch auch diese Frage mit Centnerschwere auf ihr und wie eine Erlösung erschien ihr daher des Doktors herzlich gemeinter Vorschlag. Als sie am Abend den Plan, der hinsichtlich ihrer Zukunft gefaßt worden, Georg mittheilte, sagte derselbe mit der gelassenen Ruhe, die er überhaupt seit der entscheidenden Unterredung keinen Augenblick verleugnet hatte: „Das ist gewiß das Beste. Ich glaube kaum, daß wir irgendwo etwas Besseres für Dich hätten finden können.“

„Du mußt für Dich dann eine tüchtige Haushälterin nehmen, Georg,“ bemerkte sie, und ihre Stimme zitterte bei diesen Worten.

„Ich habe auch schon daran gedacht,“ meinte er ruhig. „Heute erfuhr ich nun ganz zufällig, daß der alte Wenke in Hellwege gestorben ist. Dem hat lange Jahre eine Schwestertochter Haus gehalten; eine gute, stille Person, wir mir gesagt ward. Was meinst Du, soll ich mich um die bemühen, daß sie zu mir kommt?“

Es rührte sie, daß er ihren Rath noch einholte, und sie versprach, sich nach der in Rede stehenden Persönlichkeit eingehend erkundigen zu wollen. „Man muß die Gewißheit haben,“ fügte sie hinzu, „daß sie für den Platz gerade hier im Hause geeignet ist und dann — daß sie gut für Dich sorgt, Georg.“ Auf diese letzte Aeußerung aber machte er eine abwehrende Handbewegung, als komme es nicht im Geringsten darauf an, daß für ihn irgend Jemand sich bemühe. —

Wenige Wochen später war Adelheid nach ihrem neuen Wohnorte übergesiedelt. Sie hatte sich zwar nicht den Abschied vom Wittkoppshofe, aber doch das Einleben in die neuen Verhältnisse vielfach leichter gedacht. Die Freunde freilich ließen es an Herzlichkeit und Freundlichkeit in keiner Weise fehlen; auch konnte sie im Haushalt wie bei der Pflege und Beaufsichtigung der Kinder sich mannigfach nützlich machen; aber doch vermißte sie das rege Leben und Treiben der großen Wirthschaft, in der es immer für so Viele und so Vieles zu sorgen gab. Früher hatte sie so manchmal sich mehr Zeit zum Lesen gewünscht, denn sie

befah Verstandniß und Interesse für viele Dinge, die außerhalb des Kreises ihrer täglichen Pflichten lagen und die Bücher, welche die Bettlern in's Haus brachten, waren immer fast mit Jubel von ihr begrüßt worden. Jetzt blieb ihr, auch wenn sie am Morgen in Haus und Küche thätig gewesen war, durch den übrigen Theil des Tages Zeit genug, sich ihrer Lieblingsbeschäftigung hinzugeben. Aber wenn sie dann in ihrem stillen, niedlich eingerichteten Stübchen saß, überfiel sie eine Unruhe, die ihr das Lesen gänzlich unmöglich machte. Es war ihr immer, als veräume sie etwas, als müsse sie aufspringen, um Dies und Jenes einzurichten und zu besorgen, und fiel ihr dann ein, wie verschwindend gering gegen früher jetzt ihre Leistungen wie ihre Pflichten waren, so konnte sie einer tiefen Traurigkeit sich nicht erwehren.

Georg hatte sie einmal an ihrem neuen Wohnorte aufgesucht. Er war ernst und in sich gekehrt gewesen, hatte aber sehr eingehend sich nach ihrem ganzen Leben, ihrer Tageseintheilung und allem, was damit zusammenhing, erkundigt. Die neue Haushälterin gefiel ihm nicht schlecht. „Ich bin aber auch bescheiden geworden,“ fügte er mit einem halb wehmüthigen Lächeln hinzu, „und mache wenig Ansprüche an die Menschen wie an das Leben.“ Von allem, was sich auf dem Wittkoppshofe zugetragen, mußte er ihr ausführlich erzählen. Nach den Pferden, nach den Milchkühen, nach den Tauben und Hühnern fragte sie; von jedem Stück Hausgeräth hatte sie wissen mögen, ob es noch auf dem alten Platze sei. Mitunter mußte er die Antwort schuldig bleiben, weil er natürlich den Vorgängen im eigent-

lichen Haushalt nicht so eingehende Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Als er gegangen war, kam ein unfägliches Heimwehgefühl über Adelheid. Ach, wie ganz anders, anders hätte Alles sein können, wäre nicht Ott so vermessen zwischen sie und Georg getreten! Bei der Erinnerung an jene Scene wollte fast etwas wie Haß gegen Ott sich in ihrem Herzen regen. Aber dann dachte sie daran, wie namenlos traurig und unglücklich er ausgesehen hatte, damals, am Beerdigungstage der Mutter, und das weichere Empfinden, das Mitleid mit seinem zerfallenen Gemüths- zustande behielt wieder die Oberhand.

Wiedergesehen hatte sie ihn nicht seit jenem Tage, und sie trug auch kein Verlangen danach. Einmal — man befand sich schon im Beginn des Herbstes — kam der Doktor nach Hause mit der unerwarteten Nachricht: „In voriger Nacht ist der alte Grollmann gestorben. Ich hatte wohl davon gehört, daß er krank sei, aber nicht, daß man seinen Zustand für gefährlich halte. Es soll ein Gallenleiden gewesen sein. Nun, das muß man sagen, die Welt verliert nicht viel an dem alten Sünder. Wie ist denn eigentlich Ihr Vetter mit ihm ausgekommen, Adelheid?“

„Ich glaube gut,“ lautete die Antwort, „wenigstens habe ich vom Gegentheil nie etwas gehört. Es scheint mir aber auch, als wenn Grollmann seinen Schwiegersohn immer mit ganz ausnehmender Rücksicht behandelt hat.“

„Ja, das glaube ich wohl!“ lachte der Doktor, „es mochte ihm klar genug sein, daß der Kribbelkopf sich von ihm nichts bieten ließe. — Na, über die Erbschaft wird Ihr Vetter gerade nicht Ursache haben, sich zu freuen. Das

muß ein verwickelter und verzwickter Kram sein, und ich will mich in seiner Seele freuen, wenn es nach allen Richtungen hin ein fauberer Kram ist.“

Adelheid blieb in tiefe Gedanken verloren. Hatte vielleicht Ott sich doch der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß es mit den Geschäften seines Schwiegervaters nicht immer „fauber“ zugehe, und hatte vielleicht dies Gefühl so schwer auf ihm gelastet? Sie hätte ihn nun doch gern einmal wieder gesehen, um ihm ein theilnehmendes Wort zu sagen; so richtete sie denn an den Doktor die Bitte, er möge sie auf seinem Wägelchen mitnehmen, wenn er auf seinen Berufstouren einmal in die Nähe des Vorwerks komme. Der Freund sagte bereitwillig zu. „Es wäre mir ohnehin ganz lieb, wenn Sie Ihren Better einmal in's Gebet nähmen,“ fügte er bei. „Er sieht schlecht aus, und ich bin der Meinung, daß er durchaus etwas für seine Gesundheit thun müßte. Uns Aerzten, das wissen Sie ja, wird es leicht als eine Art von Aufdringlichkeit ausgelegt, wenn wir mit derartigen Rathschlägen kommen, wo sie nicht verlangt werden. Darum möchte ich Sie einmal in's Feuer schicken. Thun Sie Ihr Möglichstes, Ihr Better mit seiner leidenschaftlichen Natur reibt sich förmlich auf.“

Adelheid versprach, all ihre Ueberredungskunst aufzubieten, damit Ott, falls er über irgend etwas in seinem Befinden zu klagen habe, sich der Behandlung des Arztes unterwerfe, verzweifelte jedoch im Stillen selbst daran, daß ihre Bemühungen von irgend welchem Erfolge gekrönt sein würden. Die Fahrt nach dem Vorwerk wurde übrigens nicht in's Werk gesetzt, denn gerade nach dieser Unterredung trat Ott

ganz unvermuthet in Adelsheids Zimmer. „Ott!“ rief sie aus, halb überrascht über sein plötzliches Erscheinen, halb erschrocken über sein verfallenes Aussehen.

„Ja, kennst Du mich noch?“ gab er mit einem bitteren Lächeln zurück. „Ich dachte, ich hätte mich dergestalt verändert, daß die Leute nicht recht wüßten: ist das Ott Wittkopp, oder ist er's nicht?“

„Bist Du denn krank gewesen?“ fragte sie voll Theilnahme.

„Krank? o nein, krank gerade nicht. Nur müde bin ich, grenzenlos müde.“

„Ihr habt Trauer in eurer Familie?“ brachte sie zögernd hervor, da sie nicht recht wußte, was sie sagen sollte.

„Zawohl, Trauer.“ Es war wieder ein ganz seltsamer, unerklärlicher Ton in seinen Worten.

„Wie geht es Deiner Frau?“ fragte sie, immer beklommener werdend.

„O, gut! Sie näht sich Trauerkleider, eines immer noch eleganter als das andere. Warum soll man auch nicht auf's Tiefste einen Vater betrauern, der so liebevoll für seine Kinder sorgt?“

„Ich bitte Dich, sprich deutlicher,“ erwiderte sie, ihn völlig rathlos ansehend, „ich verstehe wirklich ganz und gar nicht, was Du meinst.“

„Ja, ich glaub's wohl!“ lachte er bitter auf. „Ich selbst versteh' es ja manchmal nicht! Berrückt möchte man werden, wenn man's bedenkt, daß man sich von einem Schurken so hat mißbrauchen lassen. — Weißt Du, was

das ist?" Er hielt ihr einige beschmutzte, verknitterte, an den Rändern angefengte Blätter Papier hin. „Das sind Blätter aus dem ehemaligen Grundbuch unserer Gemeinde, die mein — Schwiegervater“ — er sprach das Wort sichtlich nur mit Ueberwindung aus — „damals, nachdem in Eppenburg der große Brand gewesen war, in einem der an das Gerichtsgebäude stoßenden Gärten gefunden und in Sicherheit gebracht hat. Auf einem von diesen Blättern finden sich in aller Form Rechtens die Marschwiesen als fortan zum Wittkoppshofe gehörig verzeichnet. Und ich, Ott Wittkopp, habe eben diese Wiesen auf meines Schwiegervaters Anlaß meinem Bruder streitig gemacht und mich bereichert mit dem ungerechten Mammon. Ist das denn nun nicht etwas, worüber man verrückt werden möchte?"

„Wie kommst Du denn zu dem Blatt?" fragte sie, unfähig, sich von ihrem Staunen und Erschrecken zu erholen.

„Wir waren während der letzten Tage vor dem Tode von Herminens Vater in Westendorf, da sich ein schlimmer Ausgang der Krankheit erwarten ließ. Einmal wurden Papiere verlangt, die, glaube ich, auf dem Amt gebraucht werden sollten. Er war daher gezwungen, seine Pultschlüssel, die er sonst nie von sich ließ, herauszugeben. Ich suchte und suchte unter den aufgestapelten Aktenstößen und in den Schubfächern, konnte aber das Verlangte gar nicht finden. Auf einmal fällt mir diese farbete Bescheerung in die Hände. Ich begriff anfangs, als mir die Spitzüberei klar wurde, gar nicht, weshalb er das Blatt nicht vernichtet hatte. Aber bald ging mir auch darüber ein Licht auf: er wollte ein Mittel in Händen haben, um mich

unter Umständen gefügig zu machen, wenn's einmal zwischen uns Beiden hart gegen hart gehen sollte. Als wenn ich jemals die Hand dazu geboten hätte, eine Spitzbüberei aufrecht zu halten, als ob ich auch nur einen Pfennig von dem Gelde hätte anrühren mögen, das mir durch seine Gaunerei geworden! Eine solche Gemeinheit — es ist nicht ausjudenken!“

„Aber wie hatte er denn nur vor Gericht seine Erzählung so glaubhaft machen können?“ fragte Adelheid, die in athemloser Spannung seinen Worten lauschte.

„Sie war glaubhaft, denn sie beruhte ganz und gar auf Thatfachen. Nur den Schluß hatte er weggelassen, der graue Sünder, und der Schluß, den er ganz allein wissen konnte, war, daß der Justizrath, der anfangs die Eintragung verschoben hatte, auf seinem Wege zu dem Testator die Nachricht erhielt, derselbe sei plötzlich gestorben; daß er auf der Stelle umkehrte, meinen Großvater noch in Eppenburg traf und diesen veranlaßte, mit ihm zurückzukehren in das Amtslokal, worauf er dann die bewußte Eintragung vornahm. Das Alles hatte Grollmann, der zufällig noch einmal in das Lokal zurückgekehrt war, um irgend eine vergessene Sache zu holen, von der Nebenstube aus gehört und beobachtet. In der Nacht nun bricht der verhängnißvolle Brand aus. Ein junger Mensch rettet mit eigener Lebensgefahr einen Theil der werthvollen Bücher und Dokumente. Unter ihnen muß sich auch das bewußte Grundbuch befunden haben, das aber beim Hinausstürzen aus dem Fenster vermuthlich aus dem Bunde gefallen ist und dessen einzelne Bogen oder Blätter vorerst



flüchtig zusammengerafft und transportirt wurden. Einen Theil von ihnen hat, wie gesagt, Grollmann am nächsten Tage gefunden. Möglicher Weise hat er die Blätter zunächst ohne bestimmte Absicht eingesteckt — er selbst wenigstens behauptet es — ich meinestheils nehme mir gleichwohl die Freiheit, vorauszusetzen, daß er von vornherein die Idee gehabt hat, es ließe sich auf Grund dieser Dokumente vielleicht einmal im Trüben fischen. Daß gerade sein eigener Schwiegersohn Derjenige sein mußte, dem er dabei die Angelruthe in die Hand gab, das freilich konnte er damals nicht berechnen; aber es kommt ja manchmal wunderbar im Leben!”

Abelheid faßte sich mit beiden Händen an die Stirn. „Wie bist Du denn nun zu dem vollen Einblick in die Sache gekommen, Ott?“

„O, mit dem Papier in der Hand ließ sich schon ein Bekenntniß erzwingen! Nicht wahr, es ist ein hübsches Stück, wenn man einem todkranken Menschen die Pistole auf die Brust setzen und ihm sagen muß: ‚Gesteh mir die ganze, volle Wahrheit, oder ich gebe Dich den Gerichten an!‘ Aber, Abelheid, so schrecklich es war, das war nicht Härte von mir, ich mußte Klarheit haben, wie die Sache stand, und der Einzige, der sie geben konnte, hatte vielleicht nur noch Stunden zu leben. Möglich, daß die Aufregung, in die ich ihn versetzen mußte, sein Ende noch etwas beschleunigt hat; gekommen aber wäre dies Ende so wie so, das hat mir der Westendorfer Doktor auf sein Ehrenwort versichert. — Von meiner Frau freilich,“ fügte er bitter hinzu, „muß ich mir sagen lassen, daß ich ihres Vaters

Tod auf meinem Gewissen habe, und daß nur durch mein rücksichtsloses Auftreten die schlimme Wendung veranlaßt worden sei. Ich muß das hinnehmen, wie so manches Andere auch: schweigend. Ein Anwalt wenigstens hat sich meiner kräftig angenommen: Du erinnerst Dich der alten verdrehten Tante Philippine, die damals mit auf dem Wittkoppshofe war. Sie pflegte ihren Schwager in seiner Krankheit und so konnten ihr denn auch alle diese Verhandlungen nicht verborgen bleiben. Wer aber gleich entschieden auf meine Seite trat und mit einer Bestimmtheit, die man ihr gar nicht zugetraut hätte, erklärte, angeichts eines solchen Unrechts hätte ich gar nicht anders handeln können, das war sie. So hatte ich doch einen Menschen, der für mich sprach!"

„Armer Ott!“ sagte sie leise.

„Dich, Adelheid,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wollte ich nun bitten: sprich so bald wie möglich mit Georg und setze ihm die Sache aus einander. Mir würde er doch keinen Glauben schenken —“

„Ott, wie sollte er nicht?“ unterbrach sie ihn.

„Er würde doch immer denken, daß ich bis so weit mit ihm, mit Herminens Vater unter einer Decke gespielt hätte.“

„Was sollte Dich denn bewogen haben, jetzt auf einmal mit der Wahrheit herauszurücken?“

„Vielleicht,“ sagte er, während ein melancholisches Lächeln über sein Gesicht zog, „vielleicht, Adelheid, die Erwägung, daß ein Mensch sein Haus zu bestellen pflegt, wenn er denkt, daß es plößlich einmal mit ihm zu Ende gehen könnte.“

„Fühlst Du Dich so schlecht?“ fragte sie eindringlich.

„O nein!“ lenkte er ab. „Es ist, wie gesagt, nur ein Gedanke, und vielleicht ist er auch einzig und allein hervorgerufen durch den Wunsch —“

„Was für einen Wunsch, Ott?“

„Daß es nicht allzu lange mehr mit mir dauern möge! — Was soll mir denn auch mein verpfushtes Leben? Ja, wenn ich das Kind hätte behalten können, dann hätte ich doch ein Ziel, einen Lebenszweck, aber so . . . Nicht wahr, Du thust mir den Gefallen und sprichst so bald wie irgend möglich mit Georg? Bitte ihn in meinem Namen, er möge es nicht machen wie ich, und die Sache abermals vor die Gerichte ziehen, -- ich will ja Alles gutmachen, was ich gefehlt habe. Sag' ihm, daß ich ihm oder seinem Anwalt die Summe, die ich für die Marschwiesen herausbekommen habe, sammt den Interessen bei Heller und Pfennig zurückzahlen würde. Ich muß nur leider erst einige Kapitalien kündigen und habe daher das Geld nicht auf der Stelle am Platz.“

„Wenn es Dir eine Beruhigung ist, daß Du es möglichst bald zurückgibst,“ erwiderte sie, mit ihren Thränen kämpfend, „dann nimm es von mir. Es wird mir in acht Tagen ein größeres Kapital zurückgezahlt. Ich wüßte keine liebere und bessere Verwendung für das Geld, als wenn es dazu dient, Dich ruhig zu machen und die schlimme Sache aus der Welt zu schaffen.“

„Nein, Abelheid, in Deiner Schuld bin ich ohnehin schon tief genug, das weiß Gott! Da darf nichts mehr hinzukommen.“ Dann fuhr er mit schmerzlich bewegtem Tone

fort, indem er es vermied, sie anzuschauen: „Und noch Eines, Adelheid — vergiß das, was ich Dir neulich in leidenschaftlicher Verblendung über Deine Beziehungen zu Georg gesagt habe. Heute würde ich mir keine Kugel vor den Kopf schießen, wenn ich vernähme, Du habest Dich ihm verlobt — ich bin freilich tief unglücklich, aber ich sehe ein, wie sündhaft und elend es von mir war, nun auch euer Glück vernichten zu wollen. Und ihr Beide könnt nur glücklich werden, wenn ihr euch zusammen findet, das weiß ich auch. — Widersprich mir nicht, Adelheid,“ sagte er dringend, als das erröthende Mädchen ihm in's Wort fallen wollte, „ich sehe heute klar über mich selbst und über euch, das glaube mir — was ich leichtfertig verscherzt habe, steht deutlich vor meinen Augen, aber Du sollst wenigstens glücklich werden, das ist mein einziger Wunsch. Dann werde auch ich Ruhe finden, warte nur noch eine ganz kurze Zeit!“

Sie beschwor ihn, er möge sich schonen, möge mit dem Doktor sprechen, möge nur leben wollen. Er hörte sie ruhig und freundlich an und sagte darauf, aber mehr zu sich selbst, als zu ihr sprechend: „Es wird nun bald Alles gut werden!“

Der Doktor war ärgerlich, als er von seiner Frau, der Adelheid unter heißen Thränen von ihrer Unterredung mit Ott, wenigstens so weit sie sich auf seinen eigenen Körper- und Gemüthszustand bezog, Mittheilung gemacht hatte, die Sachlage erfuhr. „Wenn doch der Eisenkopf zu bewegen wäre, sich gegen mich, oder wenn er etwa zu mir nicht das volle Vertrauen hat, gegen irgend einen anderen Arzt aus-

zusprechen! Es muß ihm irgend etwas im Körper stecken — umsonst führt keiner solche larmoyante Redensarten und Ott Wittkopp nun schon einmal gar nicht — aber was? aber wo? Das weiß der liebe Himmel, die Leute denken sich das Sterben so leicht, möchten mit beiden Füßen hineinspringen, wie zu einer heroischen That: das ist's! Aber was Jahre langes, unheilbares Siechthum zu bedeuten hat, was das heißen will, wenn einen der Tod immer fester und fester packt und einem nur noch gerade so viel Athem läßt, daß man immer noch schnappt, wie der Fisch auf dem Trocknen und doch nicht sterben kann — das machen sie sich nur leider nicht klar!"

„Mach' Adelheid nur nicht das Herz noch schwerer!“ bat die Frau. „Sie hat an ihrem Theil gethan, was sie konnte.“

„Das thut sie immer!“ äußerte er warm. „Ihr ist es wahrhaftig nicht zuzuschreiben, wenn mit dem Jungen, dem Ott, nichts anzufangen ist!“

Mit wie übervollem Herzen fuhr Adelheid am anderen Tage auf den Wittkoppshof hinauf! Alles, alles sprach sie ja hier so bekannt und heimisch an — es war ihr, als schüttle sie einen schweren Traum ab und lehre nun auf immer wieder zurück in das Elternhaus. Und nun überdachte sie die seltsame Scene von gestern und Otts an sie gerichteten Worte. Tiefes Mitleid empfand sie bei der Erinnerung an seine schmerzliche Bewegung und sein verfallenes, lebensmüdes Aussehen. Aber weiter schweiften dann ihre Gedanken, und sie fühlte sich froher gestimmt dadurch, daß nun endlich jener unselige Zwist zwischen den

Brüdern ein Ende nehmen sollte, daß es nun klar werden mußte zwischen den durch die Bande des Blutes so innig Verbundenen. Dann mußte es ja auch klar werden zwischen ihr und Georg, da Ott nun jene entsetzlichen Drohungen in ergebener Resignation zurückgezogen und bedauert hatte, wodurch sie allein betrogen worden war, der Werbung des geliebten Mannes ein abweisendes „Nein“ entgegenzusetzen. Ja, Ott hatte Recht: Georg und sie konnten nur glücklich werden, wenn sie sich zusammensanden, das fühlte sie erst so recht, seitdem sie sich gewöhnt hatte, den Verzicht auf seinen Besitz als ein Gebot des Schicksals hinzunehmen. Nun aber fiel ja diese Nothwendigkeit fort, jenes „Nein“ stellte sich nicht länger zwischen sie und den Geliebten und neue Hoffnungen erblickten in ihrem Herzen. —

Sie waren jetzt an dem Hause angelangt; der Kutscher knallte mit der Peitsche, aber Niemand erschien an der Hausthür. „Sie werden Alle bei der Haferernte sein,“ bemerkte Adelheid, die ja mit dem Gange der ländlichen Arbeiten so genau vertraut war, „lassen Sie nur, ich finde mich schon allein zurecht.“ Sie stieg ab und trat in den wohlbekannten, langen Flur. Unter gewaltigen Sähen kam Tiras, der große Haushund, auf sie zu, ließ sich von ihr lieblos und umkreiste sie dann unter jenem eigenthümlichen Gebell, das höchste freudige Erregung ausdrückt. Aus der Küche hervor trat die treue Bine, welche beinahe die Schüssel, die sie zum Abtrocknen in Händen hielt, hätte fallen lassen, als sie „ihre Mamsell“ erblickte. Als Adelheid nach den ersten, fast stürmischen Begrüßungsworten des wackeren Mädchens nach ihrem Vetter fragte, ward aber

Binens Gesicht auf einmal wieder ernst. „Der Herr sei heute Morgen plöblich nach dem Vorwerk geholt worden; Herr Ott habe in der Nacht einen Blutsturz bekommen und dringendes Verlangen geäußert, seinen Bruder zu sprechen.“

Adelheid lehnte sich an den Thürpfosten; die Nachricht überwältigte sie fast. So hatte er doch Recht gehabt, der arme Ott! Nur einen kurzen Augenblick überlegte sie, dann richtete sie sich entschlossen auf.

„Bine, ich thue am besten, wenn ich gleichfalls nach dem Vorwerk fahre. Sag' doch dem Kutscher, daß er die Pferde nicht ausschirrt.“

Bine machte zwar ein etwas betrübtcs Gesicht, war aber verständig genug, einzusehen, daß unter den obwaltenden Umständen sich gegen dies Vorhaben nichts einwenden lasse.

„Sie haben uns genug gefehlt all' die Zeit über,“ meinte sie treuherzig, „aber halten dürfen wir Sie nicht. Und vielleicht sind Sie auch so recht nöthig auf dem Vorwerk, die Frau soll ja ganz und gar benommen sein von dem Schreck.“

An Hermine, das mußte Adelheid sich gestehen, hatte sie nun zunächst nicht gedacht; aber sie machte es sich jetzt selbst zum Vorwurf, daß sie ihrer so ganz hatte vergessen können. Ob sie Ott noch unter den Lebenden fand, mochte ja fraglich sein, aber dann wollte sie wenigstens versuchen, Derjenigen Trost und Stütze zu sein, die mit ihm jetzt ihren letzten Halt verlor. Daß Hermine sich nie viel aus ihr gemacht hatte, wußte sie zwar sehr wohl; aber ein trauriges Herz bedurfte ja vor allen Dingen der Theilnahme, mochte sie denn nun kommen, von welcher Seite sie

wollte. Daß aber ihre Theilnahme so am Platz, ihre Ankunft in solchem Grade willkommen sein würde, das freilich hatte sie nicht ahnen können. Auf dem Flur trat ihr, ein Bild des Jammers und der Fassungslosigkeit, Hermine entgegen und fiel ihr, im Schmerze die frühere liebevolle Gleichgiltigkeit abstreifend, unter bitterlichem Schluchzen um den Hals: „Adelheid, ist es denn möglich, daß er stirbt?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Adelheid sanft, „es steht in Gottes Hand.“

„Ich habe noch so wenig gelernt, mich in Gottes Willen zu fügen,“ fuhr Hermine fort. „Jetzt will ich mich gern fügen und weiß nicht, was ich anzufangen habe. Sag mir, was ich thun soll!“

Diese Aeußerung erschütterte Adelheid. Sie ersah aus derselben, daß durch die schwere Heimsuchung der leichte Sinn Herminens gebrochen und diese zur Einklehr in sich selbst gebracht worden war. Und wirklich verhielt es sich so; die letzten schrecklichen Stunden hatten Herminens Wesen gänzlich verändert. Adelheid küßte die Weinende und geleitete sie in das Zimmer. Dort fragte sie: „Ist alle Hoffnung aufgegeben?“

„Ich weiß es noch nicht!“ erwiderte Hermine trostlos. „Der Doktor ist jetzt bei ihm, schon seit längerer Zeit, es durfte aber Niemand in dem Schlafzimmer bleiben, auch Georg nicht. Er hat lange mit Ott gesprochen und das hat ihn viel ruhiger gemacht. Ach, Adelheid, wenn er doch nur noch kurze Zeit lebte, nur so lange wenigstens, bis ich ihm so recht gezeigt hätte, wie lieb ich ihn im Grunde habe



und wie leid es mir thut, daß er so oft von mir gereizt und gekränkt worden ist.“

„Wir fehlen alle mannigfach und bedürfen alle der Verzeihung,“ sagte Adelheid ergriffen.

„Nein, ich mehr als jede Andere. Sieh', als ich heute Nacht in Todesangst an meinem Bette saß und der dunkle Blutstrom auf einmal aus meinem Munde brach, da kam es auf einmal über mich, wie wenig ich ihm gewesen bin, was ich ihm hätte sein können. Von allem Früheren will ich noch gar nicht einmal sprechen, aber als unser Kind starb, da wandte ich mich von ihm ab und klagte ihn in meinem Herzen der Gleichgiltigkeit an, bloß weil er seinen Schmerz anders trug, als ich. Und noch jetzt, vor wenig Tagen, an meines Vaters Sterbebett — da habe ich ihm Dinge gesagt, die er nie, nie wird verzeihen können.“

„Dem, der um Nachsicht und Vergebung bittet, wird Alles verziehen.“

Die Thür öffnete sich; Georg und der Doktor traten ein. „Sehen Sie,“ äußerte der Lektore, „Ihr Bruder hat doch Recht gehabt; er behauptete immer, Adelheid müsse gekommen sein.“

„Wünscht er mich zu sehen?“ fragte Adelheid rasch.

„Jawohl, er hat großes Verlangen nach Ihnen.“

„Ist es um Abschied zu nehmen?“

„Abschied? Nein, keineswegs! So weit sind wir noch nicht.“

„Herr Doktor, Sie geben uns Hoffnung?“ rief Adelheid aus, während Hermine, keines Wortes mächtig, mit gesalteten Händen zu ihm aufblickte.

„Ja!“ entgegnete er zuversichtlich. „Nicht, als ob ich den Zustand für ungefährlich hielte. Aber Ruhe und gute Pflege vermögen gerade bei diesem Uebel sehr viel. Ueber alles Weitere, was etwa noch geschehen soll, sprechen wir demnächst.“

„Bist Du da?“ fragte der Kranke, als Adelsheid jetzt in das halbverdunkelte Schlafzimmer trat, indem er leise und freundlich lächelte. „Bitte, rufe auch Georg wieder herein, ich möchte mit euch Beiden einen Augenblick sprechen.“

„Aber nicht viel, nicht lange sprechen, lieber Ott!“ bat sie. „Der Doktor würde es nicht erlauben.“

„Ich will mich sonst in allen Stücken nach dem Willen des Doktors richten; denn, Adelsheid, mir ist sehr viel leichter jetzt um's Herz, als seit Jahr und Tag, und wenn mich denn unser Herrgott noch am Leben lassen will — ich werd' ihm nicht widerstreben. Aber nun thu' mir die Liebe und rufe Georg. Dies muß ich erst noch von der Seele los sein.“

Es blieb nichts übrig, als ihm zu willfahren. Als die Beiden an sein Bett traten, hob er den Kopf leicht aus den Kissen. „Adelsheid, das mit den Wiesen ist in Ordnung und Georg hat mir's versichert, daß er mich für einen ehrlichen Menschen hält, der keinen Betrug gewollt hat. Ich hab' nun aber bei der Gelegenheit etwas erfahren, was ich bis dahin noch nicht wußte, daß ihm nämlich ein heimlicher Kummer am Herzen frißt.“

Ott machte eine Pause. Man hörte in dem Zimmer nur die Athemzüge dreier tiefbewegter Menschen. „Und ich ahnte, ja es ist mir jetzt Gewißheit geworden, daß noch

sonst Jemand in tiefster Seele litt — ein Leid, das ich selbst ja in thörichtester Leidenschaft herbeigeführt habe, indem ich Adelheid zwingen wollte, Dir Georg, zu entsagen, dem gewiß längst schon ihr Herz gehörte. Was ich gesündigt habe an euch — es ist nicht zu entschuldigen, das weiß ich. Wüßtet ihr aber, wie elend es mich selber gemacht hat — ich glaube, ihr würdet es mir verzeihen.“

„Es ist Dir längst verziehen, Ott!“ sagte Georg weich.

„Alles!“ setzte Adelheid hinzu.

„Und was jetzt?“ fragte Ott, indem ein heiterer, fast schelmischer Ausdruck über sein blaßes Gesicht flog.

Georg blickte einen Moment erregt in Adelheids Augen, die ihn voll und mit tiefer Empfindung anschauten, als wollten sie es aussprechen, was der Mund so lange hatte verschweigen müssen. Dann leuchtete ein Schein des Glückes über seine sonst so harten Züge, er legte seinen Arm um Adelheid und küßte sie innig. „Nun bist Du mein für immer!“ sagte er, während sie den Kopf erröthend an seiner Brust barg.

„Und jetzt werdet ihr einander allerlei zu sagen haben,“ meinte Ott. „Grüß mir den Doktor noch und sag ihm, euer Glück sei die beste Arznei für mich.“

„Soll Hermine jetzt zu Dir kommen?“ fragte Adelheid schüchtern.

„Natwohl!“ versetzte er freundlich. „Adelheid, auch Hermine habe ich vielfach Unrecht gethan. Sie hat viel mehr Gefühl, als ich dachte; ich habe manches nur gar nicht recht angefangen. Ach, Kinder, wenn mir Gott wirklich meine Gesundheit wieder schenkt, dann soll alles anders und besser werden.“

Adelheid rief die junge Frau, welche gleich darauf leisen Schrittes eintrat, um sich an das Bett ihres Gatten zu setzen, der ihr liebevoll die Hand entgegenstreckte, und sich nach seinem Befinden zu erkundigen. „Hätte das doch die Mutter noch erlebt!“ flüsterte Adelheid, und es war ihr, als ob die Verblichene jetzt hernieder schauen müßte, um ihre Kinder zu segnen. Dann verließ sie mit ihrem Georg das Gemach.

Viel gesprochen ward nicht zwischen dem Brautpaar, als es sich allein sah. Sie waren Beide allzu bewegt, als daß sie ihr Glück in Worte hätten fassen können.

„Mir ist so feierlich zu Muthe!“ bemerkte Georg, nachdem wieder einmal eine längere Pause eingetreten war.

„Mir auch!“ stimmte Adelheid bei. „Es ist mir immer, als hörte ich Orgelklang und als tönte mir aus ihm das Lied entgegen:

„Ich will dich reißen aus dem Tod,  
Ich will dich nach erlitt'ner Noth  
Mit großer Ehr' ergözen.“

Und ein Geist des Friedens und der Eintracht ruhte von nun ab auf dem Vorwerk, wie auf dem Wittkoppshofe. Ott genas unter der sorgsamten Pflege seiner Frau, die in wahrhaft rührender Weise jetzt durch treue Sorge und liebevolles Walten nachzuholen suchte, was sie früher versäumt hatte. Als dann nach einem Vierteljahre auf dem Wittkoppshofe eine gar prächtige Hochzeit gehalten wurde, da war Ott es, der — obwohl noch etwas blaß und schwächlig — den Tanz mit Adelheid, der vor Glück und Freude strahlenden Braut, eröffnete, um sie dann mit tiefer Bewegung seinem Bruder wieder zuzuführen.

## Ein italienischer Bücherwurm.

Der Geschichte menschlicher Originale.

Von

G. Schweizer-Mosen.

(Nachdruck verboten.)

Sicherlich haben wir es schon als kein alltägliches Ereigniß zu betrachten, wenn ein einzelner Privatmann sich eine Bibliothek von 140,000 gedruckten Werken und mehr denn 10,000 Handschriften anlegt, noch viel erstaunlicher, ja ein wahrhaftes Wunder aber ist es sonder Zweifel, daß dieser merkwürdige Büchersammler alle seine literarischen Schätze nicht nur von Anfang bis zu Ende gelesen, sondern ihren wesentlichsten Inhalt — viele selbst wörtlich — auch im Gedächtnisse bewahrt hat, dergestalt, daß ihm das also erworbene ungeheuerliche Wissen jederzeit zu Gebote stand. Dieser in hohem Grade interessante Bücherwurm war ein Italiener, der bis in das erste Viertel des vorigen Jahrhunderts zu Florenz lebte, ursprünglich ein Goldschmied seines Zeichens, Antonio Magliabechi mit Namen, eine in ihrer Art wohl einzige menschliche Erscheinung, die es verdient, daß wir unseren Lesern einiges Nähere von ihr erzählen.

Wie sich leicht vorstellen läßt, wob sich um eine so ganz außerordentliche Persönlichkeit schon bei ihren Lebzeiten ein Kreis von zum Theil in das Märchenhafte hinüberspielen-

den Anekdoten, insbesondere hinsichtlich der Leistungsfähigkeit seines Erinnerungsvermögens. Daß dieses indeß ein wirklich immenses, wir möchten sagen, nahezu schrankenloses war, so phänomenaler Natur, wie es gleichartig weder vorher noch nachher beobachtet wurde, ist durch viele unverwerfliche Zeugen bestätigt worden. Dieselben versichern, Magliabechi habe nicht allein ganze lange Stellen aus diesem oder jenem älteren oder neueren Autor auswendig gewußt, sondern auch genau die Seite bezeichnen können, auf welcher die recitirte Stelle in einer bestimmten Ausgabe des Schriftstellers stand, ebenso Jahr und Ort des Druckes desselben und ähnliche bibliographische Einzelheiten mehr. So stupend aber auch der Umfang seines Wissens war, selbst hat er keine einzige Zeile veröffentlicht, wenn schon ihm die Gelehrsamkeit nicht wenig Dank schuldig geworden ist. Durch seine Vermittelung gelangten mehrere hochbedeutende Werke des Alterthums zu neuen und verbesserten Ausgaben, dergleichen wären verschiedene ausgezeichnete Schriften seiner Zeit ohne seine Mithilfe schwerlich an das Licht getreten. Denn, fern davon, seine vielseitigen Kenntnisse selbstüchtig für sich zu behalten, wie dies ähnlichen Polyhistoren meist eigenthümlich ist, war er im Gegentheile immer bereit, die Studien Anderer zu unterstützen, und legte dabei in der That eine unermüdlche Dienstwilligkeit und die liebenswürdigste Zuvorkommenheit an den Tag. Weit und breit nahm man daher auch seinen literarischen Beistand in Anspruch; er galt als ein untrügliches Orakel, als eine lebendige Encyclopädie, in der Niemand jemals vergeblich Belehrung suchte. Die Schätze seiner eigenen kolossalen Büchersammlung und

später diejenigen der von ihm verwalteten großherzoglichen Bibliothek theilte er mit aufrichtigem Interesse für die Bestrebungen der Appellanten Jedem mit, der ihrer zu wissenschaftlichen Zwecken bedurfte. Die einzige Bedingung, die er den sich an ihn Wendenden stellte, war, daß sie ihn nicht während der Tagesstunden stören möchten, die er rastloser gelehrter Arbeit zu widmen pflegte; Abends aber öffnete er die Thüren seiner Zimmer und beantwortete dann mit unererschöpflicher Geduld und Liebenswürdigkeit die an ihn gerichteten Fragen. Oft währten diese Konsultationen bis tief in die Nacht hinein, und man sah da wohl nicht bloß erst angehende, sondern bereits anerkannte und berühmte Gelehrte und Schriftsteller emsig die Mittheilungen niederschreiben, die ihnen von dem fast Alles wissenden Magliabechi gemacht wurden.

Das Leben desselben war nicht reich an äußeren Begebenissen. Ein Autodidakt erhob er sich einzig und allein durch seine eigenen Anstrengungen zu dem hohen Range, den wir ihn im Bereiche des positiven Wissens einnehmen sehen. Sein Vater, der sich von einem unweit Florenz gelegenen kleinen Orte del Magliabeco schrieb — woraus sich dann Magliabechi bildete — starb schon frühzeitig und hinterließ die Sorge für den Sohn der Mutter, die diesen zwar anfangs in eine lateinische Schule schickte, nachher aber ihre Absichten in Betreff seiner Zukunft änderte und ihn Comparini, einem der bekanntesten Goldschmiede der damaligen Hauptstadt Toskana's in die Lehre gab, welcher ihn zunächst von dem bekannten Maler Roselli im Zeichnen unterweisen ließ. Magliabechi vermochte sich nicht mit

dem ihm aufgedrungenen Berufe zu befreunden, verwandte vielmehr jeden freien Augenblick, den er erlangen konnte, auf literarische Studien und jeden Bajocco seines spärlichen Taschengeldes auf den Ankauf von Büchern, zum nicht geringen Mißvergnügen seiner Mutter, die solche Bestrebungen für eine strafbare Zeit- und Mittelverschwendung erklärte. Alle diese Proteste und Ermahnungen konnten den jungen Mann indeß von seinen Lieblingsbeschäftigungen nicht abbringen, um so weniger, als ein Priester, Andrea Tosi, der als Freund seines Lehrherrn in dessen Juwelierladen fast täglich einsprach und Magliabechi's außerordentliche Begabung und Wißbegier kennen gelernt hatte, diesen in seinen Studien ermunterte und sich selbst der Mühe unterzog, ihm in der lateinischen und griechischen Sprache Unterricht zu ertheilen.

Nichtsdestominder harrete der gute Sohn bis zum Tode der Mutter getreulich in dem ihm verhassten Gewerbe aus. Erst alsdann, nachdem er mittlerweile ein eigenes Juweliergeschäft gegründet hatte und bereits vierzig Jahre alt war, wandte er Zeit und Kräfte ungetheilt den Arbeiten seiner Neigung zu, darin wesentlich gefördert von dem großherzoglichen Bibliothekar Michael Ermini, den sich der gelehrte Goldschmied zum Freund und Beschützer erworben hatte und dessen Nachfolger er schließlich werden sollte. Cosmus III., aus dem Hause der Medici, war damals der Beherrscher Toskana's; selbst ein großer Bücherfreund, hatte er mit erheblichem Aufwande eine der umfanglichsten Bibliotheken seines Jahrhunderts zusammengebracht und Gelegenheit gefunden, sich von dem wunderbaren Sprach-



und literarischen Wissen des einstigen Goldschmieds zu überzeugen, so daß er, trotz allerhand Einwendungen, welche die zünftige Gelehrsamkeit dagegen zu erheben versuchte, sich keinen Augenblick bedachte, Antonio Magliabechi zum ersten Vorstande seiner ausgedehnten Bücherei zu ernennen.

Seine veränderte gesellschaftliche Stellung wandelte nichts in Magliabechi's gewöhnter Lebensweise; nach wie vor blieb er einfach und unscheinbar, ja sie ging in manchen Stücken bis zu einer kaum vergleichlichen äußeren Verwahrlosung. Seine Kleider trug er stets bis sie ihm buchstäblich vom Leibe fielen, legte sie auch während seiner Nachtruhe nicht ab, weil er einen Wechsel der Toilette für eitel Zeitvergeudung hielt; sei doch das Leben der Menschen ein so gar kurzes, und die Menge der zu studirenden Bücher eine so unendlich große! Aus diesem Grunde wehrte er sich auch mit all seiner Macht gegen den Schlaf, bis er ihm zuletzt nicht mehr zu widerstehen vermochte. Selbst dann aber legte er sich nicht zu Bette, sondern breitete eine zerfetzte alte Decke über die auf dem Fußboden seines Zimmer umher verstreuten Bücher und streckte sich auf dieser unbequemen Lagerstatt zum Schummer nieder. Nur wenn es im Winter einmal ungewöhnlich kalt war, warf er sich angekleidet auf sein niemals ordentlich vorbereitetes Bett, das stets voll von Büchern steckte, und nahm eine Kohlenpfanne mit hinein. Durch solch unbegreifliche Sorglosigkeit brach mehrere Male in seiner Wohnung Feuer aus, das indeß durch die Mitbewohner des Hauses immer noch im Entstehen bezwungen werden konnte. Einen anderen Heizapparat enthielt seine Arbeitsstube nicht, als jenes kleine Koh-

lenbecken, mit dem er so unachtsam umzugehen pflegte, daß er sich den Rock, ja sogar Gesicht und Hände öfters versengte, ohne dessen gewahr zu werden. Seine Nahrung war die eines Anachoreten und eine so unregelmäßige, daß es Wunder nimmt, wie er es zu so hohen Jahren bringen konnte. Er lebte fast ausschließlich von Eiern, Brod und Wasser und gönnte sich, obwohl kein Verächter guten Weines, nur selten einen Schluck dieses stärkenden Labiales. Eine seiner sonstigen vielen Sonderbarkeiten bestand darin, daß er seinen Kopf fortwährend, Tag und Nacht und bei dem heißesten Wetter, mit einer dicken Mütze bedeckt hielt, von der er sich selbst in Gegenwart des Großherzogs nicht trennen mochte. Dieser trug auch dieser und mancherlei anderen Excentricitäten seines Bibliothekars huldvolle Rechnung und äußerte demselben seine Wünsche meist schriftlich, um nicht den wunderlichen Mann persönlich zu behelligen und in seinen gelehrten Beschäftigungen zu stören.

Trotz all seiner zum Theil nichts weniger als angenehmen und lobenswerthen Schrullen und Sonderbarkeiten aber war Magliabechi ein Mensch von seltenster Herzensgüte, der treueste und opferwilligste Freund und ein Korrespondent von exemplarischer Pünktlichkeit. Was die letzterwähnte Tugend bedeuten will, können wir daraus ermessen, daß er so ziemlich mit allen namhaften deutschen, französischen, niederländischen und italienischen Gelehrten seiner Zeit im Briefwechsel stand. Seine frühen Morgenstunden wurden denn auch tagtäglich von der Besorgung seiner riesenhaften Korrespondenz in Anspruch genommen. Hierauf ging er aus, um den in Florenz anwesenden literarischen Notabilitäten

des Auslandes seinen Besuch abzustatten, ehe er sich auf die ihm unterstellte Bibliothek begab. Nach Hause zurückgekehrt, schloß er sich in seine vier Wände ein, um, wie wir sahen, nur die späten Abendstunden in gelehrtem Verkehre mit wissenschaftlichen Freunden und Hilfesuchenden zu verbringen. So ging sein Leben in der Welt seiner Bücher hin, und bloß zweimal, und nicht aus eigener Wahl, ist er über das Weichbild der Stadt Florenz hinausgekommen. Seine eigene kolossale Büchersammlung stand und lag in einem Durcheinander ohne Gleichen in seinen Zimmern herum, von denen uns der gelehrte holländische Professor Heymeun eine plastische Schilderung hinterlassen; demungeachtet jedoch wußte Magliabechi das Werk, das er gerade brauchte, meist mit einem einzigen Griffe aus dem entseßlichen Chaos herauszufinden. Ebenso kannte er auf das Genaueste den Platz eines jeden Buches in der ihm anvertrauten großherzoglichen Bibliothek, mit Inhalt und Anordnung anderer größerer Büchersammlungen aber war er häufig besser bekannt als die Besitzer und Verwalter derselben. Eines Tages fragte ihn Cosmus III. nach einem überaus seltenen arabischen Werke und bat ihn dasselbe beschaffen zu wollen. „Signor,“ lautete Magliabechi's Antwort, „von diesem Buche ist auf der Welt bloß ein einziges Exemplar vorhanden, und das befindet sich in der großherrlichen Bibliothek zu Konstantinopel; dort ist es der erste Band auf dem zweiten Regale rechts vom Eingange des Saales.“

Daß ein Mann wie Magliabechi unvermählt blieb, bedarf kaum einer Versicherung; sein Geist und sein Leben,

sein Herz und seine Seele gehörten ja ganz und ausschließlich seinen Büchern. Die einzigen Geschöpfe, für die er eine aufrichtige Theilnahme hegte, waren die Spinnen — eine Vorliebe, die merkwürdiger Weise in älteren und jüngeren Tagen von mehr als einem hervorragenden Manne getheilt worden ist. Niemand durfte je die Spinnengewebe behelligen, die sich um seine Bücher angesiedelt hatten, und besuchten ihn Fremde, so unterließ er niemals zu bitten, seine Freundinnen, die Spinnen, schonen zu wollen. Im Uebrigen dachte er an nichts Anderes, als an die unausgesetzte Bereicherung seines Wissens, und sein Besedrang war ein so unstillbarer, daß er die unentbehrlichste Leibsznahrung und =Nothdurft darüber vergaß. Um den Stand seiner eigenen Finanzen kümmerte er sich so wenig, daß er oft Jahr und Tag weder sein Gehalt noch die ihm von dem Cardinal Leopold Medici, einem eifrigen Beschützer der Wissenschaften, ausgesetzte Pension erhob. Kaiser Leopold I. lud Magliabechi zu wiederholten Malen an seinen Hof nach Wien ein und bot ihm glänzende Einkünfte und außerordentliche Ehren an, wenn sich der berühmte Gelehrte dort niederlassen wollte, allein dieser lehnte alle dergleichen Anträge ab, zufrieden mit der Lage, deren er in Florenz genoß. Ohnedies hot Cosmus Alles auf, sich den merkwürdigen Mann zu erhalten und zumal als derselbe zu altern begann, sein kostbares Leben durch mancherlei Erleichterungen und Bequemlichkeiten zu verlängern. Er ließ Magliabechi im Schlosse selbst, in der unmittelbaren Nähe der Bibliothek, eine Reihe behaglicher Räumlichkeiten herrichten, doch nur drei Monate ertrug unser wunderlicher Bücherwurm

den ihm ungewöhnten Comfort und kehrte dann nach seiner eigenen kleinen Wohnung heim, wo er ohne den Beistand irgend welcher dienstbaren Geister hauste. Als er indeß im Jahre 1708 ernstlich erkrankte, bestanden seine Freunde darauf, daß er sich einen Diener annehmen müsse. Magliabechi gab schließlich ihren Bitten nach, sowie aber der Abend kam, die Zeit, da er der Sorge und Gut eines Dieners am dringendsten bedurfte, schickte er diesen regelmäßig nach Hause, um wenigstens die Nacht allein sein zu können.

Bescheidenheit ist leider nicht immer die Eigenschaft, die sich den Gelehrten nachrühmen läßt, einen weniger eitlen, gegen das Urtheil der Welt gleichgiltigeren Gelehrten als Magliabechi aber hat die Viterargeschichte schwerlich zu verzeichnen. Als die Gemahlin Friedrichs I. von Preußen, Sophie Charlotte, die „philosophische Königin“, Magliabechi ersuchte, sich für ihre Sammlung von Bildnissen ausgezeichneter Männer porträtiren zu lassen, schlug er diese ehrenvolle Bitte rundweg ab und beharrte mit der gleichen Entschiedenheit bei seiner Weigerung, als sich die Fürstin an den Großherzog von Toskana wandte und diesen um seine Vermittelung in der Sache anging. Bloss durch besondere List gelang es endlich dem Maler Dandolini, daß Magliabechi ihm doch zu einem Bildnisse saß; als der Sonderling jedoch erfuhr, daß man ihn getäuscht hatte, war er durch nichts zu bewegen, sein Porträt auch nur einmal anzusehen. Ebenso wenig ließ er sich herbei, die silberne Medaille mit seinem Reliefbildnisse zu betrachten, die Cosmus von dem berühmten Graveur Hieronymus Ziccati für die Königin heimlich hatte anfertigen lassen. Von dieser in-

teressanten Denkmünze wurde nachher eine kleine Medaille abgegossen, welche die Gesichtszüge des seltsamen Mannes der Nachwelt bewahrt hat. Die Vorderseite zeigt uns seine Büste, die Rückseite stellt ihn in seinem kleinen Hausgarten sitzend dar, wo er an schönen Sommerabenden seine Freunde zu versammeln pflegte. Die Unterschrift bezieht sich auf sein bewundernswerthes Gedächtniß; sie enthält die Worte des römischen Redners: „Scire nostrum meminisci“ (Unser Wissen ist Erinnerung).

In den ersten Tagen des Januar 1714 ward Magliabechi auf der Straße von heftigem Zittern und Ohnmacht befallen; man brachte ihn nach Hause, allein er erholte sich nicht wieder von der Anwandlung und starb, seit Wochen bewußtlos, im April darauf, im einundachtzigsten Jahre seines Lebens. Seine große Bibliothek sowie sein ansehnliches Vermögen vermachte er seinem Landesherren, der jene im Palazzo degli Uffizi aufstellen ließ. Hier befindet sie sich noch heute, durch spätere Erwerbungen aus den von Magliabechi zu solchen Zwecken hinterlassenen Fonds erweitert und vervollständigt, ein nicht geringer Anziehungspunkt für den am schönen Arnostrande weilenden Freund seltener literarischer Schätze. Vor Allem aber erhält sie das Andenken eines der merkwürdigsten und originellsten Menschen, welche die Erde jemals gesehen hat.

# Heilkunde und Heilkünstler in früheren Tagen.

Kulturgeschichtlicher Rückblick.

Von

**H. Scheube.**

(Nachdruck verboten.)

Zu wiederholten Malen ist das europäische Abendland von der orientalischen Pest heimgesucht worden, wohl niemals furchtbarer jedoch, als im 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo dem „schwarzen Tode“, wie man die entsetzliche Seuche nannte, in Deutschland, Frankreich und Italien viele Hunderttausende von Menschen aller Gesellschaftsichichten zum Opfer fielen. Das Unglück macht abergläubisch, und so kam man im Anblicke der grausigen Verheerungen, welche die Krankheit anrichtete, auf die ungeheuerlichsten Phantastereien, das Uebel zu erklären und zu beschwören. In Deutschland zogen Schaaren von Männern und Frauen umher, die Bußpsalmen sangen und sich mit Geißelhieben die Leiber zerfleischten, um durch solche Bußübungen den Zorn des Himmels zu beschwichtigen. Es waren jene Flagellanten-, Flegler- oder Benglerbrüder, deren Wahnsinn bald ansteckend wirkte, so daß ganze Städte und Dörfer von der Tollheit ergriffen wurden und es nachher der strengsten Maßregeln von Seiten der kirchlichen und weltlichen Be-

hörden bedurfte, um dem die bedenklichsten Gesezwidrigkeiten verursachenden Unwesen Einhalt zu thun.

Noch andere und schlimmere Folgen zog indeß der Schrecken über die mörderische Epidemie nach sich, gegen welche die Leistungen der damaligen Heilkunde sich völlig ohnmächtig erwiesen. Ein Schwindel blutiger Grausamkeit begann den Schwindel des Aberglaubens zu begleiten. Wir wissen aus Erfahrungen, wie sich das Volk die plößlichen, geheimnißvollen, unabwendbaren Todesfälle zu deuten sucht, welche solche epidemische Krankheiten kennzeichnen; auch in unserem 19. Jahrhundert ist es ja noch da und dort vorgekommen, daß man eine verbrecherische Vergiftung der Brunnen u. s. w. für die Ursache der Seuche erachtete, wie viel mehr in den dunkleren Zeiten des Mittelalters. Man sperrte daher die Thore der Städte, stellte Wachen an Brunnen und Fontänen und klagte die Juden der Urheberchaft des Unheils an. Ganz Europa wurde jetzt die Bühne wie unerhörten Jammers so auch unerhörter Greuel. Während die Pest Ort für Ort entvölkerte, und die Friedhöfe zu enge wurden, um die Menge der Todten zu fassen, erwachte die Bestie im Menschen und vermehrte das allgemeine Elend durch die Wuthausbrüche, mit denen es über schuldlose Mitgeschöpfe herfiel. In der Schweiz war es, wo die Judenhaze ihren Anfang nahm. Man behauptete dort, die Juden ständen mit den Mauren in Spanien in Verbindung, um gemeinschaftlich mit diesen die Christen zu vergiften. Die Protokolle der nun erfolgenden Blutgerichte sind zum Theil noch vorhanden; man ersieht daraus, daß der Schmerz der Folter vielen der Unglücklichen in der



That das Geständniß der ihnen zur Last gelegten Unthaten abpreßte. Der Tod auf dem Scheiterhaufen war das Loos, welches den Gepeinigten diktiert wurde, in vielen Fällen aber wartete die Volkswuth die gerichtliche Untersuchung nicht ab. Hier schloß man die Juden in ihre Synagogen ein und steckte dann die Gebäude in Brand; anderswo wurden Tausende von Menschen, Männer, Frauen und Kinder, auf riesigen Holzstößen gleichzeitig den Flammen übergeben. In Mainz versuchten die Israeliten Widerstand zu leisten; als sie gewahrten, daß sie unterliegen mußten, verschanzten sie sich in ihren Quartieren und stürzten sich selbst in das Feuer. Die Mütter warfen ihre Kinder in die Flammen, um sie vor den Bekehrungsversuchen der Christen zu bewahren, und sprangen ihnen dann selbst in den Tod nach. Auf dem Lande aber blieb man in der Mehelei hinter den Städten nicht zurück; weit und breit spürten die Bauern die Flüchtlinge auf und machten sie nieder, nur im fernien Litthauen fanden die Beklagenstwerthen noch ein Asyl. Hier nahm sie König Kasimir der Große (1333—1370) in Schutz, was einer der Hauptgründe ist, daß durch ganz Polen noch heute die Juden in so großer Anzahl verbreitet sind.

Die erschreckliche Noth zerriß überhaupt alle gesellschaftlichen Bande: die Behörden hatten keine Autorität mehr, Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Mann und Frau schienen nicht mehr für einander vorhanden zu sein; die Kranken starben einsam und verlassen und die Todten wurden sonder Geleite, ohne Kerzen und Priester zu Grabe getragen. „Die Liebe war erloschen und die Hoffnung vernichtet,“ so klagt einer der sehr wenigen Aerzte jener Tage,

die, eine ehrenvolle Ausnahme von der allgemeinen Regel, den Kranken furcht- und selbstlos ihre Dienste widmeten, der wackere Guy de Chauliac zu Avignon in der Provence. Freilich war das fachmännische Wissen von Ursachen, Natur und Behandlung der Krankheit ein sehr geringfügiges; gab doch die Pariser medicinische Fakultät, eine der berühmtesten des 14. Jahrhunderts, aufgefordert, ihre Ansicht über Entstehung und Bekämpfung des schwarzen Todes zu entwickeln, ein höchst wunderbares und verworrenes Urtheil ab. Der Eingang derselben lautet wörtlich wie folgt: „Wir, die Mitglieder des Collegiums der Aerzte zu Paris, wollen, nach reiflichen Erwägungen der gegenwärtigen großen Sterblichkeit und nachdem wir mit den alten Meistern unserer Kunst Rath gepflogen haben, die Ursachen dieser Pestilenz klarer aus einander setzen, als es nach den Regeln und Prinzipien der Astrologie geschehen könnte. Demzufolge eröffnen wir, daß uns wohl bekannt ist, wie in Indien, in der Region des großen Meeres, die Gestirne, welche die Strahlen der Sonne und die Wärme des himmlischen Feuers befehlen, ihre Macht wider dieses Meer ausgeübt und mit seinen Fluthen heftig gerungen haben. Sonach entstehen oft Dünste, welche die Sonne verbergen und das Licht in Finsterniß verwandeln. Diese Dünste steigen 28 Tage hindurch wiederholt auf und nieder, endlich aber haben die Sonne und das Feuer so stark auf das Meer eingewirkt, daß sie einen großen Theil desselben zu sich herangezogen und das Wasser der See in Dampfform sich erhob. Hiedurch sind in manchen Gegenden die Gewässer derart verändert worden, daß die Fische darin starben. Allein dies

verdorbene Wasser konnte die Sonnenwärme nicht auffaugen; desgleichen war es nicht möglich, daß sich aus Hagel oder Schnee ein anderes gesundes Wasser bilden konnte. Mehr noch, jener Dampf verbreitete sich durch die Luft in verschiedenen Theilen der Welt und umhüllte sie mit einer Wolke. Das geschah namentlich in ganz Arabien, in vielen Strecken Indiens, auf der Insel Kreta, in den Thälern und Ebenen Macedoniens, in Albanien, Ungarn und Sicilien, und wenn sich der Nebel bis nach Sardinien ausdehnt, so wird dort kein einziger Mensch am Leben bleiben, und das Nämliche wird auf den benachbarten Inseln und in den angrenzenden Ländern stattfinden, wo dieser verdorbene indische Wind hingelangen wird oder bereits hingelangt ist, so lange die Sonne im Zeichen des Löwen steht. Wenn die Bewohner der genannten Gegenden daher nicht die folgenden Mittel gebrauchen, so steht ihnen der Tod unvermeidlich bevor; es sei denn, daß die Gnade des Herrn Jesu Christi ihnen das Leben schenkt.“

Solchen wüsten Unsinn förderte eine Körperschaft der gelehrtesten Aerzte ihrer Zeit zu Tage, und noch unsinniger war die Behandlungsmethode, die sie vorschlug, so unsinnig und zum Theil so widerwärtig, daß wir von einer Beschreibung derselben absehen zu müssen glauben. Allerdings fanden sich da und dort einzelne Männer, die sich über die Absurdität der Pariser Fakultät erhoben und in ihren Schriften vernünftigeren Ansichten und wirklich schätzbare Früchte ihrer Erfahrung niedergelegt haben, im Allgemeinen jedoch läßt die mitgetheilte Urkunde die abergläubischen Vorstellungen ermessen, von denen die Heilkunde jener und viel späterer

Tage durchdrungen war. Hielt man sich im 16. Jahrhundert doch allgemein davon überzeugt, nicht bloß die ungebildete Volksmasse, sondern selbst Aerzte und Juristen, daß sich die Pest aussäen lasse und daß es bestimmte Pestfäer gebe. Dies geht u. A. aus den kirchlichen und gerichtlichen Untersuchungen hervor, die man im Jahre 1530 zu Genf anstrebte und in deren Folge daselbst mehrere Menschen als „Pestfäer“ hingerichtet wurden. Auch zu Toulouse im südlichen Frankreich endeten, auf Beschluß des Parlamentes, 1542 und 1559 verschiedene Unglückliche auf dem Scheiterhaufen — „bei kleinem Feuer geröstet“, wie das Urtheil forderte — welche die Pest gesäet, d. h. durch besondere Geheimmittel verbreitet haben sollten. Das Gleiche begab sich 1581 zu Paris. „Nachdem die Pariser,“ heißt es in einem alten von G. Litré mitgetheilten Dokumente, „wahrgenommen hatten, daß die Pest in ihrer Stadt durch die Schlechtigkeit jener Leute sich steigerte, welche die Seuche mittelst gewisser ekelhafter Pflaster und anderer geheimen Ansteckungsmittel, die sie in den Straßen und Häusern ausstreuen, säen, erwirkten sie vom Könige die Erlaubniß, ohne weiteren Prozeß diejenigen vom Leben zum Tode bringen zu dürfen, so dergleichen Unthaten begehen, damit für Andere ein abschreckendes Beispiel statuiert werde.“ Um sich selbst vor der Krankheit zu schützen, brachten „die Meister dieser verderblichen Kunst“, so lesen wir in einer französischen Schrift aus dem 16. Jahrhundert, „sich, wie dies festgestellt worden ist, durch ägende Kräuter offene Wunden in der Gegend des Herzens bei, damit das Gift ausströmen könne, das immer unmittelbar in das Herz eindringt; was,

nach der Meinung der Aerzte, ein Radikalmittel gegen die Pest ist, zugleich präservativ und heilend.“ Nun aber geht bekanntlich kein Gift direkt in das Herz, andererseits hat mittlerweile die Medicin unwiderleglich ergründet, daß die Pest, unähnlich den Blattern, Varioloiden, Varicellen, Kuhpocken u. sich gar nicht inoculiren läßt, was die im Hospital zu Kairo an zum Tode verurtheilten Verbrechern vielfach gemachten Experimente und die Versuche mehrerer französischer Aerzte an sich selber über jedweden Zweifel erhoben haben. Daß die Pest demungeachtet zu den im höchsten Grade ansteckenden und transportablen Krankheiten zählt, wird kein Mensch in Abrede stellen wollen; dies beweist ja schon das Faktum, daß sie von Egypten und Syrien sich nach dem Abendlande fortpflanzte. Nur geben nicht die äußeren Hauterscheinungen der Krankheit, vielmehr Wäsche, Kleider, Betten der Kranken und die mit denselben in Berührung kommenden Zeuge und ähnliche Gegenstände das Vehikel der Ansteckung ab.

Noch lange, auch nachdem der Schweizer Paracelsus — mit seinem vollen Namen Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus von Hohenheim — auf eine freiere und tiefere Anschauung von dem organischen Leben gestützt, die Reform der Heilkunde angebahnt hatte, indem er dieselbe wesentlich auf die Erfahrung gegründet sehen wollte, ohne freilich sich selbst von den seltsamsten naturphilosophischen Phantastereien und einer Menge mystischer Vorstellungen und Bestrebungen frei machen zu können — lange nachher noch lag die Medicin in den Banden der Unwissenschaftlichkeit und des Aberglaubens, viel länger noch, vielfach bis

auf unsere eigenen Tage herab, sehen wir das Volk, um sich von Krankheit zu heilen oder im Besitze seiner Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern, viel lieber zu den abenteuerlichsten Mitteln und Prozeduren greifen, zu Wunderelixiren, Amuletten, Zauberpanaceen, sympathetischen Gaukeleien, als sich der rationellen Behandlung durch einen wissenschaftlich gebildeten Fachmann anvertrauen. Dergestalt kann es nicht befremden, wenn wir noch vor hundert Jahren und später unter dem fahrenden Volke auf unseren Messen und Jahrmärkten, unter Seiltänzern und Bärenführern, unter Taschenspielern und Bänkelsängern, unter „starken Männern“ und Feuereßern, als stehende Figur auch den umherziehenden Arzt, den Quacksalber, in buntphantaftischem Aufputze, umgeben von seinen Wunderarzneien, seinen Theriakbüchsen und Pillenschachteln, wahrnehmen und seine Kunst und seine Medicamente mit Stentorstimme, oft wohl unter Trommelschlag und Trompetenschmettern, anpreisen hören.

Vielleicht ist unser wandernder Aeskulap vordem ein Kriegsknecht gewesen, der, nun es Frieden geworden ist im Lande, auf einen anderen Gelderwerb sinnen muß, wenn er sich nicht auf das Betteln verlegen mag, und somit sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Doktor der Arzneikunde promovirt. Im Felde hat er einiges Wenige von der Apothekerei kennen gelernt; er bereitet sich daher zuvörderst seinen Theriak, ein breiartiges Gemisch von verschiedenen Stoffen, der, angeblich von Andromachus, dem Leibarzte des römischen Kaisers Nero, erfunden, für ein unfehlbares Gegenmittel wider Gifte aller Art gehalten wurde, wiewohl seine

Bestandtheile entweder keine Wirkung thaten oder sich darin direkt widersprachen. Sodann macht er sich ein blaues Wasser zurecht aus Lauge, Salmiak, Kupfer und Kampher „für Scharbock, Mundfäule, Zahn- und Augentweh“, mischt Galmei, Kieselsteine, Krebsaugen, Schmirgel und Trippel zu einem Pulver zusammen, das die Zähne blank polzt, seht aus Butter und Oel mit allerhand zerriebenen Kräutern und Wurzeln eine unfehlbare Wundsalbe zusammen, gießt und schüttet und streicht seine Zauberarzneien in verschiedene sonderbar geformte Gläschen, Schachteln und Büchsen und tritt, also auf das Beste ausgerüstet, seine Wanderung von Markt zu Markt, von Dorf zu Dorf an. Ist ihm das Glück hold, gelingt es ihm, eine erkleckliche Anzahl von Bauern zu düpiren, so daß sie ihm das Fünfszig- und Hundertsfache des Geldes bezahlen, das er für seine Mittel verausgabt hat, und ist er überhaupt ein anschläglicher Kopf, so schwingt er sich wohl mit der Zeit zu einem Marktschreier vornehmerer Gattung auf, stülpt sich eine mächtige Allongeperrücke auf das Haupt, quetscht sich eine große runde Hornbrille auf die Nase, die ihn als grundgelehrten Mann bekundet, legt einen scharlachrothen oder apfelgrünen goldbetreßten Rock an und schmückt sich mit Dreispitz und Galanteriebeugen, während seine Finger, die aus breiten Spitzenmanschetten hervorschauen, von Ringen funkeln und die Schuhe mit gewaltigen silbernen Schnallen bedeckt sind. „Der weltberühmte Medikus, Steinschneider und Wurmaustreiber Paffnutius Salbundius von Konstantinopolis, unterschiedlicher Fakultäten Doktor, auch in denen geheimen Wissenschaften wohl erfahren“ — so kündigt sich der gelahrte

Herr an, wenn er, nicht selten in eigenem Wagen und von einem oder selbst mehreren Bedienten gefolgt, in dieser oder jener Stadt seinen Einzug hält und nun seine prunkvoll ausdekorirte Bühne aufschlägt, die von Bilbern, welche seine Wunderkuren und die von seiner Meisterhand vollzogenen fabelhaften Operationen, von riesigen Zetteln, die mit bombastischen Worten seine Elixire und Leistungen herausstreichen, von Gläsern mit Unten und Fröschen, mit Schlangen und Salamandern, mit in Spiritus aufbewahrten Mißgeburten und dergleichen mehr verheißungs- und geheimnißvoll umgeben ist. Meist begleitet den Zaubermann als Diener und Assistent ein Hanswurst, der das vor der Bude versammelte Volk mit meist sehr handgreiflichen Scherzen und derben Poffen ergötzen muß, während drinnen in den geheiligten Räumen ein armer Teufel von Patient hinter einem hölzernen Verschlage wohl unter einer mit plumphen Werkzeugen von plumper Hand vollzogenen chirurgischen Operation blutet und ein Schmerzgebrüll ausstößt.

Nicht wenige dieser Charlatane fandte Italien in die Welt, viele waren indeß auch in unserem Deutschland zu Hause, Allen aber war es vornehmlich um den Verkauf ihrer Arzneien, Latwergen und Pillen, Tinkturen und Pulver zu thun. Als einer der bekanntesten deutschen Quacksalber wird ein gewisser Fuchs genannt, der, wie er versicherte, mit kaiserlichem Privilegium unsere Jahrmärkte als „Augen-, Bruch-, Stein-, Wund- und Wurmarzt“ mit Kopf-, Brust- und Magen-Trisinetz (einem grobkörnigen Pulver) nebst spanischem Bayirbrod bereiste. Als er 1742 zum Herbstmarkte in Hamburg erschienen war, erregten die zügel-



lofen Poffen, die er mit feinem Hanswurst und drei Hei-  
ducken vom Stapel ließ, einen nur mit Waffengewalt zu  
unterdrückenden Krawall der Schneidergesellen, die von ihm  
auf das Frechste verhöhnt worden waren. Ein anderer  
solcher fahrender Heilkünstler, Kaspar Heinrich Schröder  
aus dem Osnabrück'schen, brachte es unter dem wunderlichen  
Markgrafen Friedrich Christian von Brandenburg-Kulm-  
bach, der im Jahre 1763 zur Regierung gelangte, gar bis  
zum Minister und allmächtigen Regenten des gedachten  
Ländchens. Welches mannigfache Unheil die in dem von  
ihnen betriebenen Berufe meist völlig unwissenden Schwindler  
anrichteten, die sich gleichwohl an die schwierigsten wund-  
ärztlichen Verrichtungen wagten, läßt sich leicht begreifen;  
ebenso, daß sie mit den sonstigen Geheim- und Wunder-  
mitteln, die sie neben ihren barbarischen Medicamenten ver-  
kauften — Liebestränken, Schönheitsmitteln, „Philosophendöl“  
oder „Quintessenz, womit man halbe reich werden kann“,  
Salben zur Stärkung des Gedächtnisses, die häufig aus  
der menschlichen Konstitution sehr schädlichen Ingredienzien  
bereitet waren — Gesundheit und Lebenskraft des Volkes  
nicht eben förderten. Die harmlosesten Mittel, welche nicht  
bloß die geschilderten Marktschreier, sondern auch die wirk-  
lich studirten Aerzte jener Lage verordneten, waren immer  
noch diejenigen, die auf purem Aberglauben beruhten, wie  
der sogenannte Krötenstein, ein halbdurchsichtiger, grauer,  
in Silber gefaßter Quarz, der, als Amulet getragen, die  
neugeborenen Kinder und deren Mütter vor bösen Feen und  
Hexen schützen sollte; die Kraunwurzel — die Wurzel der  
Mandragora, einer zur Familie der Solaneen gehörenden

Pflanze — welche nicht allein fast alle Krankheiten heilte und insbesondere die erschöpften Lebensgeister wieder herstellte, sondern auch verborgene Schätze entdeckte, das im Kasten verschlossene Geld verdoppelte, üble Einflüsse der verschiedensten Art abhielt und noch eine Menge anderer werthvoller Dienste leistete; gewisse Edelsteine und andere Kleinodien, von denen jeder und jedes ihre besondere Heilwirkung thaten — der Amethyst als Spezificum wider Vergiftung und ihre Folgen, der Agat als Mittel gegen Augenleiden, der Jaspis gegen Wasser sucht und Fieber, der Hyacinth als Schlafbeförderer u. s. w. u. s. w.

Nicht aber bloß der oben erwähnte Reformator der Medicin, Theophrastus Paracelsus, sondern auch noch die Aerzte des vorigen Jahrhunderts hegten, wie wir in Moriz Busch's inhaltreichem Werke „Die gute alte Zeit“ (2 Bde., Leipzig, Grunow, 1878) lesen, zum Theil die verwunderlichsten Ansichten von dem Leben, dem inneren Organismus des Menschen, der Natur der Krankheiten, und verschrieben ihren Patienten die seltsamsten Mittel; ja sogar gelehrte Mediciner wiesen den Gedanken nicht von der Hand, daß Krankheiten angezaubert sein könnten und mit dämonischen Mächten zusammenhängen. Als der Angelpunkt, um den sich jedwede ärztliche Behandlung zu bewegen habe, galt Vielen das Herz, und „dieses müsse mit besonders kostbaren Medicamenten, Gold, Silber, Perlen und edlen Steinen verwahrt und gestärkt werden“. Gegen die Schwind sucht ward Fuchslunge angewandt, wider Kolik gebrauchte man die Eingeweide des Wolfes, Elenthierklauen und Menschenblut wurden gegen die Fall sucht gegeben, pulverisirten Mumien

maß man ganz außerordentliche Heilkräfte bei und regelte das Heilverfahren nach der Konstellation der Himmelskörper, deren Einfluß auf Gesundheit und Leben der Menschen für unbezwinglich erachtet wurde.

Erst mit der Entwicklung der Naturwissenschaft, mit den erstaunlichen Fortschritten in Physik und Chemie und der auf ihnen fußenden Physiologie, zumal aber mit der wachsenden Kenntniß vom Baue des menschlichen Körpers und den Erscheinungen und Funktionen des letzteren im gesunden und kranken Zustande, mit der Ueberzeugung, daß das Wesen aller Heilkunde in der möglichsten Verhütung der Krankheit und der Beseitigung der für die Gesundheit schädlichen Ursachen und Einwirkungen besteht — erst seitdem, seit etwa fünfzig Jahren, hat eine neue und rationellere Medicin sich Bahn zu brechen begonnen und schreitet die Kunst, das Leben zu schützen und zu verlängern, von Jahr zu Jahr fort, zumal nachdem auch Staat und Gemeinde die öffentliche Gesundheitspflege zu den Aufgaben zählen, die ihnen zu erfüllen obliegt. So dürfen wir noch Größeres von Heilkunde und Heilkünstlern der Zukunft erwarten, wenn gleich es auch ihnen nicht gelingen wird, das Kraut zu finden, das wider den Tod gewachsen ist.

---

# Bur

## Charakteristik des heutigen Griechenlands.

Bilder aus der Gegenwart.

Von

**G. Thüringer.**

(Nachdruck verboten.)

Da der unlängst unter der Vermittelung der europäi-  
schen Großmächte in der Hauptstadt des deutschen Reiches  
abgeschlossene Frieden die Beziehungen Griechenlands zur  
Türkei nicht definitiv geordnet, vielmehr deren Regelung  
den beiden betreffenden Staaten selbst überlassen hat, so  
dürfte wohl noch eine geraume Zeit die griechische Frage  
von der politischen Tagesordnung nicht abgesetzt werden  
können, um so weniger, als auf der türkischen Seite der  
gute Wille nicht vorhanden zu sein scheint, die Differenzen  
dem Berliner Frieden entsprechend zum Austrage zu bringen.  
Unter solchen Umständen werden daher einer kurzen Be-  
leuchtung des heutigen Griechenlands und seines staatlichen  
und Volkslebens, seiner Natur und seiner Menschen, wie  
wir sie neueren und unbefangenen Beobachtungen entnehmen,  
die Leser dieser Blätter wohl ihr Interesse nicht versagen.

Zunächst wollen wir dasjenige griechische Element in  
Erwägung ziehen, welches bei Neuordnung der erwähnten

Frage vor Allem in Betracht kommt und, wie wir später sehen werden, auf die Gestaltung der Verhältnisse im gegenwärtigen Königreiche Griechenland wesentlichen Einfluß ausübt. Es sind dies die Griechen, welche in den seither zur Türkei zählenden Provinzen wohnen. Dieselben bilden dort mehr als den dritten Theil der Gesamtbevölkerung und umschließen die wohlhabendsten und gebildetsten oder doch bildungsfähigsten Klassen der Bevölkerung. Epirus und Thessalien haben eine fast rein griechische Bevölkerung, in Makedonien und Thrakien reicht diese bis an den Südfuß des Balkans, während außerdem die Insel Kreta ebenfalls in das Bereich der griechischen Rasse fällt. So kommen von den nahezu zehn Millionen Menschen, die, nach den neuesten Angaben, in der jetzigen europäischen Türkei leben, fast vier Millionen auf die griechische Nationalität, mehr mithin als auf die Bulgaren, die nur etwa drei Millionen Seelen ausmachen.

Daß eine so ansehnliche Volksmenge gegründeten Anspruch auf Berücksichtigung hat bei einer kaum ausbleiblichen neuen und gründlichen Regelung der Dinge im Orient, bedarf wohl kaum einer weiteren Auseinandersetzung und erscheint uns um so dringender geboten, als nur dadurch für Griechenland selbst bessere Zustände in materieller und namentlich in sittlicher Beziehung herbeigeführt werden können. Wohl läßt sich nicht in Abrede stellen, daß das unter den Auspizien der europäischen Großmächte geschaffene Königreich Griechenland während der fünfzig Jahre seines Bestehens in Gewerbesleiß und Handel, in Verkehr und Schifffahrt, im niederen und höheren Unterrichtswesen erhebliche Fortschritte gemacht hat,

ebensowenig wird indeß geleugnet werden können, daß trotz dieser erfreulichen Entwicklung das Land zu keinem nachhaltigen Gedeihen zu gelangen vermag, sondern den Eindruck eines dahinsiechenden Körpers hervorbringt, das jedenfalls aber wesentlich aus dem Grunde, weil man bei der Schöpfung des neuen Staates diesen in zu enge räumliche Grenzen einzwängte und ihm so von vornherein seine eigentlichen Lebensadern unterband.

„Die Zwerghaftigkeit Griechenlands,“ so spricht sich der erste Leiter der Ausgrabungen in Olympia, Dr. G. Hirschfeldt, aus, „ist für dasselbe ein unüberwindliches Hinderniß; mit einer Einwohnerzahl von anderthalb Millionen Menschen und mit Einnahmen, welche dieser Zahl entsprechen, hat Griechenland für die ehrgeizigen Elemente aus sechs Millionen seiner Stammesgenossen — in Europa und in Asien — zu sorgen; aus Epirus, Thessalien, Makedonien, Thrakien, von den Inseln und der Küste Kleinasiens eilt, wer nur vermag, in das Königreich nach Athen und sucht nun dort zu leben und sich durchzubringen so gut oder schlecht, wie es eben gehen will. Das ist es, daran krankt Griechenland, daher die Menge von Leuten, welche auf ein bestimmtes Amt lauern, die jeden Umsturz betreiben, weil sie nur dabei zu gewinnen haben, bis sie die ersehnte Stellung erhalten, um sie alsbald unter Angriffen gleicher Art wieder zu verlieren; daher die kreisenden Ministerien, die vielfach zügellose Presse, die Misère des Beamtenthums, kurz Alles, was Europa in sittliche Entwürdigung versetzt.“

• Noch trüber schildert die griechischen Zustände ein junger

französischer Diplomat in den geistvollen Briefen, die er an seine Angehörigen und Freunde in Paris richtet. Zerfressen, gebrechlich, geistig und moralisch krank dünkten ihn Staat und Volk, und fast trauriger noch der Anblick der Landschaft, die sich an den meisten Orten kaum fruchtbarer und anmuthiger als eine Wüste darstellte. Wie wir Alle, seitdem uns auf der Schulbank zum ersten Male die unvergängliche Schönheit der Homerischen Dichtungen aufgegangen ist, so hatte auch der junge Franzose sich gewöhnt, Griechenland nur im Lichte poetischer Verkörperung zu schauen, und nun fand er von Allem, was er sich vorgestellt und geträumt hatte, so ziemlich das Gegentheil, nicht einmal die südlich morgenländische Landschaftsglorie, von der die meisten Dichter und Maler auf Papier und Leinwand schwärmen. „Trist, ganz unsäglich trist sieht das Land aus,“ beginnt er seine Mittheilungen vom hellenischen Boden. „Die Berge mit ihren harten, fast architektonisch steifen Umrissen frappiren wohl, allein sie gefallen nicht, noch viel weniger sind sie im Stande, uns in Entzücken und Begeisterung zu versetzen, wie dies von den Reisenden doch immer einer dem anderen nachbetet. Nur die Akropolis (die Burg), die ich bei der Abfahrt von dem Piräus, dem Hafen Athens, erblicke, bewegt mich und ruft mir die Jahrhunderte der Heroen und Künstler in's Gedächtniß zurück.“

Von der Hauptstadt Athen selbst sieht sich unser Briefschreiber im Allgemeinen nicht minder enttäuscht. Sie kommt ihm unsagbar „ärmlich und kläglich“ vor. Das von dem ersten Könige von Neuheilas, Otto von Bayern, erbaute Residenz-

schloß ist zwar ein umfänglicher Palast von weißem Marmor, doch ohne jedweden Stylcharakter, so daß es ganz ebenfogut eine Kaserne oder ein Spital und dergleichen abgeben könnte, wie die Behausung eines Monarchen und seines Hofes. Die Mehrzahl der sonstigen Häuser der Stadt trägt ein äußerst bescheidenes Gepräge, klein, schmucklos und nichtsagend, wie sie fast ohne Ausnahme sind, um so elender und unbedeutender erscheinend, als die Straßen so volltönige, an die einstige Herrlichkeit gemahnende Namen führen: Hermes-, Stadion-, Alkibiades-, Perikles-, Sokratesstraße u. s. w. Die Mehrzahl der Bewohner der neugriechischen Hauptstadt ist auch wenig bemittelt; hat sich ein Grieche einiges Geld erworben, so pflegt er Athen zu verlassen und nach Smyrna, Konstantinopel, Livorno, Marseille, auch wohl nach London überzusiedeln, weil sich hier seinem Handelstalente — denn jeder Grieche ist ein geborener Kaufmann — günstigere Chancen darbieten. Darum zählt das heutige Athen auch nicht einen einzigen Bürger, der im Besitze eines Vermögens von einer Million Franken wäre, während umgekehrt Alle, die durch irgend eine Stellung im Staatsdienste ihrer Armuth aufzuhelfen hoffen, aus dem Gesamtgebiete der griechischen Zunge, wie wir sahen, sich in Athen zusammendrängen und daselbst ein immer wachsendes Proletariat bilden, das die staatlichen Verhältnisse zu keiner befestigten Ordnung gelangen läßt und mit seiner sittlichen Verkommenheit auch andere Kreise der bürgerlichen Gesellschaft ansteckt.

An geistiger Unterhaltung und Zerstreuung hat Athen dem Fremden viel weniger zu gewähren, als die kleinste



deutsche oder französische Provinzialstadt, und noch unzulänglichlicher ist der wohnliche Comfort, mit dem uns, einige auf abendländischem Fuße eingerichtete und geführte Gasthöfe abgerechnet, seine Häuser empfangen. Sind doch selbst die gewöhnlichsten Möbel und Hausgeräthe in Athen nur schwer aufzutreiben; alle dergleichen Dinge kommen von Triest, von Marseille oder Livorno. Von Industrie und Fabrikthätigkeit hat ja die Residenz des Königs Georgios kaum die ersten Anfänge aufzuweisen. Ein Spaziergang nach der Akropolis war das einzige Vergnügen, durch welches unser französischer Legationssekretär eine Abwechslung in das langweilige Einerlei und die geistige Oede seines Aufenthaltes zu bringen suchte, wenn diese Promenade für ein „Vergnügen“ gelten konnte „unter einem glühenden Himmel und in einer kaum athmenbaren schwülen Luft“, während die Berge eine nahezu nachtschwarze Farbe haben, was auf das Gemüth des Beschauers überaus melancholisch und beklemmend einwirkt. „Dafür erschaut man freilich,“ heißt es in einem der gedachten Berichte, „das von der Sonne beleuchtete Meer und darüber hinaus die Höhen von Salamis. Dies Bild ist in der That grandios, das muß man zugeben. Beim Herabsteigen von der Burg,“ fährt der Verfasser fort, „besuchte ich die neuen Ausgrabungen — auch sie bleiben weit hinter meinen keineswegs hoch gespannten Erwartungen zurück; ein Basrelief ist das Einzige, was sich von all den verschiedenen wieder an's Licht gezogenen Kunstwerken noch leidlich erhalten zeigt. Im Uebrigen befindet sich Alles, was Athen von Alterthümern besitzet, in einem Zustande totaler Verstümmelung, und das thut der

Bewunderung für die hellenischen Antiquitäten nicht geringen Eintrag. . . Habe ich doch noch keine einzige umverehrte Statue, keine einzige unzerstüchte Säule zu Gesicht bekommen! In Haltung und Faltenwurf all der kleinen geflügelten und ungeflügelten Viktorien, die man neuerdings zu Tage gefördert hat, liegt unstreitig viel Kunst und Poesie, keiner einzigen dieser zierlichen Siegesgöttinnen sieht jedoch der Kopf noch auf den Schultern. Wer die Meisterwerke der althellenischen Kunst bewundern will, der muß nach Rom gehen; dort, im Vatikan, in den Villen Ludovisi und Borghese, auf dem Kapitole u. s. w. befindet sich jetzt so ziemlich Alles, was einst der Parthenon (der bedeutendste, der Göttin Athene — Minerva — gewidmete Tempel auf der Akropolis zu Athen) und die übrigen Tempel Griechenlands umschlossen. In Rom allein kann man die Kunstschöpfungen des alten Athen genießen, ohne sie erst im Geiste sich ergänzen zu müssen. In Griechenland ist es lediglich die Architektur der klassischen Zeit, was unsere Bewunderung herausfordert. Mit dem besten Willen von der Welt aber vermag ich mich nicht von dem Torso (Rumpf ohne Kopf) einer Minerva oder von den fragmentarischen Ueberbleibseln eines jungen Gottes zu begeistern; dergleichen Trümmer machen mir, und gewiß auch anderen unbefangenen Betrachtern, vielmehr einen äußerst peinlichen Eindruck.“

Auch die weiteren landschaftlichen Umgebungen der griechischen Hauptstadt sind nicht dazu angethan, uns heiterere Szenen vor Augen zu führen; ein Ritt, welchen der junge Diplomat nach Levfina am Meerbusen von Negina,

dem alten, durch seine Mysterien berühmten Eleusis, unternahm, zeigte ihm nur eine trübselige, öde Gegend. „Die Straße dahin,“ sagt er, „kann uns nicht das mindeste Interesse einflößen; immer der nämliche Mangel an Grün und Vegetation, nichts, durchaus nichts als unbebaute Felder und kahle Höhen; hie und da staubfarbige Oelbäume; das Ganze ist von einer unbeschreiblichen Monotonie und stimmt uns mit jedem Schritte schwermüthiger. Das Malerischste, was ich auf unserem Ausfluge erblickte, war eine Gruppe bewaffneter Bauern, die zu einer Razzia gegen die in Attika und anderwärts in Griechenland noch immer gelegentlich ihr Wesen treibenden Kephthen oder Räuber auszogen. Wie es mich bedünken wollte, muß man indeß ein ungewöhnlich scharfes Auge besitzen, um Jäger und Wild von einander unterscheiden zu können. Sich nach Sonnenuntergang selbst nur in die nächste Nachbarschaft Athens zu wagen, hat kein Bedenkliches. Darum waren wir auch auf unserer Exkursion nach Eleusis von einer Bande bis an die Zähne bewaffneter Palikaren (irreguläre griechische Truppen) begleitet, die unsere Schutzwache ausmachten.“ Von der Pracht des einstigen heiligen Eleusis ist fast nichts mehr übrig als einige zerbrochene Säulen und Marmorstufen; rundum fällt der Blick nur auf Verwüstung und Oede, wie dies an den meisten gefeierten Stätten des griechischen Alterthums der Fall ist. „Wer Anderes vom heutigen Hellas berichtet,“ setzt unser Autor mit lobenswerther Aufrichtigkeit hinzu, „der läßt sich von seinen klassischen Erinnerungen und seinem Enthusiasmus zu Phantasiemalben verleiten, die in keinem Zuge mit der Wirklichkeit übereinstimmen.“

Noch weit minder als das Land wollten ihm indeß die Menschen desselben gefallen. „Welches Land der Kabalen, der Lüge, der elendesten Eifersüchteleien, der maßloßesten wie der abgeschmacktesten Ehrsucht!“ klagt er. „In manchem Jahre kommen und gehen die Ministerien zu Duzenden. Niemals werde ich meinen ersten Besuch des griechischen Abgeordnetenhauses vergessen. Schon das Lokal ist über alle Begriffe erbärmlich, eine weißgetünchte Bretterbude, von deren Wänden eine Anzahl schmutziger griechischer Fahnen herabflattert, während verblichener rother Kattun Rednerbühne und Gallerie bekleidet. Von den etwa zweihundert Kammermitgliedern trugen einige Paletot und Fes, andere die faltige weiße Fustanella, die einem Frauenunterrocke gleicht, alle jedoch lagen ungenirt auf den Bänken hingestreckt. Und die ganze Gesellschaft schrie und kreischte, gestikulirte und wetterte durch einander, mit Einem Worte, von Anstand und Würde war keine Spur zu entdecken. Sprachlos aber war ich vor Erstaunen, als einer der Fustanellenträger sich mitten in seiner Rede gravitatisch die Nase — mit den Fingern putzte! Wie es scheint, nimmt indeß in Griechenland an solchen Dingen Niemand Anstoß; im Gegentheile sollen auch Hellenen in Tract und Cylinder sich mit Vorliebe dieses natürlichen Taschentuches bedienen.“ Geraucht darf in den Sitzungen des griechischen Parlamentes selbst begreiflicher Weise nicht werden. Gleich allen Orientalen sind nun aber auch die Griechen leidenschaftliche Raucher, für die es ein sehr harter Zwang ist, durch mehrere Stunden den Genuß ihrer Pfeifen oder Pappros zu entbehren, und da hat man sich sinnreich zu helfen gewußt —

in einem Nebengemache des Verhandlungsfaales liegen geschnittener Tabak und Papier in Menge aufgeschüttet, und wer seine Lust nicht länger zähmen kann und den Reden nicht mehr zuhören mag, der geht in jenes Zimmer hinaus, dreht sich eine Papiercigarre und erquickt sich an dem süßen Dampfe.

Die finanziellen Hilfsmittel Griechenlands sind an sich nicht groß und für ihre Entwicklung wird dazu kaum das Allernothwendigste gethan, geschweige, daß man darauf fänne, sich neue Ressourcen zu eröffnen. „Daher geschieht es,“ lesen wir an einer anderen Stelle der im jetzigen Augenblicke doppelt beachtungswerthen Schrift, „daß sein unglückseliges Budget von vierundzwanzig Millionen Franken jedes Jahr ein Defizit von zwei bis drei Millionen aufweist. Hieraus läßt sich die traurige Lage des Landes und seiner Stagnation, das Fehlen jeglicher Initiative und Unternehmungslust einigermaßen erklären . . . Wie Verwaltung, Polizei, Justiz beschaffen sind, weiß alle Welt. Der arme, aus Noth und Bedrängniß nimmermehr herauskommende Staat verausgabt alljährlich die kaum glaubliche Summe von zwölf bis vierzehn Millionen Franken für — Pensionen! Jeder Bürger desselben, der einmal, wäre es auch nur auf die kürzeste Zeit, irgendwie an der Staatsleitung theilgenommen, hat damit das Recht erworben, fortan auf Kosten des armen Landes zu leben. Jeder Minister — und es ist ja bekannt, wie schnell in Griechenland immer ein Kabinet das andere ablöst — sorgt alsbald bei seinem Amtsantritte dafür, sich selbst, seinen Anverwandten, seinen politischen Freunden eine Rente von

zwölf-, sechs- oder dreihundert Drachmen (eine Drachme hat den Werth von achtzig Pfennigen unserer deutschen Reichswährung) zu sichern. Das ist nun allerdings nicht sehr viel, im Ganzen aber schwillt es doch zu einer enormen, das arme Land schier erdrückenden Summe an."

Unter solchen, wie wir annehmen dürfen, wahrheitsgetreu dargelegten Umständen dürfte es den Griechen freilich schwer fallen, eine wirklich lebenskräftige und stetig aufblühende Nation zu bilden, um so schwieriger, als die heutigen Griechen doch eigentlich eine Mischrasse sind, in der sich viele nichthellenische Elemente befinden, außer den slavischen zumal albanesische oder skypetarische, die seit dem 14. und 15. Jahrhundert in Epirus und Myrien und auf manchen Punkten des Landes sich festgesetzt haben und zum Theil selbst heute noch nicht griechisch sprechen. Diese große Schwierigkeit gestehen sogar diejenigen Hellenen unumwunden ein, die sich der Selbstkenntniß nicht geflissentlich verschließen und die Gebrechen des Nationalcharakters recht wohl einsehen. Andererseits jedoch hieße es dem Volke die Gerechtigkeit verweigern, wollten wir ihm eine ungewöhnliche Intelligenz und seinen besseren Elementen das ernsthafteste Streben absprechen, ihre Heimath aus den traurigen Zuständen, an denen zur Zeit ein Land dahin siecht, welches vor Jahrtausenden sich einer Kultur erfreute, wie sie nach manchen Richtungen hin noch niemals wieder erreicht worden ist, in eine würdigere und hoffnungsvollere Lage hinüber zu arbeiten und ihm die Stellung zu verschaffen, zu der Griechenland als Mittel- und Bindeglied zwischen Abendland und Morgenland bestimmt zu sein scheint.

Was den Neugriechen vor vielem Anderen das Prognostikon stellt, daß sie sich allmählig das erfreuliche staatliche, sociale und geistige Dasein erringen werden, welches wir ihnen aufrichtig wünschen, ist das im Allgemeinen sehr innige Familienleben, das sie sich durch alle Noth Jahrhunderte langer Knechtschaft zu bewahren gewußt haben. „Wie Kletten hängen die Glieder der Familie zusammen,“ sagt ein neuerer deutscher Reisender und gründlicher Kenner der gegenwärtigen hellenischen Zustände. Einträchtig theilen sie Lust und Leid, und um einen der Familienangehörigen zu fördern, nehmen die Anderen gern Sorge und Entsaugung auf sich. Soll z. B. ein Sohn oder Bruder höhere Studien machen und zu solchem Zwecke vielleicht eine ausländische Unterrichtsanstalt oder Universität besuchen, so darben sich Eltern und Geschwister wohl die dafür aufzubringenden Kosten am Munde ab. Umgekehrt geschieht es sehr häufig, daß die Brüder sich nicht eher einen eigenen Hausstand gründen, bevor die Schwestern in einer oder der anderen Weise versorgt sind. Besonders aber hat die Pietät, mit welcher in Griechenland das Alter geehrt wird, die Liebe und Ergebenheit, die wir in den griechischen Familien den betagten Vätern und Müttern, den greisen Ureltern und anderen mit dem Schnee des Alters geschmückten Verwandten dargebracht sehen, etwas tief Ergreifendes. Auch gibt es im Osten kein anderes Volk, bei welchem die Frau eine so einflußreiche und wohlthätige Stellung behauptet, wie bei den Neuheellenen. Allerdings lebt sie auch hier in einer gewissen orientalischen Zurückgezogenheit, in den meisten Fällen jedoch beruhen Zusammenhang und Gedeihen des

Hauses wesentlich auf ihr und ihrer wirthlichen Thätigkeit. Daß ein solcher Familiensinn den Griechen nicht nur ein sittliches Uebergewicht verleiht, sondern mit der Zeit auch eine politische Präponderanz über die sie umwohnenden morgenländischen Nationen ergeben muß, die das Weib nur als die geborene Sklavin des Mannes betrachten, wird wohl Niemand ernstlich in Abrede stellen.

Ein anderes Moment, das im Hinblick auf die künftige Entwicklung des modernen Hellenenthums nicht unterschätzt werden darf, ist, wie bereits angedeutet, der bewegliche und elastische Geist, der die Griechen über alle Orientalen hoch erhebt, und damit in natürlicher Verbindung der in der That unwiderstehliche Vertrieb, der sie auszeichnet. Für die verschiedenartigsten Gegenstände haben sie das lebendigste Interesse; wo sie nur können, streben sie ihr Wissen zu vermehren und suchen daher gern den Umgang unterrichteter Fremder auf, den der Vollbluttürke im Gegentheil auf das Aengstlichste vermeidet. Das Schulwesen hat somit, und nicht nur im Königreich Griechenland selbst, sondern auch in jenen türkischen Provinzen, in denen Griechen einen Haupttheil der Bevölkerung ausmachen, während der letzten Decennien einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Besitzt doch, nach einer uns vorliegenden authentischen Notiz, u. a. Makedonien allein jetzt 34 höhere — sogenannte hellenische — und 205 niedere griechische Schulen mit einer Anzahl von mehr als 13,000 Zöglingen. Ein ähnliches Verhältniß aber besteht auch in den anderen Gegenden, wo das griechische Element verbreitet ist; außerdem finden wir in den meisten ansehnlicheren Städten der europäischen Türkei



griechische literarische Gesellschaften — Syllogoi — etablirt, die sich Erhaltung und Förderung des griechischen Unterrichts- und Erziehungswesens zum Ziele stecken.

Um nun aber diese unleugbar vielversprechenden Eigenschaften seines Nationalcharakters zur praktischen Geltung bringen und die Vortheile wirklich gewinnen zu können, auf welche sie ihm Anspruch geben, bedarf der Grieche vor Allem des nothwendigen Lichtes und Raumes, Griechenland „eines erweiterten Gebietes, wie es seiner Entwicklung und seiner ethnographischen Verbreitung entspricht. Man füge ihm die Theile hinzu, welche vorzugsweise seine Stammesgenossen bevölkern: Epirus, Thessalonien, die kleinasiatische Ostküste nebst ihren Inseln und Kreta, wenn nicht das jetzige Land an sich selbst zu Grunde gehen und vielleicht noch auf unberechenbare Zeit hinaus wiederum der Barbarei verfallen soll.“ Dies zu verhüten, wird die Aufgabe bleiben, der sich die europäische Politik auf die Dauer nicht entziehen kann, wenn sie auch den gegenwärtigen Moment dazu nicht für den geeigneten erachtet zu haben scheint, mit so zahlreichen anderen heikelen Fragen beschäftigt, deren Lösung zunächst in die Hand genommen werden mußte, sollte der von Allen so sehnsüchtig erharrte Frieden zu Stande kommen. Aufgeschoben ist jedoch nicht aufgehoben und kann in diesem Falle nicht aufgehoben sein — damit möge sich Griechenland trösten. Wir aber werden mit aufrichtiger Theilnahme die weitere Entwicklung dieser griechischen Frage verfolgen und uns im Interesse der Civilisation freuen, wenn die Hellenen sich gewinnen, was ihnen nach dem ja anderwärts mit Erfolg geltend gemachten Natio-

nalitätsprinzipie gebührt, obschon wir wünschen möchten, daß Griechenland sein Ziel ohne allzuviele und allzuschwere blutige Opfer erreicht.

## Der Traum und seine Bedeutung für das Seelenleben der Menschen.

Von

Dr. Karl Wilz.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt wohl keine Erscheinung im Seelenleben des Menschen, die so geheimnißvoll, räthselhaft und bedeutsam sich für jeden Denkenden erweise, wie der Traum. Welch eine Rolle spielt er schon in der alten Geschichte! Traumdeuter finden wir zur Zeit des Pharao in Egypten und so durch alle Zeiten hindurch bis in die Gegenwart, in welcher es noch Tausende von Menschen gibt, die, wie sie sagen, „an Träume glauben“. Aber wenn wir auch von allen lächerlichen Dingen, wie zum Beispiel von geträumten Lotterienummern u. absehen, so bleibt immer noch viel an dem Traume kleben, was auch dem aufgeklärten, hellsehenden Menschen interessant sein muß.

Was ist der Traum? Das ist wohl die erste Frage, die man sich vorlegt, und sie ist eigentlich leicht zu beantworten. Es ist eine beschränkte Anregung des Bewußtseins, die durch leibliche Entwicklungen und Reize vor sich geht.

Erhalten wir keine solchen Anregungen, so schläft auch das Bewußtsein ganz und wir träumen in einem solchen Falle gar nicht. Daß wir immer träumen müßten und blos deshalb oft nichts von Träumen wüßten, weil wir sie vergessen hätten, ist psychologisch nicht festzuhalten. Daß ein solch beschränktes Bewußtsein auch bei wachem Zustande vorkommt, weiß derjenige recht wohl, welcher sich in etwas so vertieft, daß die ganze Welt sozusagen für ihn nicht da ist, oder der, welcher in großer Zerstreuung sich befindet und durch seine räthselhaften, oft urlächerlichen Handlungen seine Umgebung belustigt. So laufen Menschen in Gedanken in die alte Wohnung, nachdem sie schon die neue bezogen haben; oder sie gehen weit über das Ziel ihrer Wanderung, die sie vorzunehmen haben, hinaus. Sie sagen dann: „Ich dachte nicht daran!“ und das ist eben der Zustand, in welchem einzelne Gedanken nicht zum Bewußtsein kommen. So ist es nun im Traum. Freilich sind es da nur wenige Bewußtseins-Elemente, welche sich zeigen, und sie betreffen sinnliche Reize und Gefühle, wenn sie von den niederen Sinnen ausgehen; höhere geistigere Strömungen aber, wenn sie von den höheren Sinnen ausgehen, deren Erregtheit vielleicht noch nicht ganz verschwunden ist (wie kurz nach dem Einschlafen), oder doch schon wieder beginnen will, wie kurz vor dem Erwachen. Daher haben wir in der Regel die interessantesten durchgeistigten Träume früh oder gleich nach dem Einschlafen, die auf das bloße Vegetiren sich beziehenden Träume mitten in der Nacht. Aus diesem Gedanken nun, daß die Träume durch flüchtige unterbrochene Anregungen des Bewußtseins entstehen, er-

klärt sich Vieles. Zuerst müssen wir aber einen Blick werfen auf die Dinge und Zustände, von welchen man träumt, und die natürlich eng mit den Reizen zusammenhängen, die für die Sinne noch vorhanden sind. Hat man z. B. das Deckbett abgeworfen, so friert man, und man träumt, auf dem Eise einher zu spazieren. Ueberhaupt sind die Blutzustände sehr einflussreich auf das Träumen. Hat man Andrang des Blutes, oder irgend welche Störungen und Beängstigungen, so träumt man, man müsse durch eine enge Schlucht oder unter einem Thore weg kriechen; mitunter verbinden sich mit ängstlichen Gefühlen auch ganz schaurige Träume. Der Träumer sieht Räuber und Mörder, oder stürzt in's Wasser, oder wird durch irgend ein anderes Unglück bedroht. Da die Gebilde der Furcht mit beängstigten Gefühlen verbunden sind, so entstehen nun diese Gebilde auch im Traum, wenn durch irgend welche körperliche Zustände dieselben Gefühle erregt werden. Viele sagen: Schlimme Träume kommen aus dem Magen! Und das ist in einer Hinsicht wohl richtig. Wenn ein Mensch vor dem Schlafen schwer verdauliche Speisen isst, oder bei der Mahlzeit des Guten zu viel thut, der darf sich nicht wundern, wenn er Alpdrücken bekommt, d. h. wenn ihm ist, als wenn zehn Männer sich auf ihn würfen und ihn erdrücken wollten. Das Gefühl des Magendruckes ruft auch hier das Traumbild in's Bewußtsein. Zu den gewöhnlichen Träumen gehört das Fliegen, das Schwimmen im Meere, das Herunterstürzen von ungeheurer Höhe, der Aufenthalt in fremden Städten, in romantischen Gegenden &c. Lächerliche Träume bestehen darin, daß man eine Person eine Handlung verrichten sieht,

die nicht zu derselben paßt. So träumte einer unserer Bekannten immer, daß er Napoleon III. im Kindergarten fände und mit ihm die Kleinkinderpflege bespräche; ein Anderer träumt, daß er zum König eingeladen ist, wenn er aber hinkommt, ist es plötzlich nicht der König, sondern sein Schuhmacher, der ihn eingeladen hat. Manche träumen wohl gar, daß sie selbst eine andere Person wären, oder einem anderen Stande angehörten. So träumte ich 1870 fortwährend, daß ich Soldat sei, ich machte als Soldat Besuche, ging auch in die Schlacht und sah die Kanonenkugeln geflogen kommen. Und diese lächerlichen Erscheinungen hängen sehr einfach mit dem Abspringen des Bewußtseins zusammen. Das Bewußtsein ist beschränkt und deshalb wird auch selten ein Traumbild zu Ende geführt. Da nun in Folge der geringen Bewußtseins-elemente die Bilder sehr wechseln, so drängen sich oft unpassende an einander. Wenn in einen Traum von einem Nachtwächterstandal sich das Bild des Bürgermeisters drängt, so träumt der Mensch, der Bürgermeister sei Nachtwächter geworden. Das ist sehr klar; das Bild des Bürgermeisters wird mit dem Standal in's Bewußtsein gerufen, und da im Traume jede genaue Unterscheidung in der Regel fehlt, so vermischt sich das Bild des Bürgermeisters mit dem des Nachtwächters. Oft sagen wir, mir träumte, mein Bruder war bei mir; später war es nicht mein Bruder, sondern ein ganz Anderer. Mitunter jagen sich die Bilder förmlich, und es werden dadurch natürlich schreckliche Zerrbilder geschaffen.

Deswegen sind wir auch für die Träume in keiner  
Bibliothek. Jahrg. 1879. Bd. II.

Weise sittlich verantwortlich zu machen. Mancher verheirathete Mann heirathet im Traume noch einmal, bringt die Frau auch in's Haus und verspürt wenig Reue darüber. Im Traume schläft die sittliche Kontrolle der Vernunft vollständig, daher begehen wir auch im Traume Handlungen, die wir im Wachen tief verabscheuen. Wir sind aber dafür ebensowenig verantwortlich zu machen, als der laute Träumer, der Schlafredner, welcher im Schlafe sonderbare Laute und Worte hören läßt.

Die Träume sind auch hinsichtlich des Beharrens in der Seele sehr verschieden. Manche Träume vergessen wir ganz, manche halb, manche stehen uns am Morgen noch klar vor der Seele. Daß wir sie überhaupt nicht gut behalten, liegt daran, daß die Begleitung der Nerventhätigkeit, des Blutumlaufs u. im Schlafe eine ganz andere ist als im Wachen. Wenn aber die körperlichen Umstände, welche das Seelische begleiten, verschieden sind, so wird die Erinnerung, die sich an diese Zustände mit knüpft, auch sehr verschieden sein. Die Träume, welche wir früh haben, wo sich also die körperlichen Zustände mehr denjenigen im Wachen nähern, sind ungleich klarer, behaltlicher als die, welche wir mitten in der Nacht haben. Recht verschieden sind auch die Gefühle hinsichtlich der Träume beim Erwachen. Wer geträumt hat, daß er alle Kisten und Kasten voll Geld hat und sich beim Erwachen als armen Mann fühlt, der ist ärgerlich; wer aber träumt, daß er alle Zähne verloren hat und früh findet, daß er den Mund noch voll davon hat, der ist froh. Wie Mancher gewinnt im Traume das große Loos und erwacht nur zu neuem Elende; wie Mancher wird

im Traume vom Blitze erschlagen und ist früh seelenvergnügt, daß er noch lebt!

Interessant sind die Träume als Propheten. Können wir uns aber auf ihre Prophezeiungen verlassen? Nein, Alles, was sie voraus verkündigen, ist durch zufälliges Zusammenstellen von Thatfachen oder auch dadurch entstanden, daß ein Gedanke, mit dem sich der Träumer am Tage oder kurz vor dem Einschlafen beschäftigt (von welcher Beschäftigung er oft den anderen Tag nichts mehr weiß), noch einmal in's leise angeregte Bewußtsein tritt und den Traum bildet. Ein Kind, welches die verzeigte Mutter sehnsüchtig herbeiwünscht, träumt, daß sie kommt; und der Zufall fügt es, daß sie wirklich kommt. Ein paar Träume aus meinem Leben sind mir unvergeßlich geblieben, weil sie in der That dazu angethan waren, mich abergläubisch zu machen. Als ich zu einem Musikfeste wanderte, träumte ich Abends zuvor, daß ich in einen Gasthof eintrete, daß ich dort von einer Dame abgeholt und in ein Zimmer mit blaustreifigen Tapeten zu einer Anzahl Freunden geführt werde, die mich auf das Herzlichste empfangen und mich nöthigten, an dem mit Weinflaschen besetzten Tisch Platz zu nehmen. Als ich am anderen Tage nach langem Suchen einen passenden Gasthof fand und sehr bald darauf wirklich von einer bekannten Dame in ein blaugestreiftes Zimmer zu lustig zechenden Freunden geführt wurde, so erschrak ich fast und konnte nicht umhin, den Traum zu erzählen, der natürlich Viele in dem Glauben an Träume bestärkte. Ein andermal wurde ich mit vielen Ceremonien in eine Gesellschaft aufgenommen und träumte

des Abends zuvor den ganzen Hergang der Aufnahme, obgleich ich nie etwas davon gehört hatte.

Aber solche Fälle dürfen uns nicht irre machen; sie bestätigen bloß, daß der Traum mit seinem Durcheinanderwerfen der verschiedensten Bilder auch manchmal das später im Wachen sich aufrollende Bild trifft.

Aber hinsichtlich des Körpers ist der Traum oft ein sehr zuverlässiger Prophet. Es kann eine Krankheit durch eine Stimmung sich ankündigen, die im Wachen nicht sehr beachtet wird, im Schlaf aber sich schärfer ausprägt. Deshalb kann es vorkommen, daß die im Schlafe gefühlte Unpäßlichkeit den nächsten Tag wirklich vorhanden ist. Ein Bekannter von uns träumte, er käme in's Irrenhaus, und er litt in der Folge wirklich an tiefer Melancholie, die indes wieder glücklich gehoben wurde.

Daß der Traum bei den Dichtern, Romanschreibern, überhaupt Schriftstellern eine große Rolle spielt, ist bekannt, aber selbst vor Gericht kann er mitunter in Frage kommen. Im Jahre 1849 stand ein Redakteur vor Gericht, der in seinem Blatte einen Traum veröffentlicht hatte, welcher sich auf die Vertreibung sämmtlicher Fürsten bezog. Der Vertheidiger, Dr. Schaffrath, welcher alle Hebel in Bewegung setzte (und unter Anderem nachwies, daß man Jemanden, der vom jüngsten Tage geträumt und seinen Traum erzählt, gewiß nicht bestrafen könne), hatte Noth, den Träumer von der Strafe zu befreien. Auf einem sächsischen Dorfe erzählte ein Bauer dem Pfarrer einen Traum, in welchem der Letztere eine traurige Rolle spielte. Der Pfar-



ver klagte, und so viel wir wissen, mußte der Bauer bezahlen.

Welche Bedeutung man den Träumen beilegt, ist nicht ganz uninteressant. Wenn die Frauen von Wäsche träumen, werden sie in einen großen Klatsch verwickelt; wenn man vom Feuer träumt, hat man Glück; wenn man Schnee im Traume sieht, erfährt man etwas Neues; wenn Einem ein Zahn ausfällt im Traume, stirbt ihm Jemand; wenn man von Läusen träumt, erhält man viel Geld 2c. Merkwürdig, aber leicht erklärlich ist es, daß viele Träume, namentlich unangenehme, sich wiederholen. So kommt es nicht selten vor, daß Träume aus den Kinderjahren im späteren Leben wieder erscheinen. Ein Freund von uns, der Orgelspieler ist, träumt fortwährend, daß er spielen soll und ihm das Choralbuch fehlt, daß die Tasten hängen bleiben, daß er das Lied nicht findet 2c. Daß der Traum mitunter etwas Erhebendes für den Menschen hat, namentlich, wenn er ihm die Bilder seiner Sehnsucht vorführt, sagen schon die Worte: süßer Traum, holder Traum, seliger Traum, Jugendtraum. Auch diese wiederholen sich jedoch, wie es wohl Manchen von uns schon begegnet ist, daß sie im Traume mehrmals die gleichen angenehmen Begebenheiten durchleben, welche mit den Gestalten längst geschiedener Lieben und Freunde verknüpft waren und mit letzteren verkehren, als seien die ihnen theuren Personen noch lebendig und bei ihnen, wie in alten glücklichen Tagen. Solche und andere beglückende Träume, Träume, die uns mindestens auf eine Nacht den Bedrängnissen des irdischen Daseins und den Sorgen des Lebens entrücken, Traum-

bilder der lieblichsten und beseligendsten Art sind es, die wir zum Schlusse unseres gegenwärtigen Artikels allen unseren Lesern wünschen, denen dagegen jene bösen, beängstigenden, schauerlichen Traumklobbe fern bleiben mögen, von denen wir oben sprachen. Daß dies geschieht, dafür kann der Mensch wenigstens in Etwas beitragen, indem er sich Leib und Seele, Gedanken und Streben gesund zu erhalten sucht.

---

## Der urweltliche Mensch.

Naturwissenschaftlich-kulturhistorische Studie.

Von

**A. Weidenthal.**

(Nachdruck verboten.)

Lange waren die Gelehrten der Ansicht, daß der Mensch erst in der von den Geologen als Neuzeit bezeichneten Periode auf unserer Erde erschienen sei, jedenfalls nicht vor der jetzt auf der letzteren vertretenen Thierwelt. Wie einer der Begründer der modernen Zoologie und vergleichenden Anatomie, George Cuvier, ein Bögling der Stuttgarter Karlsakademie, geltend zu machen suchte, konnte der Mensch ja nicht gleichzeitig mit den jetzt erloschenen Riesenthierfamilien — den Mastodonten und Megatherien u. — existiren, welche die sogenannte Tertiärepoche kennzeichnen, die, der geologischen Neuzeit vorhergehend, noch einen

großen Theil Europa's unter Wasser sah. Spätere Forschungen haben indeß unwiderleglich dargethan, daß der Mensch in Europa noch mit einer Reihe jener vorweltlichen Ungeheuer, mehreren Mammutharten, dem Höhlenbär (*Ursus spelaeus*), dem irischen Riesenhirsche (*megaceros hibernicus*), einigen pliocänen *Rhinoceros*-Gattungen u. s. w. zusammengelebt hat, sämmtlich heute nicht mehr vorhandenen Thiergeschlechtern der nächsten geologischen Vorzeit.

Seit mehreren Jahrhunderten schon waren da und dort in den oberen Schichten der Erdkruste, mitunter auch an der Oberfläche derselben mehr oder minder regelmäßig geformte Kieselfeine aufgefunden worden, die man nach genaueren Untersuchungen — im Jahre 1734 durch Mahudel — als die ersten Werkzeuge erkannte, welche sich der Mensch, ehe ihm noch die Metalle bekannt waren, für seine verschiedenen Gantirungen verfertigt hatte. Mit Hilfe dieser vorhistorischen Werkzeuge und Waffen, Aexte, Messer, Lanzenspitzen u. s. w., die man zugleich mit ähnlichen Instrumenten aus Knochen Horn u. s. w. neben den Ueberresten von tertiären Thierkolossen in den nämlichen Erdschichten und Höhlen, in Frankreich, in Schwaben, in der Schweiz, in Belgien, in Dänemark u. s. w. entdeckte, gelangte man schließlich zu der Ueberzeugung, daß der Mensch schon in eine um viele Jahrtausende frühere Periode zurückreicht, als man bis dahin annehmen zu müssen glaubte. Fand man doch am Mississippi unweit New-Orleans in Nordamerika, unter den sich folgenden Schichten von vier fossilen Wäldern gelagert, ein menschliches Skelett, dem, nach einer auf der Höhe der jährlichen Anschwellungen des Stromes fußenden Berechnung,

ein Alter von mindestens fünfzigtausend Jahren beigemessen werden muß. Ja, die in einer Höhle der Grafschaft Devon im südwestlichen England, im Vereine mit den Knochen verschiedener vorweltlicher Thiere und zu Werkzeugen und Waffen bearbeiteten Kieselsteinen, ausgegrabenen Menschengewebeine wollen die Geologen, auf ähnliche Berechnungen gestützt, gar für zweihundert und sechzigtausend Jahre alt halten!

Wie sollen wir uns nun aber diesen Urmenschen oder, richtiger ausgedrückt, den Menschen der viele Jahrtausende umschließenden ersten Civilisationsphase, der sogenannten Steinzeit vorstellen, die uns hier einzig und allein beschäftigen wird? Einen Menschen, der eine Periode zu überdauern vermochte, da alle beträchtlicheren Bodenerhebungen Europa's, bis zur Breite Siciliens hinab, unter ewigem Schnee und Eis begraben lagen; da eine einzige große Eisdecke ganz Island, Schottland und Scandinavien überzog; da alle Thäler der Karpathen, des Balkans, der Pyrenäen, der Apenninen, der Alpen u. s. w. mit Eis erfüllt waren; da von den beständig mit Wolken umhüllten Gipfeln der letzteren ungeheuerer Gletscher herabflossen, die gegen Mittag die Ebenen der Lombardei und Piemonts berührten und nordwärts bis zum Jura gingen; da die Niederungen das Bett des Meeres bildeten? Gewiß war der Mensch in diesen ersten Stadien seines Vorkommens auf der Erde, bis wohin auch die ältesten seiner uns überkommenen Werkzeuge und die Spuren seiner frühesten Heimstätten nicht hinauf reichen, ein sehr armseliges Geschöpf, in seinen Instinkten, seinen Ansprüchen und Leidenschaften sich nur wenig über die übrigen Wesen der animalischen

Welt erhebend. Das Feuer kannte er nicht, seine Nahrung bestand aus Wurzeln und wilden Beeren oder, wenn er schon im Stande war, sich Thiere zu erlegen, aus rohem Fleische. Ohne Ahnung einer höheren Macht, lebte er lediglich für die Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse und seine Sprache beschränkte sich zweifelsohne auf eine kleine Anzahl von Vokalen, wie dies aus den Idiomen der Buschmänner Afrika's und anderer auf den untersten Kulturstufen stehender Völkerschaften erhellt, deren Sprachen fast nur aus einfachen und Doppelvokalen zusammengesetzt sind. Seine Kleidung waren ungegerbte und ungenähte Thierfelle, die seinen Gliedmaßen nur ungenügenden Schutz wider die Unbilden von Klima und Wetter verliehen, sein Nachtlager suchte er im Dickicht des Waldes oder in finsternen Höhlen, in denen er sich vor der Kälte und vor den wilden Thieren zu bergen strebte.

Nichtsdestoweniger war dieser Mensch doch das hervorragendste Wesen, die Krone der Schöpfung; er hatte die Gabe der Vernunft und, was ihn hoch über alle anderen Bewohner der Erde stellte, die Perfektibilität, den Trieb der Vervollkommnung. Der Blick des Himmels und die Flammen der Vulkane lehrten ihn das Feuer und bald auch dessen unschätzbaren Segen kennen. Er suchte es daher zu bewahren und hütete es als seinen kostbarsten Schatz, es Tag und Nacht unterhaltend, da ihm die Prozeduren noch fremd waren, durch die er es neu erzeugen konnte. Und so erklärt es sich, daß das Feuer seit den ältesten Zeiten der Gegenstand einer besonderen Verehrung wurde, daß die Perser es vergötterten und der ihm geweihte Kultus die

Grundlage ihrer Religion abgab, in deren Tempeln nimmermehr das Feuer verlöschen durfte. Der „reine Asbestos“ (der Unverlöschliche) der Griechen, der zu Delphi fortwährend brannte, das heilige Feuer der römischen Vestalinnen sind jedenfalls aus den Traditionen hervorgegangen, die sich auf den Ursprung des Menschengeschlechts zurückführen lassen. Erst mit dem Besitze des Feuers nahm die eigentlich menschliche Existenz des „Herrn der Schöpfung“ ihren Anfang. Das Feuer verhalf ihm zu einer anderen und besseren Nahrung, durch das Feuer besiegte er die Ungastlichkeit des Himmels, um das Feuer des Herdes versammelte sich tagtäglich die Hausgenossenschaft, und damit bildete sich das Leben der Familie.

In den Wäldern Europa's hausten damals, wie schon erwähnt, das gigantische Mammuth und ein mit dickem Wollwolle bekleidetes Rhinoceros, daneben der große Höhlenbär und eine Katzenart, die unseren Löwen an Größe und Stärke weit übertraf, ferner das jetzt zwar nicht ausgestorbene, doch verdrängte Kenthier, auch mehrere andere Gattungen von Wiederkäuern, die zum Theil dem heutigen Rinde ziemlich ähnlich waren und als dessen Stammeltern gelten können, und eine seitdem erloschene Pferdeart. Um sich der einen dieser Thiere zu erwehren, die anderen für seinen Tisch zu jagen, verfertigte sich der Mensch allerhand Waffen, die er sich mit Hilfe noch festerer Steine aus dem Kiesel zurecht schnitt, Aexte und Lanzen, auch Wurfspeise, um seiner Beute auf weitere Entfernungen hin habhaft werden zu können, bis er, die Schnellkraft zusammen gebogener und wieder losgelassener Zweige und Ruthen erprobend, den

Bogen erfand, zu dessen Sehne er sich der Flechsen des erlegten Wildes bediente, die er mittelst seiner scharfen Kieselsteine aus dem Fleische der getödteten Thiere löste. Mit diesen primitiven Waffen aber verfolgte er nicht nur den Urochsen und das Kenthier, sondern wagte auch das Mammoth, das Nashorn, den Höhlenbär anzugreifen und nicht selten mit Erfolg.

In den Ablagerungen der großen Wasserfluthen dieser Epoche, der sogenannten Diluvialbildungen, hat man zahlreiche Beweise von der Thätigkeit jener ersten Menschen aufgefunden, namentlich sind die Steinwaffen, beilartige, auf beiden Seiten geschärfte Instrumente von konischer Gestalt, viel besprochen worden, die man bei Moulin-Quignon zwischen Abbeville und Amiens in der Picardie entdeckt hat, in einer Tiefe von fünf Metern, was auf ein Alter von weit über fünfzigtausend Jahren schließen läßt. Sehr interessant ist auch die fossile Ausbeute der Höhle von Montaigne in Nordfrankreich; diese Ausbeute bestand nicht bloß aus verschiedenen steinernen Waffen, sondern auch aus knöchernen Pfeil- und Wurfsitzen und allerhand aus Bein fabrizirten Schmucksachen, durchlöcherten Bährenzähnen, die als Halsgehänge getragen worden sein mochten, durchbohrten Pferdeknochen und Muschelschalen, die wohl den gleichen Zweck äußerer Zierrath zu erfüllen hatten.

Welchen Rassenotypus der Mensch jener Urzeiten aufwies, das läßt sich mit einiger Sicherheit nicht feststellen. Der im August des Jahres 1856 in einer Höhle des Neanderthales bei Düsseldorf gefundene Menschenschädel ist von außerordentlicher Dicke, die Schleimhöhlen der Stirne

sind übermäßig entwickelt, die Augenbrauenbogen gewaltig, das Stirnbein ist abgeplattet und die Gehirnentwicklung schwach, so wie wir diese heute bei gewissen australischen Völkerschaften antreffen. Allem Anscheine nach gehörte dieser Schädel einer gegenwärtig in Europa nicht mehr vorkommenden Menschenrasse von der niedrigsten Organisation an. Nach der Versicherung des berühmten englischen Physiologen Thomas Henry Huxley, dessen Werk „Die Stellung des Menschen in der Natur“ so gerechtes Aufsehen hervorrief, gleicht der im Neanderthale entdeckte Schädel der Kopfbildung des Affen viel mehr als irgend ein anderer der nach und nach zu Tage geförderten Menschenschädel — was indessen von anderen Naturforschern, zumal von Virchow in Berlin, in Abrede gestellt worden ist. Ebenso scheint ein später in der Grotte de la Vaulette bei Dinant in Belgien aufgefundenes Menschengebiß die Annahme zu bestätigen, daß der Mensch der Steinzeit von einer sehr schwachen geistigen Begabung gewesen sein müsse. Andere fossile menschliche Ueberreste, im Lehm zu Egisheim bei Kolmar im Elsaß und zu Olmo bei Arezzo in Toskana aufgefunden, zeigen zwar einigermassen abweichende Bildungen, deuten indeß gleichfalls darauf hin, daß der Schädel des damaligen Menschen ein sehr niedriger und eingedrückter und die Gehirns substanz demgemäß eine wenig umfangliche gewesen sein muß.

Von Wuchs scheint der Mensch jener Epoche sich vielmehr klein als groß dargestellt zu haben. Da es ihm an metallenen Werkzeugen zum Schneiden und Scheeren gebrach, so trug er ohne Zweifel Haar und Bart lang und voll.



Seine Nahrung gab ihm das Fleisch des Urochsen, des Pferdes, des Bären, des Löwen, ja des wolligen Rhinoceros. Ob er daneben auch Menschenfresser war, hat noch nicht definitiv behauptet werden können; die deutlichen Spuren von Menschenzähnen an Kinderknochen, die man zusammen mit steinernen Pfeilspitzen und Bruchstücken roher Thongefäße in Schottland ausgegraben hat, geben aber allerdings der Vermuthung Raum, daß der Mensch jener weit zurückliegenden Periode dem Kannibalismus gefröhnt hat. Auch Ausgrabungen in Belgien, in Burgund, in den Pyrenäen lassen dergleichen Folgerungen zu, ohne doch die Frage mit endgiltiger Bestimmtheit zu entscheiden. Fassen wir aber in das Auge, daß es noch jetzt einzelne Völkerstämme gibt, die als Anthropophagen (Menschenfresser) anerkannt sind, so wird es uns nicht allzu groß Wunder nehmen können, wenn unsere europäischen Voreltern sich an kannibalischen Schmäusen gelehrt haben.

Aus der Art des Längenbruches gewisser aufgefundenen Thierknochen läßt sich nachweisen, ob diese letzteren von der Hand des Menschen zerbrochen worden sind; dieser Umstand ist jedoch insofern von nicht geringer Bedeutung, als er darthut, daß die Thiere, deren Knochen offenbar in frischem Zustande geöffnet worden sind, um dem Menschen theils zu Nahrungszwecken, theils zum Salben seines Körpers das in ihnen enthaltene Mark zu liefern, Zeitgenossen der damaligen menschlichen Bevölkerung Europa's ic. gewesen sind. Dergestalt weiß man jetzt, was früher in Zweifel gezogen ward, daß sowohl der große Höhlenbär als der Riesenlöwe (*Felis spelaeus*), jene oben erwähnten Ungethüme der Ter-

tiärepoche, noch gleichzeitig mit dem Menschen in Europa hausten, in Höhlen, die dieser als Wohnstätten verschmähte und die als Thierschlupfwinkel von den letzteren leicht unterschieden werden können. Hat man doch in den Höhlen der wilden Bestien nur unzerbrochene Knochen entdeckt, an denen die Spuren der Thierzähne sich noch wahrnehmen lassen, während dagegen die in den Menschenbehauungen gefundenen Knochen stets auf die gleiche Weise zerschmettert sind, um ihr Mark herzugeben.

Alle die bisher angeführten Daten werfen indeß immer nur ein sehr mattes Licht auf Sitten und Lebensgewohnheiten der urweltlichen Menschen. Anders verhält es sich mit einer Entdeckung, mit der wir uns etwas eingehender zu beschäftigen haben; sie ist in der That geeignet, uns bedeutungsvolle Aufschlüsse über die Urgeschichte unseres Geschlechtes zu ertheilen, aus der uns alle sonstigen historischen Urkunden und Traditionen mangeln. Im Jahre 1852 entdeckte ein Arbeiter am Abhange eines Hügels in der Nähe von Aurignac am Fuße der Pyrenäen eine Art natürlichen Gewölbes, das mit einer senkrechten Steinplatte verschlossen war, und darin siebenzehn Menschengerippe. Der Fund setzte den Ort und seine gesammte Nachbarschaft in nicht geringe Aufregung, und der Maire der Stadt ließ die Gebeine auf dem Friedhose begraben. Acht Jahre darauf hörte der französische Geolog Eduard Dartet bei einer zufälligen Anwesenheit in Aurignac von dem Begebniß, nahm die Grotte in Augenschein und stellte darin wie in ihrer Umgebung sorgfältige Nachgrabungen an. Da fand man nun in den obersten Erdschichten der Höhle noch vollständig erhaltene, weder

gespaltene noch abgenagte Knochen des Höhlenbärs, des Urochsen, des Kenthieres, des Nashorns ic., außerdem bearbeitete Feuersteine, eine an dem einen Ende zugespitzte Waffe aus Kenthierhorn und achtzehn in der Mitte durchbohrte kleine Scheiben, die, wie die Untersuchung ergab, aus den Schalen einer Seemuschel bestanden. Zugleich ergaben die Untersuchungen, die man vor der Höhle anstellte, daß hier zahlreiche Knochen lagen, welche angenagt waren. Dieselben ließen deutlich die durch Beil oder Messer bewirkten Einschnitte erkennen, die Spuren, wo das Fleisch von ihnen abgetrennt worden war, ebenso Eindrückte von Hyänenzähnen, welche während der Nacht an den Gebeinen genagt haben mochten. Einige dieser Knochen trugen auch Brandmerkmale an sich. Genauer spezifizirt war der Fund in und vor der Grotte von Aurignac der folgende:

Von Knochen erloschener Thierarten: die des Mammuth (*Elephas primigenius*), des wollhaarigen Rhinoceros (*Rhinoceros tichorhinus*), des Riesenhirsches (*Megaceros hibernicus*), des Urochsen (*Bison europaeus*), des großen Höhlenbärs (*Ursus spelaeus*), der Höhlenhyäne (*Hyena spelaea*); dazwischen sah man auch Ueberreste von mehreren noch lebenden Thiergeschlechtern, Dachs, Fuchs, Wolf, Iltis, Wildschwein, Kenthier ic.

Von Erzeugnissen des menschlichen Kunstfleißes sammelte man mehr als hundert bearbeitete Kiesel, die meisten in Messerform. Sonder Zweifel waren alle diese Instrumente an Ort und Stelle verfertigt worden, denn die Steine, aus denen die Werkzeuge hervorgegangen, lagen noch dabei. Desgleichen stieß man auf eine beträchtliche Anzahl mannig-

faltiger Gegenstände aus Thierknochen, zumal aus Kenthierhorn: Pfeile mit lanzettförmiger Spitze ohne Flügel oder Widerhaken; Ahlen aus Rehknochen, sorgsam polirt und zugespitzt, um die an einander zu nähernden Felle gut durchdringen zu können; verschiedene, auf beiden Seiten geglättete kleine Platten aus Kenthierhorn, die den Glättwerkzeugen gleichen, deren sich noch heute die Lappländer bedienen, um die groben Nähte ihrer aus ungegerbten Kenthierhäuten gefertigten Kleider zu ebnen. Besonderes Interesse aber gewährt unter diesen kleineren und größeren Geräthen ein in seiner ganzen Länge durchbohrter Augenzahn des Höhlenbären, der jedenfalls als Halschmuck umgehungen wurde. Er zeigt uns einen ersten Versuch künstlerischer Darstellung: die ziemlich naturgetreue Nachbildung eines Vogelkopfes.

Wie man wohl mit einigem Rechte annehmen darf, bezeichnet die Grotte von Aurignac die Stelle eines einstigen Begräbnißortes, der, nach den aufgefundenen Ueberresten längst ausgestorbener Thierfamilien zu urtheilen, dem höchsten Alterthume des Menschengeschlechts angehört. Eine vor der Höhle befindliche dicke Aschenschicht und die dabei liegenden vielen Thierknochen bekunden, daß hier Leichenschmäuse abgehalten worden sind und daß man die Gruft zu wiederholten Malen wieder geöffnet hat, um neue Todte darin zu bestatten, bis sie eines Tages keine stillen Bewohner mehr aufnehmen konnte. Die im Innern des Gewölbes ausgegrabenen unverletzten Thiergebeine aber sind jedenfalls Todtenopfer gewesen, wie auch die verschiedenen dort entdeckten Werkzeuge und Schmuckstücke zum Gebrauche der Todten

in der unbekanntem Welt, der sie zusteueren, dienen sollten. Täuscht man sich in diesen Annahmen nicht, haben wir, um mit den Worten des großen englischen Geologen Sir Charles Lyell (in seinen geologischen Untersuchungen über das Alter des Menschengeschlechts, „Geological evidences of the antiquity of man“) zu reden, hier am Fuße der Pyrenäen wirklich eine alte Todtenstätte vor uns; sind die Ueberbleibsel, die wir an der Schwelle dieses großen Grabes fanden, in der That die Reste ehemaliger Leichenmahlzzeiten; ist das Fleisch, das man in der Grotte selbst niederlegte, der Reisevorrath für die in das Geisterreich Ziehenden gewesen; waren jene Waffen Todtengeschenke, mit denen die Abgeschiedenen in anderen unbekanntem Jagdgründen den Riesenhirsch, den Höhlenbär, den Höhlenlöwen und das wollhaarige Rhinoceros erlegen sollten — alsdann ist die Entdeckung dieser Grotte von Aurignac für die Geschichte unseres Geschlechtes von der außerordentlichsten Wichtigkeit, würde sie doch bestätigen, daß der Mensch auch in jener urweltlichen Steinzeit schon an ein zukünftiges Leben geglaubt hat.

Wenn es vielleicht wunderbar erscheinen könnte, daß die merkwürdige Begräbnißstätte von Aurignac durch so viele Jahrtausende von den Verheerungen durch die großen Wasserfluthen verschont geblieben ist, die schließlich das Ende der Eiszeit herbeiführten, so darf man nicht außer Acht lassen, daß, wie die wahrgenommenen Spuren ergeben, die Gewässer dieser Diluvien in Europa nirgends höher gestiegen sind, als bis zu 250 Meter über dem jetzigen Stande

des Meerespiegels, die Grotte von Aurignac aber in einer Höhe von 430 Metern über dem Mittelmeere gelegen ist.

Nach der Zeit, auf welche der Fund von Aurignac zurückweist, folgten die vorstehend erwähnten mächtigen Ueberschwemmungen, die nach einander eine Periode von Tausenden von Jahren umfassen. In diesen Ueberschwemmungen scheinen Höhlenbär und Höhlenhyäne umgekommen zu sein, dagegen existirten noch die letzten Mammuths, das wollhaarige Rhinoceros und der Höhlenlöwe, während das Renthier sich in massigen Heerden über halb Europa, vom heutigen Scandinavien bis nach den Pyrenäen, ausdehnte. So war vor den Augen der Menschen die Thierwelt eine ganz andere geworden, vor seinen Augen eine große Fauna erloschen. Er selbst, der Zeitgenosse der „Renthierperiode“, wie die Epoche, von der wir jetzt sprechen, wohl genannt wird, verstand noch immer nicht, sich irgend ein Metall zu seinem Gebrauche dienstbar zu machen, noch immer waren es nur Kieselwerkzeuge, Instrumente von Horn und Knochen, die er zu seinen verschiedenen Verrichtungen, zur Jagd, im häuslichen Leben, zum Kampfe mit seines Gleichen benützte, die letzterwähnten Geräthe aber, die Waffen und Werkzeuge aus Thierknochen u. bekunden bereits einen wesentlichen Fortschritt der Vorzeit gegenüber, auch immer häufiger auftretende künstlerische Versuche. Schon erstreckten sich dabei die Beziehungen von Mensch zu Menschen oder von Stamm zu Stamm in ansehnliche Fernen. Die Höhlenbewohner im gegenwärtigen Belgien holten sich z. B. ihre Feuersteine aus dem nordöstlichen Frankreich, von den Hügeln im Osten von Vertus, an der Grenze zwi-

schen der Champagne und der Brie, ja die in mehreren der französischen Höhlen aufgefundenen Schmuckstücke aus den Hörnern der Saiga-Antilope, deren nächster Verbreitungsbezirk erst östlich von den Karpathen erreicht werden konnte, beweisen, daß in jenen entlegenen Zeiten bereits ein räumlich recht ausgedehnter Handelsverkehr bestanden haben muß, trotz der enormen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Wurden doch Flüsse und Ströme nicht von Brücken überspannt und ist doch kein Anzeichen davon vorhanden, daß der Mensch der Renthierzeit Rachen und Boote kannte. Von irgend welchen gebahnten Straßen und Pfaden wird natürlich ebensowenig haben die Rede sein können, und zu alledem denke man sich noch die endlosen Wälder, die den größten Theil Europa's bedeckten!

Ackerbau und Züchtung nützlicher Thiere blieben dem Menschen noch fremde Unternehmungen. Er lebte von den Erträgnissen von Jagd und Fischerei, auch die letztere nur mit Hilfe von Steinwaffen, Harpunen und Wurfspeeren betreibend. Seine Nahrung war somit eine vorwiegend animalische; Renthier- und Pferdefleisch machten seine Hauptspeise aus, allein auch Urochs und Bison, Steinbock und Gemse, ja selbst das Rhinoceros wurden verzehrt, wenn ihm die Tödtung des letzteren glückte. Nach Mark und Gehirn der Thiere zeigte er sich überaus lüstern, fiel jedoch seine Jagd nicht nach Wunsch aus, so nahm er auch mit dem Fleische der Wasserratte fürlieb. In mehreren der französischen Höhlen hat man große Mengen zum Theil Brandzeichen aufweisender Rattenknochen vorgefunden. Da der Mensch indeß von der Natur offenbar nicht als fleisch-

essendes Wesen geschaffen ist, so läßt sich fast mit Gewißheit vermuthen, daß unsere Altvordern in der Renthierperiode auch eine gewisse Pflanzkost nicht verschmäht haben werden, wenn sich ihnen dieselbe ohne ihr Zutun in Wurzeln, Nüssen, wilden Früchten und Beeren z. d. d. bot, wiewohl Spuren solcher vegetabilischen Nahrung aus leicht begreiflichen Gründen in den untersuchten Höhlen und Erdschichten nicht aufgefunden worden sind. Wir müßten denn hieher die Reste zweier Moose rechnen, die man im Jahre 1866 unter vielen hochinteressanten Ueberbleibseln aus der Renthier- oder der ihr unmittelbar vorhergehenden Epoche in der Nähe des alten Klosters Schuffenried an der Quelle des bei Langenargen in den Bodensee mündenden Schuffenflüßchens entdeckt hat, als dort behufs des Straßenbaues der Boden aufgegraben wurde.

Dieser berühmte Schuffenrieder Fund ist überhaupt einer der für uns bemerkenswerthesten, indem er den Beweis liefert, daß Schwaben bereits seine menschlichen Bewohner hatte, als Rheinthäl sowohl wie Bodensee von kolossalen Gletschern oder Eisströmen überschwemmt war. Untermischt mit den aus dem Gletscherlehm ausgewühlten mannigfachen Dokumenten menschlicher Betriebsamkeit, bearbeiteten Renthiergeweißen, hölzernen geglätteten Nadeln, steinernen Angelhaken, lanzettförmigen Feuersteinen, rothen Farbkugeln zum Bemalen der Haut, Aschen- und Kohlenüberbleibseln, fanden sich Knochen des Eis- oder Blausuchses, zweifellos von der nämlichen Gattung, die jetzt in Labrador in Nordamerika heimisch ist, des Fiolstraßes (des unrichtig als Bielfraß bezeichneten marderartigen Thieres,



*Gulo borealis* oder *arcticus*) und dabei jene oben erwähnten Moose, die gegenwärtig nur in den arktischen Regionen und auf unseren Hochgebirgen an der Grenze des ewigen Schnees vorkommen; mithin lagen unbestreitbare Thatsachen vor, daß das südliche Deutschland damals ein hochnordisches Klima gehabt haben muß, unter andauerndem Schnee und Eis erstarrend. Die Geologie will diese weit ausgedehnte Vergletscherung einer „anderen Vertheilung von Land und Wasser in Europa“ zuschreiben. Da nun aber die Umgestaltung der Festlande sich nur in Zeiträumen von außerordentlich langer Dauer vollendet, so würde schon das konstatierte Faktum, daß während der Eiszeit Menschen in Schwaben gelebt haben, das unendlich hohe Alter des Menschengeschlechtes hinreichend bezeugen.

Alle einigermaßen zugänglichen, gegen das Eindringen reißender Bestien geschützten und vom Tageslicht leidlich bestrichenen Höhlen Deutschlands, Frankreichs, Belgiens, Englands *ic.* müssen wir uns in jener Periode von Menschen bewohnt denken. Manche den Unbilden des winterlichen Wetters ausgesetzten Höhlen dienten auch wohl nur als Sommerquartiere; wenigstens sind im südlichen Frankreich dergleichen Felsenschlupfwinkel entdeckt worden, denen jedwede Spur eines einstigen Feuerherdes fehlte. Daß jedoch der Mensch der Kenthierzeit im Allgemeinen sein Pferde- und Ochsenfleisch *ic.* nicht mehr roh verspeiste, davon ist uns, wie bemerkt, mehr als ein unverkennbares Anzeichen überkommen.

Indeß war der Mensch schon nicht mehr ausschließlich Höhlenbewohner, Troglodyt. Ist man doch, zumal im

Perigord in Frankreich, auf allerhand Wohnstätten der urweltlichen Menschen unter freiem Himmel gestoßen. Dieselben lagen immer in der Nachbarschaft von Flüssen und Quellen und an Bergflanken oder Dünenhöhen angelehnt, wie die dort angestellten Nachgrabungen ergeben haben, welche aus einer tiefen Aschenablagerung die gleichen vorzeitlichen Ueberreste — gespaltene Thierknochen, Waffen und Geräthe von Stein, Bein und Holz ic. — an die Oberwelt förderten.

Seine Kleider verfertigte sich der Mensch der Kenthierzeit aus den Fellen der Thiere, die er auf der Jagd erlegte. Im Winter trug er diese Gewänder mit ihrem vollen Haarschmucke, im Sommer entledigte er sich des letzteren; die unzähligen Schabinstrumente aus geschärftem Feuerstein, die in vielen der ehemaligen Höhlenwohnungen ausgegraben worden sind, haben höchst wahrscheinlicher Weise keine andere Bestimmung gehabt, als die Thierhaut ihres Haares zu entkleiden. Das Mark in den Thierknochen mag dann, wie das noch heute von mehreren Indianerstämmen Nordamerika's geschieht, dazu benützt worden sein, um die starre Ungefügigkeit der Felle in Etwas zu lindern. Von den Kleidermoden unserer steinzeitlichen Urväter und Urmütter ist uns leider nichts bekannt, wir wissen nur, daß sie bereits mit der Nähnadel umzugehen verstanden, einem Instrumente, das mit unseren heutigen feinen englischen und Nachener Nähnadeln freilich nicht viel gemein gehabt haben dürfte. Steinerner Pfeilspitzen zum Durchstechen der Felle und Hornnadeln mit Döhren, die das eigentliche Nähgeschäft zu verrichten hatten, sind uns mannigfach erhalten. Auch steht fest, daß man anstatt unseres

Zwirnes oder sonstiger Fäden die Sehnen der Wiederkauer, namentlich des Kenthieres, gebrauchte. Selbst ein gewisses Luxusbedürfniß, der Sinn für künstlerischen Schmuck des Lebens begann sich allmählig zu regen. Nicht nur, daß man sich mit Arm- und Halsbändern aus den Schalen theils fossiler, theils noch lebender Seemuscheln oder aus durchbohrten Thierzähnen, aus den Ohrknochen des Pferdes, aus Feuerstein zc. zierte, man begann sogar, sich auf Zeichen- und Bildhauerkunst zu legen. So besitzt man aus dieser Epoche unter Anderem eine im Jahre 1864 von dem erwähnten französischen Gelehrten Eduard Lartet im Perigord aufgefundenene Elfenbeinplatte, die zwar in fünf Stücke zerbrochen war, doch derart, daß sie leicht wieder zusammengesetzt werden konnte; auf derselben ist mit feichten Schnitten, doch mit auffälliger Sicherheit und Lebenswahrheit das Bild eines im vollen Laufe befindlichen Mammuths dargestellt. Ein anderes dieser urweltlichen Kunstwerke, in derselben Gegend zu Tage gefördert, zeigt einen in Kenthierhorn gravirten Elephantenkopf, ein drittes, ebenfalls in Kenthiergeweih geschnitten, ein Mammuth in ganzer Figur. Sämmtliche dieser merkwürdigen Zeugnisse vorhistorischer Kunst erregten auf der Pariser Weltausstellung von 1867 ein nicht geringes Interesse.

Jahrtausende um Jahrtausende aber rauschten dahin, und endlich kam der Tag, da der Mensch das Metall bearbeiten lernte, zunächst das Kupfer und dessen Legirung mit Zinn, die Bronze oder das Erz schlechthin. Damit verschwand nach und nach der Kiesel aus dem Gebrauche und trat der Mensch in eine neue Kulturepoche ein, die in-

deß von viel kürzerer Dauer war, als die Steinzeit, vielleicht kaum zweitausend Jahre in sich begreifend. Ihr folgte eine dritte große Civilisationsepoche, die Zeit des Eisens, in der wir selbst noch leben. Sie sowohl indeß, wie die Bronzeperiode, fällt nicht eigentlich mehr in den Zeitraum der Urwelt, mithin auch nicht in den Rahmen unserer Darlegung, die nur vom ersten Kindheitsalter des Menschengeschlechts eine Vorstellung zu geben versuchen wollte.

---

## Mannigfaltiges.

---

**Häuserinschriften.** — Es ist eine gute alte Sitte, welche sich im Hessenlande, wie in anderen deutschen Gauen, bis auf den heutigen Tag erhalten hat, die Bauernhäuser und die Scheunen mit Inschriften zu versehen. In den holperigen Versen prägt sich deutlich das Gemüthsleben des Volkes aus, und oft gestatten sie sogar einen tiefen Blick in das Denken und Treiben des Einzelnen, auch wenn sie nur angeben, von wem oder wann der Bau errichtet ist. Neben diesen nie fehlenden Angaben findet man zuweilen nur kurze Bitten um den Schutz und Segen Gottes, wie die folgenden:

Der Ausgang und der Eingang mein  
Soll Dir, o Gott, befohlen sein.

---

Gott segne dies Haus und jeden Stand,  
Den Bürger in der Stadt und den Bauer auf dem Land.

---

Gib Segen und Gedeihen,  
 Gesundheit und Genesen,  
 Besonders aber denen,  
 Die diesen Spruch thun lesen.

Allgemeine Betrachtungen und Anreden an den Leser sind auch nicht selten:

Wer bauen will an off'ner Straßen,  
 Der muß Jedermann reden lassen;  
 Ich halte allen Reden still  
 Und laß es gehen, wie Gott will.

Dies Haus ist mein und doch nicht mein;  
 Wer nach mir kommt, wird's auch so sein.

Man jaget, es sei böse Zeit,  
 Soll lieber sagen, böse Leut!  
 Die Zeiten bleiben immer,  
 Die Leute werden schlimmer.

Glaube, Liebe, Treu und Recht,  
 Die vier haben sich schlafen gelegt;  
 Wenn sie wieder aufersteh'n,  
 Wird's besser in der Welt ausseh'n.

Wenn dieses Haus so lange hält,  
 Bis aller Reid und Haß verfällt,  
 So steht es bis an's End' der Welt.

Für Wandrer sind die Sprüch' gemacht,  
 Drum steh' und lies sie mit Bedacht.  
 Den Spötter laß ich lachen,  
 Er mag sie besser machen.

An einem besonders stattlichen Haus stand:

Das Glück hat viele Reider,  
Gott hilft doch immer weiter.  
Sind der Reider noch so viel,  
Gott macht, wie er's will.

und an einem kleinen ärmlichen Häuschen in der Nähe:

Ist dieses Haus auch arm und klein,  
Es wohnen zufriedene Menschen drein.

Eine Inschrift kam mir so dunkel vor, daß ich den Besitzer des Hauses um eine Erklärung bat; ich erfuhr, daß es ein Räthsel sei, hinter dem er seinen Vornamen Jonas verbergen wollte:

Es lag ein Mann an einem Ort,  
Er lag ganz still und kam doch fort.  
Er jah weder Tag noch Licht,  
Doch war sein Herz auf Gott gericht'.

Elfaß.

**Originelle Verwechslung.** — Gegen den renommirten Irrenarzt Doktor Blanche äußerte ein fremder Gelehrter, der nach Paris gekommen war, den Wunsch, einmal mit einem Verrückten zusammen zu speisen. Blanche lud ihn in Folge dessen auf den folgenden Tag zu sich zu Tisch. Der Gelehrte fand hier zwei ihm unbekante Gäste, von denen der Eine im schwarzen Anzuge, weißer Kravatte und goldener Brille sehr ehrwürdig aussah. Sein Haar war schneeweiß; er brückte sich sehr elegant aus und machte bisweilen über die gelehrten Tagesfragen, die verhandelt wurden, die feinsten Bemerkungen. Der andere Gast war dagegen auffällig nachlässig gekleidet, und die nur locker umschlungene Kravatte ließ den Hals bloß. Das lange schöne Haar war in den Nacken zurückgeworfen. Sein Teint war dunkel, seine Augen glänzten. Er sprach mit außerordentlicher Schnelligkeit und zwar über Alles, über gutes und schlechtes Wetter, über Politik und Ballet, ohne bei irgend einem Gegenstande zu ver-

weisen, oder den Anderen Zeit zu lassen, ein Wort mit einzuflechten. So schwatzte er unermüdet munter und geistreich fort über klassische Schule und Romantik, über dies und jenes, und spöttelte über die ernstesten Dinge. Beim Dessert flüsterte der Gelehrte dem Doktor Blanche mit einem Seitenblicke auf seinen gesprächigen Nachbar in's Ohr: „Nehmen Sie meinen besten Dank, der Geistesranke ist sehr unterhaltend.“ — „Aber Sie sind im Irrthum,“ antwortete der Arzt mit unterdrücktem Lachen eben so leise. „Der Andere, der Alte, ist verrückt! — „Wie, der Andere! Und dieser Herr, der so viel spricht?“ — „O, das ist Balzac, der berühmte Romanschreiber!“

R.

**Bestattungsweisen im Alterthum.** — Das Verfahren der Mumifizirung bei den alten Egyptern darf als bekannt vorausgesetzt werden; die Perser bestatteten die Leichen in offenen Särgen, welche im Freien ausgesetzt wurden, damit die Raubvögel das Fleisch verzehrten, was auch heute in Indien und manchen anderen Ländern noch ebenso geschieht. Babylonier und Assyrier dagegen legten ihre Todten seltsamer Weise in Honig, ein Verfahren, welches auch beim Tode Alexanders des Großen beobachtet wurde. Die Kolchier nähten die Leichen in eine Haut und hingen sie in den Bäumen auf, die Hyrkanier warfen sie den Hunden, die Iberier den Vögeln vor und die Sabäer, obwohl ein sehr reiches Volk, warfen sogar die Leichname ihrer Könige als Mist in die Düngergrube. Die Driten schleppten die irdischen Reste der Verstorbenen in den Wald als Fraß der Raubthiere und von den Skythen wird sogar berichtet, daß sie das Fleisch der Todten, mit Schafffleisch vermengt, selbst gegessen hätten. — Die alten Deutschen verbrannten ihre Leichen und bei den Gothen mußten noch bis zum sechsten Jahrhundert n. Chr. auch die Frauen ihrem verstorbenen Manne in den Tod folgen. Alte und Schwerranke wurden auf dem Scheiterhaufen von einem fremden Manne erdolcht und dann verbrannt. Unter den Hoch-

deutschen — Bayern, Schwaben ic. — scheint in vorchristliche Zeit durchweg die Verbrennung üblich gewesen zu sein, bei den Franken kannte man beides: Verbrennung und Bestattung. Die Hessen begruben ihre Todten schon in der heidnischen Zeit; die heidnischen Thüringer hielten dagegen bis in die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts hinein am Verbrennen fest, die Sachsen bis zur Zeit Karls des Großen und die Scandinavier noch länger. Die Juden haben niemals die Leichenverbrennung gekannt; die Gallier und Slaven aber hatten den letzteren Modus, bis in späteren Zeiten die Veerdigung sich dazwischen mischt und endlich allein üblich wird. F. R.

**Aus dem Leben zweier Komiker.** — Eines der bedeutendsten mimischen Talente, welche die deutsche Bühne je geziert haben, war der Wiener Komiker Wenzel Scholz, mit seinem wahren Namen v. Plümecke aus Oldenburg. Wie Recht Schiller hat, wenn er sagt: „Dem Mimen flieht die Nachwelt keine Kränze,“ das flieht man auch hier wieder. Wer spricht heute noch von Wenzel Scholz, der ehemals in Aller Munde war, der nur auf der Bühne zu erscheinen brauchte, um einen Sturm von Gelächter hervorzurufen? Nicht einmal die Konversationslexika, diese Mädchen für Alles, bewahren seinen Namen. Um so mehr mag es gerechtfertigt sein, wenn wir hier mit einigen kleinen Anekdoten sein Andenken auffrischen. Eine der vielen kleinen Eigenheiten des großen Schauspielers war die, daß er viermal unglücklich verheirathet war, und nichtsdestoweniger zum fünften Male zum Traualtar schritt. Dieses fünfte Mal im Jahre 1855 als 72jähriger Greis! Und seine Braut — ein Mädchen von 16 Jahren! Kein Wunder, daß Alles Ach und Weh darüber schrie und nur Unheil und Elend prophezeite. Scholz ließ sich dadurch seinen Humor nicht nehmen, wie er denn überhaupt wenig danach fragte, was die Welt dazu meinte, wenn er etwas für gut fand. Indeß ward die Mißbilligung der Welt doch wohl der Anlaß zu einem Verse,



den er am Hochzeitstage dem Bruder seiner jungen Frau in's Album schrieb. Diese nämlich, die Tochter eines Beamten, hieß mit ihrem Familiennamen Mölzer. Unser Komiker machte davon folgende poetische Nutzenwendung:

„Mölzer ist wohl stolz  
Auf seinen Schwager Scholz;  
Doch Scholz ist noch viel stölzer  
Auf seinen Schwager Mölzer.“

Besonders berühmt war Scholz wegen seiner unnachahmlich dummen Gesichter. Er durfte mit dieser Physiognomie eben nur stumm einen Augenblick in's Publikum blicken und die Mine des Gelächters explodirte. Auch der verhärtetste Hypochonder vermochte der komischen Gewalt dieser Visage nicht zu widerstehen. Einer seiner Collegen, Johann Nestroy, an Talent und Witz ihm ebenbürtig, war einst in einer Posse sein Partner und erlaubte sich dabei an passender Stelle die Improvisation: „Du bist wahrhaftig nicht so dumm, als Du ausiehst!“ — „Nicht wahr, Bruder?“ erwiederte Scholz selbstgefällig, erhielt aber sofort die trockene Aufklärung: „Nein, Du bist noch dümmer!“ — Sehr zu bedauern bleibt es, daß die Zeitgenossen Nestroy's nicht sorgsam die zahlreichen zum Theil ungemein geistvollen Bonmots gesammelt haben, die er im täglichen Umgange und namentlich auf der Bühne auszustreuen pflegte. So sagte er unter Anderem: „Manche Besucher begleitet man nur deshalb bis an die Thüre, damit man gewiß ist, daß sie auch wirklich fortgehen.“ — Häufig äußerte er nicht ohne ein gewisses tragikomisches Pathos: „Seid mißtrauisch gegen jeden Menschen; am meisten aber — gegen Euch selbst.“ Der unerlöschliche Humorist! Nun liegt er schon achtzehn Jahre im Grabe!

II.

**San Francisco.** — Die Bevölkerung von San Francisco, welche Stadt im Jahre 1845 nicht mehr denn 100 Einwohner zählte, hat mit einer wahrhaft erstaunlichen, fast an das Wunder-

bare grenzenden Schnelligkeit zugenommen. Vor zehn Jahren enthielt die Stadt 150,000 Einwohner; vier Jahre später, am 1. März 1872, betrug deren Zahl 178,276, und nach weiteren vier Jahren erreichte sie die Höhe von 301,020; sie hatte sich also vermehrt um 122,744, so daß auf jedes Jahr die stattliche Summe von 30,686 kommt. Der Zuwachs nimmt von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man die alljährlich entstehenden neuen Gebäude betrachtet und den sich immer steigenden Verkehr in allen Theilen der Stadt beobachtet. Man darf mit Sicherheit behaupten, daß die Einwohnerzahl von San Francisco sich gegenwärtig auf mindestens 330,000 beläuft. Es steht zu erwarten, daß in fünf bis sechs Jahren die Bevölkerung eine halbe Million betragen wird. Allerdings befindet sich unter dieser Bevölkerung auch eine große Anzahl von Chinesen, welche sich nicht mit der weißen Rasse verschmelzen. Ihr Zubrang wird immer heftiger: im Jahre 1876 zählte man 32,000, jetzt ist diese Zahl bis auf 40,000 gestiegen, so daß die weiße Bevölkerung allein etwa 290,000 Menschen ausmacht.

M. S.

### Zur Weinverfälschung im 18. Jahrhundert. —

Die Verfälschung des Weines ist nicht etwa eine Erscheinung der Gegenwart, sondern war schon den Römern bekannt, die dem Nebensaft nicht selten Blei zusetzten. Nach dem Untergange des Römerreiches scheint diese nichtswürdige Manipulation in den darauf folgenden Völkerwanderungen in Vergessenheit gerathen zu sein, um später nach mehreren Jahrhunderten wieder aufgefunden zu werden. Die schändliche Gewinnssucht bemächtigte sich sofort dieser lebensgefährlichen Verfälschungsmethode und betrieb dieselbe namentlich in den Wein produzierenden Ländern des südlichen Deutschlands in solchem verderblichen Umfange; daß die Behörden mit den schärfsten Strafen gegen die Fälschung des Weines mit Blei einschreiten mußten. Als die gewöhnlichen Strafen an Ehre und

Vermögen nichts nützen, verhing man in einigen Ländern, z. B. im Herzogthume Württemberg, selbst die Todesstrafe über diejenigen, denen eine wissentliche Verfälschung des Weines mit Bleizucker nachgewiesen werden konnte. Hierauf nimmt folgende unterm 10. August 1706 von Stuttgart aus erlassene Bekanntmachung Bezug: „Obwohlen über die in den Reichskonstitutionen enthaltenen heilsamen Verordnungen in anno 1696 das Weinverfälschen sowohl mit dem Lithargyrio (Bleischlacke) als anderen schädlichen Facturen, von neuem bei namhafter Geldstrafe, auch nach Befinden der Dinge bei Ehren-, Leibs- und Lebensstraf in diesem Herzogthum verboten worden, so hat sich jedoch vor weniger Zeit erfunden, daß ein Küfer, Hans Jakob Ehrni genannt, sowohl in einigen Orten dieses Herzogthums, als der nahe gelegenen Reichsstadt Ehlingen und anderswo die hoch verpönte Verfälschung mit denen ziemlich schlechten und sauren 1702r und 1703r Weinen abermalen zu praktiziren unterstanden. Wie nun in gepflogener genauer Inquisition sich ergeben, daß dadurch hin und wieder etliche Personen an ihrer Person merklichen Schaden erlitten, einige auch gar daran gestorben seynd: als ist ihm zu wohl verdienter Straffe in allhiefiger Residenzstadt der Kopf abgeschlagen, auch die von dergleichen verbotenen Weinkünsten zusammengescriebene Büchlein aboliret und durch den Henker öffentlich verbrandt; sonsten auch durch Vernichtung und Auslaufung der adulterirten Weine fernere Unheil vorgebeugt worden.“

S. Ww.

**Entschlossene Antwort.** — Aus dem Leben des wegen seiner Grausamkeit berühmten Tyrannen von Persien, Schah Nadir, der bei der Eroberung von Delhi 200,000 Einwohner niedermetzeln ließ und am 20. Juni 1747 selbst ermordet wurde, erzählt man folgende Anekdote: „Welches Gebet hältst Du für das kräftigste?“ fragte der Schah einst einen Derwisch, „zwanzigmal will ich es jeden Nachmittag beten.“ — „Großer Schah,“

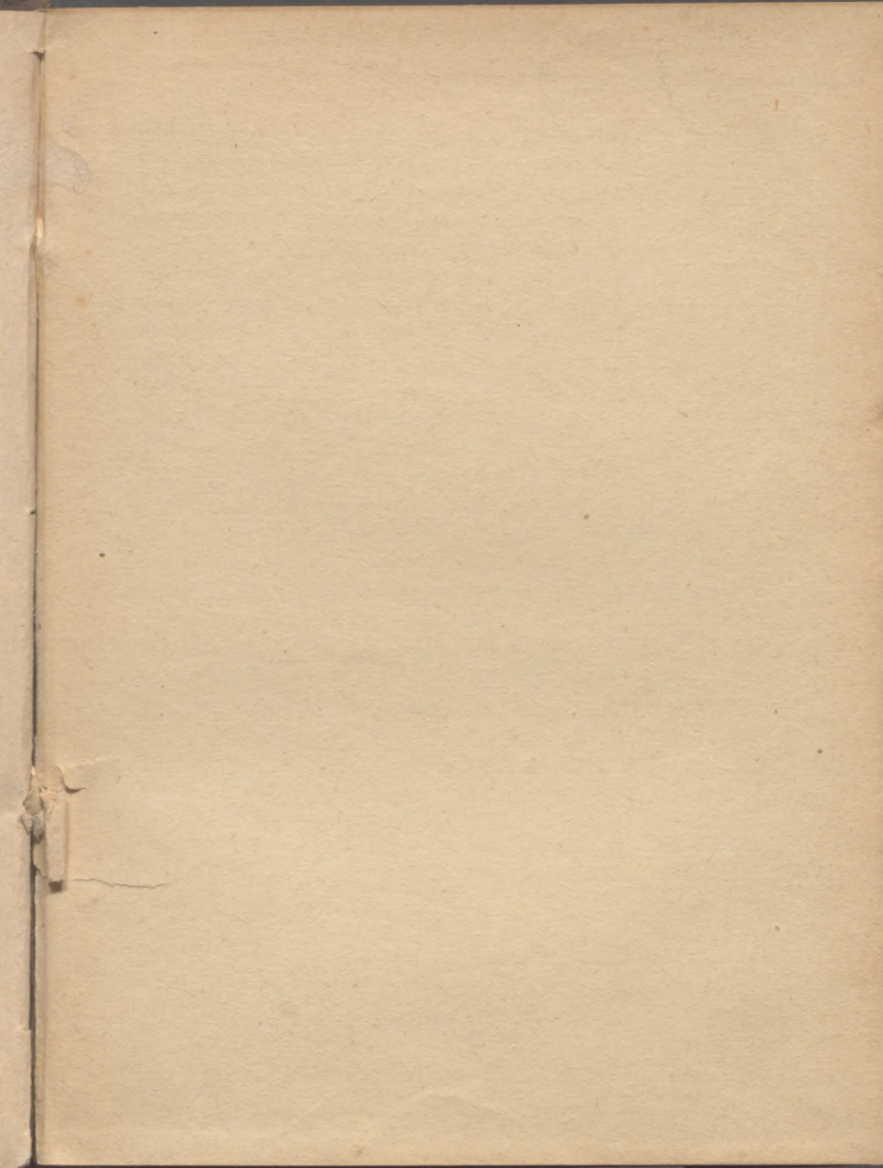
entgegnete der Gefragte, „Dein Schlaf ist dem Herrn des Himmel und der Erde angenehmer, als alle Gebete. Schlafe den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch, bis die Sonne auf Dein Lager scheint, und Du hast mehr gethan als gebetet.“ — Erstaunt über diese Reden, forderte der Tyrann Erklärung. Da erhob der kühne Derwisch die rechte Hand himmelan und sagte: „Wenn Du die volle Wahrheit hören willst, so höre. Dein Schlaf bannst wenigstens eine Zeit lang Dein Schwert in die Scheide und gönnt Deinen Unterthanen Stunden der Ruhe. Schlafe, schlafe, so lange Du willst, und Dein Volk wird für Dich beten, so lange, bis Du schlafend in die Arme der ewigen Vergeltung fällst.“ — Nadir erbehte und der Derwisch durfte sich ungestraft entfernen. H.

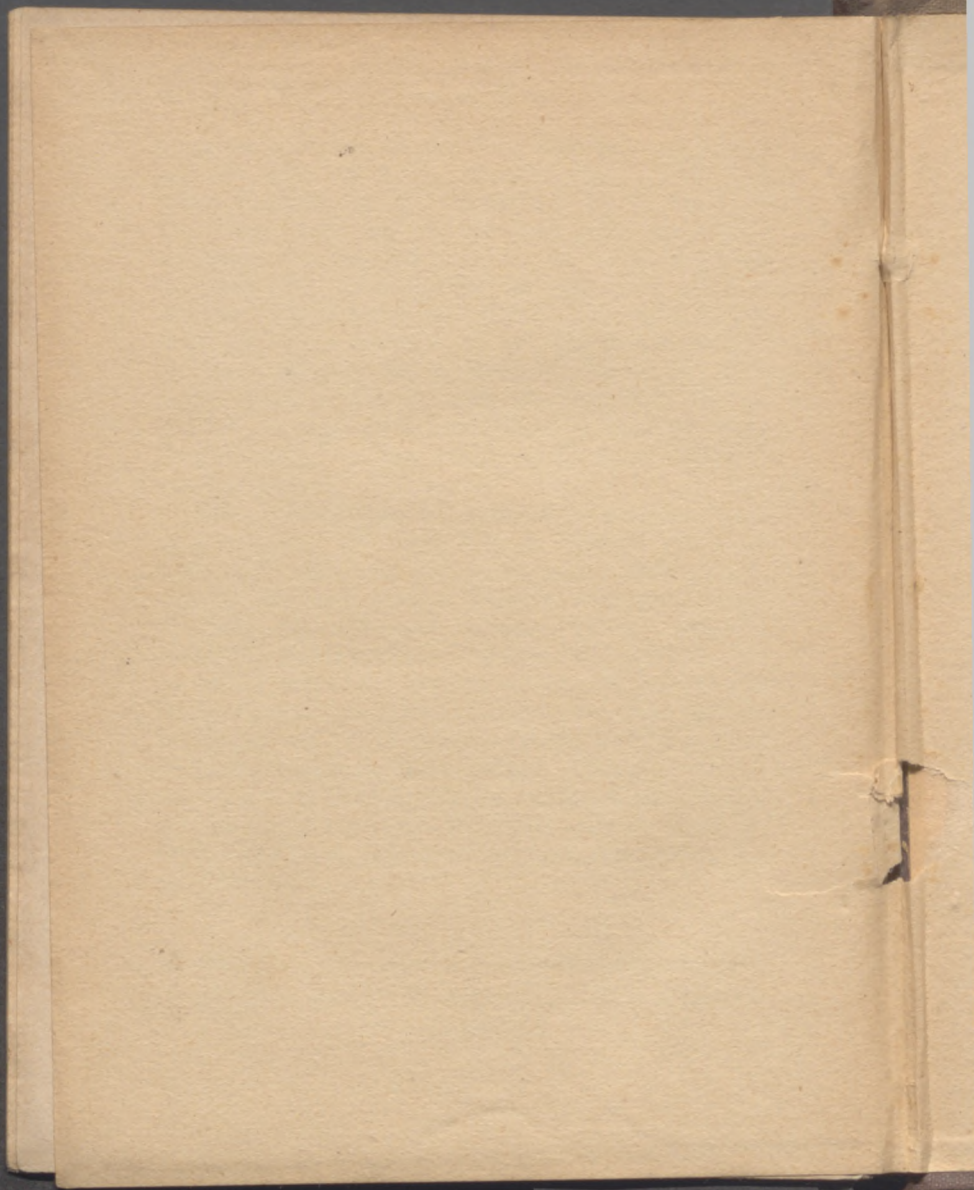
**Wie riesenhaft der Wasserdruck** des atlantischen Oceans ist, zeigt folgende noch wenig bekannte Thatsache. Wenn ein Schiff auf der Fahrt nach Amerika die größten Tiefen passirt, wird den Reisenden zuweilen folgender interessanter Versuch vorgeführt. Eine vollkommen unberührte und wie gewöhnlich verschlossene Flasche Champagner wird mit dem Sektklei so tief wie möglich hinabgelassen und nach vielleicht zehn Minuten wieder herausgezogen. Statt des Champagners findet man jetzt beim Auflösen des Drahtes und Oeffnen des Korkes nur Meerwasser in der Flasche, trotzdem der Flaschenverschluß vollkommen unverfehrt war. Der starke Druck der über der Flasche lastenden Wasserfäule hat nämlich das schwere Meerwasser durch die Poren des Korkes hineingepreßt, während der leichtere moussirende Wein hinausgedrückt wurde. R.

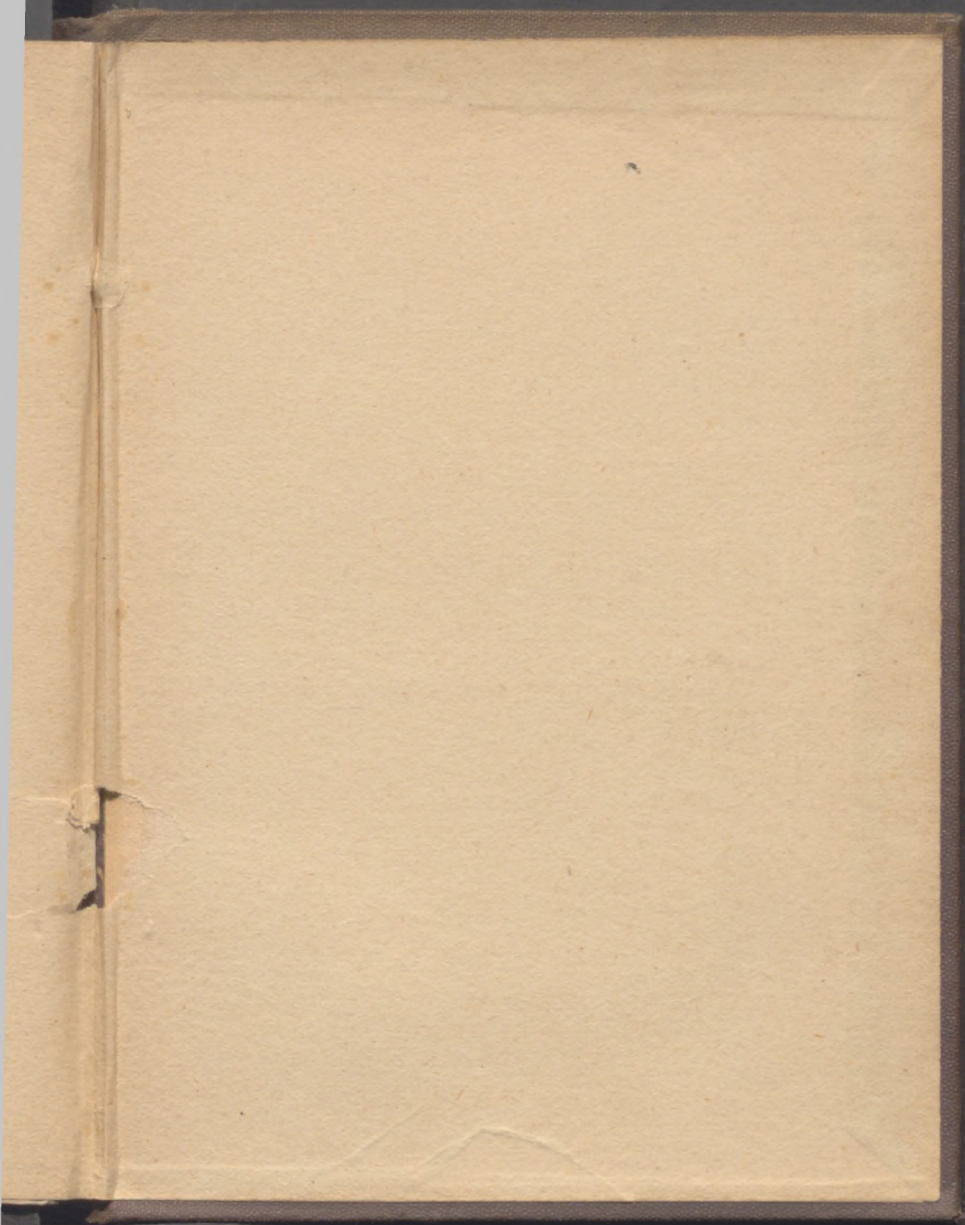
---

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein  
in Stuttgart.









Biblioteka Główna UMK



300020173963